o. hisp. 48c - 1
Cervantes

<36611982830019

<36611982830019

Bayer. Staatsbibliothek

Lehrreiche Erzählungen

von

Miguel de Cervantes Saavedra,

übersetzt

von

D. W. Soltau.

Erster Band. Seite

I. Das Zigeunermädchen. 1
II. Der edelmüthige Liebhaber. 151
III. Rinconet und Cortadillo. 256
IV. Die englische Spanierinn. 343

Königsberg, 1801.
bey Friedrich Nicolovius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Ihro Majestät

die Königinn

von

Großbritannien.

Allergnädigste Königinn!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die huldreiche Aufnahme, welche Eure Königliche Majestät meiner Uebersetzung des Hudibras haben angedeihen lassen, hat mich, so wie die Erlaubniß, welche Eure Majestät mir allergnädigst zu ertheilen geruhet haben, Ihnen meine Uebersetzungen der beyden vorzüglichsten Werke des Cervantes (seines Quixote und seiner Erzählungen) zu-

eignen zu dürfen, auf die angenehmste Weise überrascht.

Um für diese unverdiente Gnade meine ehrfurchtvolle Dankbarkeit in solchen Ausdrücken an den Tag zu legen, welche Eurer Königlichen Majestät würdig wären, wünschte ich mir die Beredsamkeit meines grossen Vorgängers. Weil ich aber fühle, wie weit ich in diesem Stücke gegen ihn zurückstehen würde, so begnüge ich

mich damit, Eurer Königlichen Majestät diese geringen Opfer mit wenigen kunstlosen und ungeschminkten Worten darzubringen; und zugleich mit desto mehr Wahrheit und Fülle des Herzens den Wunsch zu äussern, daß der Himmel Eure Königliche Majestät an der Seite Ihres Königlichen Gemahls viele glückliche Jahre erhalten wolle; zur Freude der Völker,

welche Sie mit Recht verehren und segnen.

Ich habe die Ehre, mit tiefster Ehrfurcht zu seyn

Allergnädigste Königinn!
Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigster
D. W. Soltau.

Zueignungsschrift

an den

Grafen von Lemos.

Diejenigen, welche ihre Werke einem grossen Herrn zueignen, begehen gemeiniglich zweyerley Fehler.

Erstlich lassen sie sich (entweder von der Wahrheit, oder von der Schmeicheley) verleiten, in der Zueignungsschrift, die eigentlich kurz und bündig seyn soll, ein

Langes und Breites zu erzählen von Handlungen, die nicht nur ihre Väter und Großväter, sondern alle ihre Vettern, Freunde und Gönner verrichtet haben.

Zweytens irren sie, wenn sie sagen, daß sie ihre Werke dem Schutze ihrer Patronen übergeben, damit die Tadler und Lästerer sie nicht beschmitzen und zerreissen.

Ich vermeide diese Ungereimtheiten, und übergehe mit Stillschweigen den Glanz und die Grösse des uralten und fürstlichen Hauses Eurer Excellenz und die unendliche Zahl Ihrer angebohrnen und erworbenen Tugenden. Mögen die neuen Phidias und Lysippus Marmor und Erz suchen, um

sie darin zu bilden und zu graben, auf daß sie mit ewigen Zeiten wetteifern. Eben so wenig bitte ich Eure Excellenz, dieß Buch in Schutz zu nehmen; denn ich weiß wohl, wenn es nichts taugt, so mag ich es dem Vogel Greif des Astolph unter die Flügel schieben, oder es in den Schatten der Keule des Herkules stellen, so werden darum die Zoilus, die Cyniker, die Aretin und die Bernias sich nicht hindern lassen, es zu verketzern, ohne sich an jemand zu kehren. Ich bitte Eure Excellenz bloß, zu bemerken, daß ich Ihnen hiermit ohne viele Umstände ein Dutzend Geschichtchen sende, die sich unterstehen würden, sich mit den besten zu messen, wenn sie nicht aus meinem Hirn entsprun-

gen wåren. Da gehn sie nun hin, recht oder schlecht, wie sie sind; und ich bleibe hier, und freue mich, indem ich glaube, Eurer Excellenz einigermassen zu zeigen, daß ich wůnsche, Ihnen als meinem wahren Herrn und Wohlthåter zu dienen.

Madrid den 13 Julii 1618.

Miguel de Cervantes Saavedra.

Vorrede des Cervantes.

Gerne, mein liebster Leser! wär' ich der Mühe überhoben gewesen, diese Vorrede zu schreiben; denn mit derjenigen, die ich meinem Don Quixote voranschickte, ist es mir nicht so erwünscht gegangen, daß sie mir Lust machte, es zum zweyten Mahl zu versuchen. An der gegenwärtigen ist einer von meinen Freunden Schuld, deren ich mir in meinem Leben mehrere durch meine Gutmüthigkeit, als durch meine Verdienste erworben habe. Dieser Freund könnte mich wohl,

wie es Sitte und Gebrauch ist, auf dem ersten Blatte dieses Büchels in Kupfer ätzen und stechen, wozu ihm der berühmte Don Juan de Jauregui gern mein Bildniß liefern würde. Damit wäre meine Eitelkeit befriedigt worden, und den Wünschen einiger Leser Genüge geleistet, die gern wissen möchten, welche Miene und Gestalt der Mann haben mag, der sich untersteht, mit so mancherley Fünden in der Welt aufzutreten. Unter dem Bilde stände dann etwan geschrieben: „Der Mann hier mit dem Adlersgesichte; mit dem braunen Haar und der glatten freyen Stirne; mit dem fröhlichen Blick; mit der krummen, aber nicht häßlichen Nase; mit dem Silberbart, der vor kaum zwanzig Jahren noch golden war; mit dem starken Stutzbart und kleinen Munde, der eben nicht reichlich mit Zähnen

versehen ist, deren er überhaupt nur ein halbes Dutzend hat, schlecht genug beschaffen und noch schlechter gepflanzt, weil sie nicht auf einander passen; mittelmässig von Wuchs! frisch von Gesichtsfarbe und eher weißlich, als braun; ein wenig gedukt, und nicht gar leicht zu Fuß: Dieser Mann (sag' ich) ist der Verfasser der Galatea und des Don Quixote von la Mancha. Er hat auch nach dem Beyspiele des Cesar Caporali von Perugia eine Reise auf den Parnaß geschrieben, und noch einige andere Werke, die sich hie und da zerstreut finden; manche vielleicht ohne den Nahmen ihres Verfassers. Man nennt ihn gewöhnlich Miguel de Cervantes Saavedra. Er war viele Jahre Soldat, und sechsthalb Jahr in der Gefangenschaft, wo er lernte die Widerwärtigkeit mit Geduld zu ertra-

gen. In dem Seetreffen bey Lepanto verlohr er die linke Hand durch einen Büchsenschuß; eine Verletzung, die ihn zwar entstellt, die er aber für eine Schönheit achtet, weil er sie bey der denkwürdigsten Gelegenheit erhielt, welche vergangene Jahrhunderte gesehen haben, und künftige sehen können, indeß er unter den siegreichen Fahnen des Sohnes jenes unüberwindlichen Carls des fünften (glorreichen Andenkens) focht." Und wenn diesem Freunde, über welchen ich mich beklage, nichts weiter als dieses von mir zu sagen einfiel; so würde ich selbst ihm noch ein Par Dutzend Geschichten von mir ins Ohr gesagt haben, die meinen Ruhm ausbreiten und meiner Erfindung Ehre machen sollten. Denn man muß ja nicht glauben, daß dergleichen Lobreden immer wahr sind. Lob und Tadel haben

gemeiniglich keine gewisse Richtschnur, nach welcher man sie abmißt.

Weil aber nun einmahl diese Gelegenheit versäumt ist, und ich ohne Bild und Ueberschrift geblieben bin, so muß ich wohl meinen eigenen Schnabel wetzen; der zwar bisweilen ein wenig stammelt, jedoch dann nicht, wenn er ein Par Wahrheiten vorbringt, die man auch wohl durch Winke und Zeichen verständlich machen kann. Also will ich Dir nur sagen, abermahl geliebter Leser! daß niemand über diese Erzählungen eine lange Brühe machen muß, weil sie weder Kopf, noch Füsse, noch Eingeweide haben, oder irgend etwas, das dem ähnlich ist. Denn die verliebten Reden, die in einigen derselben vorkommen, sind der Vernunft, der Sittlichkeit, und der Religion

so wenig entgegen, daß sie weder dem einfältigsten, noch dem witzigsten Leser einen unreinen Gedanken einflößen werden.

Ich habe ihnen den Nahmen lehrreicher Erzählungen beygelegt, und wenn Du darauf achtest, so wirst Du wohl finden, daß keine darunter ist, aus welcher man nicht eine gute Lehre, oder Beyspiel ziehen könnte. Wenn ich nicht fürchtete, zu weitläuftig zu werden, so könnt' ich Dir wohl selbst das Angenehme und Nützliche anzeigen, welches sie alle zusammen und jede besonders enthalten.

Meine Absicht war, meinen Landsleuten ein Trucktafelspiel zu liefern, wo ein jeder mitspielen kann, ohne Gefahr, sich den Kopf an den Kolben einzustossen; das

ist: ohne Schaden an Seel' und Leib zu nehmen. Denn ein angenehmer und unschuldiger Zeitvertreib ist vielmehr nützlich, als schädlich.

So wie man nicht immer in der Kirche sitzen kann, so kann man auch nicht immer beten. Man kann sich auch nicht immer mit Arbeiten beschäftigen, sie mögen so nützlich und wichtig seyn, wie sie wollen. Es giebt Stunden der Musse, in welchen der ermüdete Geist sich erhohlen will. Deswegen pflanzt man Lustwälder; darum sucht man die Quellen und Bäche; darum ebnet man die Hügel und bauet die Blumen und Früchte des Gartens.

Noch eine Sache darf ich Dir wohl sagen: Wenn ich wüßte, daß das Lesen die-

ser Erzählungen bey irgend jemand einen ungeziemenden Wunsch erregen könnte, so würde ich mir die Hand, womit ich sie schrieb, lieber abhauen, als sie ans Licht stellen. Ich befinde mich nicht in einem Alter, um mit der Zukunft Scherz zu treiben; denn mit meinen Jahren bin ich nicht nur aus dem Jahr, sondern schon ein Mandel darüber hin.

Mein Geist trieb mich an, diesen Weg einzuschlagen; mein Hang heißt mir ihn fortsetzen, und zwar um desto mehr, da ich glaube, (und gewiß bin), daß ich der erste bin, der in unserer castilianischen Sprache selbst erzählt. Die vielen andern Novellen, die bey uns gedruckt werden, sind durchgängig aus fremden Sprachen übersetzt; aber diese sind mein Eigen-

thum, und ich habe sie weder geborgt, noch gestohlen. Meine Einbildungskraft hat sie erzeugt; meine Feder hat sie zur Welt gebohren; und die Presse giebt ihnen ihre Ausbildung.

In der Folge (wenn ich lebe) verspreche ich Dir die Leiden des Persiles, ein Buch, welches sich untersteht, sich mit dem Heliodor zu messen; wenn ihm nicht etwan diese Keckheit übel bekommt. Vorher aber (und zwar bald) sollst Du die Fortsetzung der Thaten des Don Quixote und der launigen Schwänke seines Sancho zu sehen bekommen; und hiernächst die Wochen im Garten. Mit so schwachen Kräften, wie die meinigen, verspreche ich Dir sehr viel — aber wer kann seiner Neigung Zügel anlegen?

Dieß bitte ich Dich noch zu beherzigen: Da ich es wage, diese Erzählungen dem grossen Grafen Lemos zuzueignen, so steckt vielleicht noch etwas Geheimes dahinter, das ihren Werth erhöhet.

Nun auch nichts mehr, als: Gott sey mit Dir, und gebe mir Geduld, das Afterreden einer Schaar von Witzlingen und Stutzern mit Gleichgültigkeit zu ertragen! Vale.

Wenn der wortreiche Cervantes in seiner wohlklingenden und volltönenden Sprache mit einem Aufwande von Beredsamkeit erzählt, der nicht selten an Redseligkeit gränzt, so hören wir ihm ohne Ueberdruß zu, und sagen, ihm zu Liebe, gern mit dem Licentiaten Pedro Perez im Quixote: des Guten hat man selten zuviel.

Der deutsche Uebersetzer fühlte zwar, daß unsere Muttersprache sich nicht so gut mit dieser Weitläuftigkeit des Vortrags vertrüge, wie die Spanische; er hielt es aber dennoch für Pflicht, seinem Vorgänger auch in dieser Rücksicht, so viel möglich, getreu zu bleiben. Wenn er jedoch hin und wieder ein Wort, oder eine Stelle, die er wirklich für müssig und geringfügig hielt, übergangen; wenn er z. B. in der englischen Spanierinn die hyperbolischen Ergiessungen der Königinn Elisabeth gegen ihre Kammerfrau über Isabellens Reize nicht wörtlich nachgeschrieben; wenn er die umständliche Be-

schreibung des Handels zwischen der Königinn und dem französischen Kaufmann wegen des Wechsels auf Spanien ganz weggelassen hat; wenn er in der Beschreibung der Manövers und Gebräuche zur See (in derselben Erzählung) sich mehr nach demjenigen gerichtet hat, was er selbst Gelegenheit hatte, von dergleichen Dingen zu sehen, und zu erfahren, als nach den Worten des Cervantes; so wird man ihm das hoffentlich nicht als eine Verletzung der Treue eines Uebersetzers anrechnen. Er hat sich zwar in seiner Vorerinnerung zum Quixote mit einem Kupferstecher verglichen, der aus dem vor ihm liegenden Gemählde keine Figur weglassen dürfe. Er hält sich aber deswegen nicht für verbunden, jeden kleinen Fehlstrich und Flecken, der dem Pinsel des Mahlers unvermerkt entwischte, ängstlich nachzukritzeln.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

I.

Das Zigeunermädchen.

Es scheint, daß die Zigeuner und Zigeunerinnen nur zum Stehlen gebohren werden. Von diebischen Aeltern gezeugt, unter Dieben erzogen, zur Dieberey von Jugend auf gewöhnt, erwachsen sie zu ausgelernten und abgefeimten Dieben und Räubern, und die Lust zum Stehlen und das Stehlen selbst werden ihnen so zur Natur, daß sie sie mit sich ins Grab nehmen.

Eine Alte von diesem Volke, die in der Wissenschaft des Cacus grau geworden war, erzog ein junges Mädchen unter dem Titel ihrer Enkelinn, welcher sie den Nahmen Preciosa gegeben, und sie in allen Künsten, Schlichen und Kniffen der

Zigeuner unterrichtet hatte. Diese Preciosa ward die vollkommenste Tänzerinn unter der ganzen Zigeunerschaft, und zu gleicher Zeit das schönste Mädchen, welches nicht nur unter den Zigeunern zu finden war, sondern unter den liebenswürdigsten weiblichen Geschöpfen, die jemahls durch Witz und Schönheit berühmt wurden. Weder die Sonne, noch die Luft, noch die Unfreundlichkeit der Witterung, welcher die Zigeuner mehr, als andere Leute, ausgesetzt sind, konnten den lieblichen Glanz ihrer Gesichtsfarbe und den zarten Bau ihrer weissen Hände zerstören. Aber was noch mehr zu bewundern ist, man bemerkte an ihr, ungeachtet ihrer rohen Erziehung, die deutlichsten Kennzeichen, daß sie von bessern Leuten, als von Zigeunern, abstammte; denn sie war im höchsten Grad einnehmend und vernünftig. Bey dem allen war sie ein wenig muthwillig; doch nie in solchem Uebermasse, daß ihre muntere Laune die Gränzen der Sittsamkeit überschritten hätte; sondern bey allem ihren Scharfsinn war sie so züchtig, daß in ihrer Gegenwart keine Zigeunerinn, weder alt noch jung, sich unterstand, unzüchtige Lieder zu singen, oder ungezogene Reden zu führen. Mit einem Worte, die Alte entdeckte in ihrer Enkelinn einen Schatz, wel-

chen sie beschloß zu nutzen, und wie ein alter Adler ihr Junges auf den Ausflug mit zu nehmen, um es zu lehren, seine Fänge zu gebrauchen. Preciosa zog aus, mit einem reichlichen Vorrath von Sarabanden, Seguidillas und andern Volksliedern und Versen, die sie mit ausnehmender Anmuth sang. Ihre verschmitzte Großmutter wußte wohl, daß dergleichen Spielwerke und Artigkeiten, verbunden mit der zarten Jugend und grossen Schönheit ihrer Enkelinn, eine mächtige Lockspeise seyn würden, die ihr Gelegenheiten verschaffte, ihren Beutel zu füllen. Sie vergaß daher nicht, sich solche Gedichtchen zu verschaffen, wie und wo sie nur konnte; und es fehlte ihr nie an Poeten, die sie ihr mittheilten; denn es giebt ihrer eben so viele, die sich mit den Zigeunern verstehen und ihnen ihre Werkchen verhandeln, als den Blinden, für welche sie Wunderwerke dichten, und den Ertrag derselben mit ihnen theilen; denn die Art des Erwerbs ist mannichfaltig in der Welt, und der Hunger treibt manches Genie zu Erwerbzweigen, die auf keiner Productenkarte zu finden sind.

Preciosa bestand ihre Lehrjahre in verschiedenen Gegenden von Castilien, und wie sie ihr

funfzehntes Jahr erreichte, zog ihre vermeynte Großmutter mit ihr nach Madrid, und zwar nach ihrem gewohnten Quartier auf dem Felde von Santa Barbara, wo die Zigeuner gewöhnlich lagern, in der Hoffnung, ihre Waare in der Residenz geltend zu machen, wo alles feil ist und alles gekauft wird. Der erste Tag, an welchem Preciosa in Madrid erschien, war der Festtag der heiligen Anna, der Patroninn und Schutzheiligen der Stadt. Sie befand sich in einem Reihen, der von vier alten und vier jungen Zigeunerinnen getanzt, und von einem Zigeuner angeführt ward, der ein grosser Tänzer war. Sie waren zwar sämtlich reinlich und artig gekleidet, aber Preciosens Aufzug war so vorzüglich, daß sie allmählich das Auge eines jeden bezauberte, der sie betrachtete, und lauter, als den Schall der Cymbeln und Tamburine und das Gewühl des Tanzes, hörte man das Gemurmel der Lobsprüche, welche man der Schönheit und Grazie der kleinen Zigeunerinn ertheilte. Die Knaben liefen ihr nach, und mit aufmerksamen Blicken zollten ihr die Männer Bewunderung. Wie sie vollends ihre Stimme hören ließ (denn es war ein Tanz mit Gesang), da hätte man sehen sollen, wie sich jede Stimme laut zu ihrem Lobe erhob.

Die Vorsteher des Festes waren einstimmig, ihr den Preis und das Kleinod der besten Tänzerinn zuzusprechen, und wie sie in der Marienkirche vor dem Bilde der heiligen Anna ihren Reihen getanzt hatten, nahm Preciosa ihre Cymbel, und sang, indem sie im leichten und künstlichen Tanze einher schwebte, folgende Romanze:

Köstlicher Fruchtbaum,
der manches Jahr
zum Schmerz des Garten
unfruchtbar war,

Ihn lange warten
und harren ließ,
und ihm nur wenig
Hoffnung verhieß;

Von welcher Zögerung
der Gram entsprang,
der ihn den Tempel
zu meiden zwang.

Heiliges dürres Land,
du trugst zuletzt
Frucht, die mit Ueberfluß
die Welt ergetzt.

Münzhans, aus welchem
der Stämpel kam,
den zum Gepräge
der Gottmensch nahm.

Mutter der Tochter,
an welcher wunderbar
die Allmacht zeigte,
wie groß sie war.

Durch deine eigene
und ihre Macht
hast Du uns Flehenden
oft Heil gebracht.

Liebreich und gütig,
(das glauben wir,)
gehorcht noch immer
dein Enkel Dir.

Wie manche Aeltern
wünschen Dir gleich
an Herrlichkeit zu seyn,
im Himmelreich!

Welch eine Tochter,
und welch ein Schwiegersohn
und welch ein Enkel!!!
Du könntest schon

Triumphe singen
mit Fug und Recht;
allein dein Sinn ist nur
schlicht und gerecht,

Wie deiner Tochter.
Mit ihr zugleich
sitzest du nächst bey Gott
im Himmelreich,
und deiner Glorie
ist keine gleich.

Preciosens Gesang bezauberte alle Zuhörer. „Gott segne das Mädchen!“ rief hier eine Stimme, und dort eine andere: „Schade, daß die Kleine eine Zigeunerinn ist. Wahrlich sie verdiente, die Tochter eines vornehmen Herrn zu seyn.“ Andere, deren Empfindung weniger fein war, sagten: „Laßt das Mädel nur heranwachsen; sie wird ihr Schäfchen schon zu scheren wissen. Gelt, sie wird ein feines Fischgarn werden, um Herzen zu fischen!“ Ein anderer, der zwar gutmüthiger, aber auch plumper und ungeschliffener war, schrie ihr zu, indem sie so leicht im Tanze schwebte: „Frisch auf, kleine Hexe, frisch auf! Geh zu, Liebchen, und rege den Staub auf, daß er wirbelt.“

„Soll schon wirbeln," antwortete Preciosa, und ließ sich im Tanze nicht stören.

Jetzt war die Vesper vorbey; das Fest der heiligen Anna ging zu Ende, und Preciosa war vom Tanz ein wenig ermüdet; allein sie hatte sich durch ihre Schönheit, ihren Witz und ihren Verstand, und durch ihre Geschicklichkeit im Tanzen, überall so grossen Beyfall erworben, daß man in der ganzen Stadt von ihr sprach. Nach vierzehen Tagen kam sie wieder nach Madrid, nebst drey andern Mädchen, mit ihren Cymbeln und mit einem neuen Tanze. Sie wußten alle verschiedene Romanzen und andere lustige Liederchen, die jedoch sämtlich züchtigen Inhalts waren; denn Preciosa gab nicht zu, daß in ihrer Gegenwart unordentliche Lieder gesungen würden, und sie selbst sang sie nie; welches von vielen bemerkt, und weswegen sie sehr geschätzt ward. Die alte Zigeunerinn wich ihr nie von der Seite, und bewachte sie wie ein Argus, damit man sie ihr nicht raubte und entführte. Sie nannte sie ihre Enkelinn, und Preciosa hielt sie für ihre Großmutter. In der Tolederstrasse stellten sie sich im Schatten zum Tanze, und es währte nicht lange, so schloß die Menge, die ihnen nach-

folgte, einen grossen Kreis um sie her. Während des Tanzes sammelte die Alte milde Gaben von den Umstehenden, und es regnete allenthalben viertel und achtel Realen, wie Tropfen im Gewitterschauer; denn die Schönheit ist mächtig genug, die schlafende Milde zu wecken. Wie der Tanz vorbey war, sagte Preciosa: „Wenn Ihr mir vier Quartos gebt, so sing' ich Euch eine ganz vortreffliche Romanze, wie unsere Königinn Margareta in Valladolid zur Kirchgangsmesse ging in der Sanct Lorenz Kirche. Ich kann Euch sagen, daß sie sehr schön ist, und daß sie ein Poet gemacht hat, der für ein Haupt des Geschwaders gelten kann." Sie hatte kaum ausgeredet, als ihr fast der ganze Kreis mit einmüthiger Stimme zur Antwort gab: „Singe, Preciosa, hier sind meine vier Quartos," und nun hagelte es wieder Quartos, daß die Alte kaum Hände finden konnte, sie aufzusammeln. Wie sie ihre Ernte und Weinlese gemacht hatte, ließ Preciosa wieder ihre Cymbel klingen, und sang in den rauschenden Ton die folgende Romanze:

Hört, wie jüngst zur Kirchgangmesse,
ging der Königinnen Beste,
reich an Tugend, reich an Ruhme,
und an beyden gleich unschätzbar.

Alle Augen zieht sie auf sich;
alle Herzen zieht sie an sich,
die in ihrer Pracht sie sahen,
die auf ihre Andacht merken.

Oestreichs Sonne *) geht an einer
Seite; an der andern wandelt
ihr die liebliche Aurora, **)
ihren Himmelswerth verkündend.

Strahlend folget ihren Tritten
ein Gestirn, ***) das plötzlich aufging
an dem Abend jenes Tages,
um den Erd' und Himmel trauern.

Giebt es Sterne, die am Himmel
strahlenvolle Wagen bilden,
so giebt's Wagen, wo ihr Himmel
von lebend'gen Sternen strahlet.

Schmunzelnd streicht der alte Chronos
sich den Bart, verjüngt sich, wandert
muntern Schritts mit schweren Füssen;
denn die Freude heilt das Fußweh'.

---

*) Der König.

**) Die Infantinn Anna Mauritia.

***) Der neugebohrne Prinz Philipp IV. der am Charfreytag Abend gebohren war.

Voll von schmeichelhaften Reden
folgt der Gott, der gerne plaudert;
und von Gold und Perlen strotzen
Amor's reiche Livereyen.

Furchtgebietend geht der Kriegsgott
in der wohlverzierten Hülle
mehr als eines raschen Jünglings
(der vor seinem Schatten zittert).

Und der Donnergott *) gesellt sich
zu dem Hause jener Sonne;
denn dem Mann ist nichts unmöglich,
der sich durch Verdienst in Gunst setzt.

Dort prangt Luna auf den Wangen
mehr als einer ird'schen Göttinn,
hold von Antlitz, wie Cythere,
keusch, wie Vesta, in den Sitten.

Hundert kleine Ganymede
schwärmen, kreuzen, gehn und kommen
in dem bunten Sternenkreise
dieser wundervollen Sphäre.

Damit alles uns entzücke,
alles uns Erstaunen bringe,
treibt freygebig ihren Aufwand
hier die Pracht bis zur Verschwendung.

---

*) Der Herzog von Lerma, der neben dem Könige ging

Hier sind Maylands reiche Stoffe;
beyder Indien Edelsteine;
aus Arabien umduften
uns die reinsten Wohlgerüche.

Mit verzerrtem Angesichte
beißt der Neid sich in die Lippen;
doch mit unverfälschtem Herzen
freuet sich der treue Spanier.

Fern von allem finstern Unmuth
eilt der allgemeine Frohsinn
durch die Straßen und die Märkte,
laut und wild und ausgelassen.

Aber auch im Stillen öffnet
sich der Mund zu manchem Segen,
wenn die Kinder leise lallen,
was die Väter laut gesungen.

Einer sagt: „Sey, edle Rebe,
fruchtbar. Wachse, blühe, schmiege
fest Dich an den hohen Ulmbaum,
der Aeonen Dich beschatte,

Dir zum Heil und ihm zur Wonne,
Spanien zum Glück und Ruhme,
und zur Stütze unsrer Kirche,
und dem Mahomet zum Schrecken!“

Dort ruft eine andre Stimme:
„Heil Dir! holde weisse Taube.
Zweygekrönte junge Adler
sollen einst von Dir entspringen,

Die den Räuberschwarm der Geyer
weit umher von uns verscheuchen,
und bescheidne stille Tugend
unter ihre Schwingen sammeln.“

Zierlicher in seinem Ausdruck,
reich an Witz, vermischt mit Würde,
ruft, mit Freude in dem Blicke
und im Munde, dort ein andrer:

„Diese köstlichste der Perlen,
Die Du, Oesterreich, uns schenktest,
wird der Feinde List vereiteln,
wird des Frevlers Anschlag stören,

Neue Hoffnungen erwecken,
böse Wünsche täuschen, Schrecken
und Verwirrung denen schicken,
die mit Unglück schwanger gehen.“

In den Tempel ging der Zug jetzt,
jenem Phönix einst geheiligt,
dessen Leib in Rom verbrannt ward,
dessen Geist in Wonne thronet.

Vor dem Bilde unsers Lebens,
der Gebieterinn des Himmels,
die, weil sie in Demuth lebte,
jetzt einher auf Sternen wandelt;

Vor der jungfräulichen Mutter,
die zugleich die Braut und Tochter
Gottes ist, fiel Margareta
jetzt aufs Knie, und sprach die Worte:

„Sieh, ich opfre Dein Geschenk Dir,
Geberinn, die nie ermüdet;
denn wo Du nicht Gunst gewährest,
da wohnt nichts, als Noth und Elend.

Sieh, den Erstling meiner Früchte
weih ich, hochgelobte Jungfrau,
Dir. Verschmähe mein Geschenk nicht;
nimm es an, und hilf es bessern.

Dir empfehl' ich seinen Vater,
der sich wie ein Atlas krümmet
unter dem Gewicht der Reiche
in so weit entlegnen Ländern.

Sieh, ich weiß, das Herz des Königs
ist in Gottes Hand. Ich weiß auch,
was Du willst (bist Du mir gnädig)
das kannst Du von Gott erlangen."

Wie sie dieß Gebet geendigt,
stimmten ähnliche Gebete
mit ihr ein, in lauten Hymnen,
die die Welt zum Himmel machten.

Nach dem Dienst der heil'gen Messe
ging in königlichem Schmucke
und umringt von ihrer Sphäre
diese Himmlische zurücke.

Preciosa hatte kaum ihre Romanze geendigt, so erhob der ansehnliche und ernsthafte Kreis ihrer Zuhörer einmüthig seine Stimme und rief: „Singe noch, liebe Preciosa; Quartos sollen Dir nicht fehlen, wie Sand am Meer.“ Ueber zweyhundert Menschen sahen dem Tanze zu, und horchten auf den Gesang der Zigeunerinnen. Mitten in dem Fluge des Tanzes kam einer von den Stadtrichtern vorbey, und fragte, wie er so viele Leute versammelt sahe, was das zu bedeuten hätte. Man gab ihm zur Antwort, sie hörten dem Gesange der schönen Zigeunerinn zu. Der Stadtrichter, der ein wenig neugierig war, hörte eine Weile mit an; doch um seiner Würde nichts zu vergeben, wartete er nicht bis die Romanze zu Ende war. Da ihm indessen die kleine Zigeunerinn ausserordentlich ge-

fallen hatte, schickte er einen Pagen ab, und ließ der alten Zigeunerinn sagen, sie sollte gegen Abend mit ihrem Mädchen nach seinem Hause kommen, weil er wünschte, daß Donna Clara, seine Gemahlinn, sie hören möchte. Der Page richtete seine Bothschaft aus, und die Alte versprach zu kommen. Der Tanz und Gesang ging zu Ende, und sie gingen weiter. Indem näherte sich Precio sen ein wohlgekleideter Edelknabe, und sagte zu ihr, indem er ihr ein zusammengefaltetes Papier gab: „Singe diese Romanze, Preciosa; sie ist sehr gut, und ich will Dir von Zeit zu Zeit mehrere geben, die Dir den Ruhm der besten Romanzensängerinn zuwege bringen sollen.“

„Das soll mir lieb seyn zu erfahren (antwortete Preciosa). Seyd so gut, mein Herr, und vergeßt nicht, sie mir zu geben, mit der Bedingung, daß ihr Inhalt sittlich sey; und wenn Ihr Bezahlung dafür verlangt, so laßt uns den Preis dutzendweise verabreden. Jedes Dutzend, das ich absinge, will ich Euch bezahlen; denn Geld voraus müßt Ihr nicht erwarten.“

„Wenn mir Jungfer Precioschen nur eine Verschreibung giebt, so bin ich zufrieden (sprach

der Edelknabe); und jede Romanze, die nicht gut und sittlich ist, wird nicht gerechnet."

„Die Rechnung und Auswahl müßt Ihr mir überlassen," versetzte Preciosa; und darauf gingen sie weiter die Strasse entlang, wo die Zigeunerinnen von einigen Cavalieren an einem Gitterfenster angerufen wurden. Preciosa trat näher an das Fenster, welches niedrig war, und sah' in einem wohlgeschmückten kühlen Saale eine Menge Cavaliere, deren einige auf und abgingen, und andere an den Spieltischen sassen.

„Fallen auch Sporteln für uns ab?" fragte Preciosa mit lispelnder Zunge. Denn alle Zigeuner lispeln; zwar nicht von Natur, sondern weil sie sich daran gewöhnen.

Alle Spieler standen auf, und die Spatziergänger standen still, so bald sie Preciosens Stimme hörten, und ihr Gesicht erblickten, und alle liefen an das Fenster, um sie zu sehen; denn sie hatten schon von ihr gehört. „Kommt herein, Ihr Mädchen (riefen sie), kommt nur herein; Ihr sollt Sporteln haben."

„Wenn Ihr Herrn uns nur nicht necken wollt," sprach Preciosa.

„Nein, auf Cavaliersparole nicht (antwortete ihr einer). Komm getrost herein, mein Kind; es soll Dir niemand ein Haar krümmen, bey dem Orden, den ich an der Brust trage!" und er legte die Hand auf ein Ordenskreuz von Calatrava, das er trug.

„Willst Du hineingehen, Preciosa, (sprach eine von den drey Zigeunerinnen, die mit ihr gingen), so geh' in Gottes Nahmen; ich gehe nicht mit dahin, wo so viele Mannsleute sind."

„Weißt Du was, Christine? (antwortete Preciosa) wenn Du vorsichtig handeln willst, so hüte Dich, mit einer Mannsperson allein zu seyn, und nicht mit so vielen zusammen. Denn unter so vielen ist man um desto sicherer, und braucht sich weniger vor Beleidigungen zu fürchten. Merke Dir eine Sache, Christine, und halte sie für gewiß: ein Frauenzimmer, das ihre Sittsamkeit selbst nur bewahren will, ist sicher mitten unter einem Heer von Soldaten. Freylich ist es gut, wenn man die

Gelegenheiten, vermeidet, aber nur die geheimen, und nicht die öffentlichen."

„So laß uns hineingehen, Preciosa (sprach Christine). Du weißt mehr, als mancher Gelehrte."

Die alte Zigeunerinn redete dem Mädchen auch zu, und sie gingen hinein. Kaum trat Preciosa in den Saal, so ward der Cavalier mit dem Orden das Papier gewahr, welches sie in den Busen gesteckt hatte, und nahm es ihr weg.

„Nehmt mir mein Papier nicht, mein Herr (sagte sie). Es ist eine Romanze, die man mir diesen Augenblick erst gegeben hat, und ich habe sie selbst noch nicht gelesen."

„Also kannst Du lesen, mein Töchterchen?" fragte einer von den Cavalieren.

„Ja wohl, und auch schreiben (antwortete die Alte). Ich habe meine Enkelinn erzogen, als wenn sie die Tochter eines Gelehrten wäre."

Der Cavalier öffnete das Papier, und fand ein Goldstück darin. „Ey, ey, Preciosa! (sprach er) da bekommst Du ja einen Brief mit dem Postgelde darin. Hier ist ein Goldstück, das in der Romanze lag.“

„Der Poet muß mich wohl gewiß für arm halten (sprach Preciosa). Denn es ist wohl mehr Wunder, daß ein Poet mir einen Thaler giebt, als daß ich ihn annehme. Wenn seine Romanzen immer solche Beylagen enthalten, so mag er meinetwegen das ganze Magazin der Romanzen ausschreiben, und sie mir eine nach der andern zuschicken. Ich will ihnen wohl den Puls fühlen, und wenn er auch ein wenig hart schlägt, so will ich mich doch erweichen lassen, sie anzunehmen.“

Jedermann bewunderte den Witz der kleinen Zigeunerinn, und die Artigkeit, womit sie sich ausdrückte. „Leset laut, mein Herr, (sprach sie) so werden wir hören, ob der Poet eben so geschickt, als freygebig ist.“ Der Cavalier las, was folget:

Du liebliche Zigeunerinn!
man nennt mit Recht Dich schön;
allein Du gleichst dem Diamant,
das läßt dein Nahme sehn.

Man nennt Dich Preciosa, weil
Du köstlich bist, und hart;
denn stets hat sich die Schönheit gern
mit Sprödigkeit gepaart.

Wenn mit dem Wachsthum deines Werths
dein Stolz sich auch vergrössert,
so wird fürwahr durch deinen Reiz
die Welt um nichts gebessert.

Du wirst ein kleiner Basilisk
und tödtest mit den Blicken,
und deine Tiranney wird uns,
so sanft sie ist, doch drücken.

Und wo wuchs dieses Kleinod auf?
In Bettlerhütten war es,
am armen unberühmten Strand
des kleinen Manzanares.

Jetzt ist er mit dem goldnen Strom
des Tajo gleiches Ranges,
und Preciosa macht ihn noch
berühmter, als den Ganges.

Du weissagst lauter gutes Glück,
und böses (Zauberinn!)
bringst Du. Nicht eines Weges geht
dein Liebreiz und dein Sinn.

Denn tödtest Du gleich jedes Herz,
das deiner Schönheit huldigt,
so glaubst Du, daß dein leichter Sinn
bey jedem Dich entschuldigt.

Man sagt zwar, daß dein ganzer Stamm
ein Volk von Zaubrern sey;
doch wahrer, als die ihrige,
ist deine Hexerey.

Denn um die alle, die Dich sehn,
unfehlbar zu berücken,
so trägst Du, loses Mädchen! stets
den Zauber in den Blicken.

Bewundernd sehn wir, wenn Du Dich
im leichten Tanze schwingest.
Du tödtest, wenn Du auf uns blickst;
bezauberst, wenn Du singest.

Du hexest hunderttausendfach,
und weißt mit Zürnen, Lachen,
mit Reden, Schweigen, Kommen, Fliehn,
das Feuer anzufachen.

Die Felsenbrust, das Herz von Eis
muß zu Gebot Dir stehn;
und daß Dir jedes gern gehorcht,
kann man an meinem sehn.

Der dieses, Preciosa, Dir
in Demuth hat geschrieben,
wird, Schönste! Dich bis in den Tod,
zwar arm, doch zärtlich lieben.

„Der letzte Vers spricht von Armuth; das ist ein schlimmes Zeichen (sprach Preciosa). Die Verliebten sollten nie ihrer Armuth erwähnen; denn mich däucht, die Armuth ist, zumahl im Anfang, eine grosse Feindinn der Liebe.“

„Wer lehrt Dich das, Mädchen?“ fragte sie einer.

„Wer sollt' es mich lehren? Hab' ich nicht meine eigenen fünf Sinne? Bin ich nicht schon funfzehn Jahr alt? Ich bin weder dumm, noch einfältig, und die Zigeunerinnen werden ganz anders gewitzigt, als andere Menschen. Es giebt keinen dummen Zigeuner, und keine schläfrige Zigeunerinn. Da sie sich durch Witz, List, Verschlagen-

heit und Künste forthelfen müssen, so wetzen sie ihren Scharfsinn jeden Augenblick, und geben ihm keine Minute Zeit, zu rosten. Seht einmahl diese Mädchen, meine Begleiterinnen an, wie sie dastehen und schweigen, als wenn sie nicht fünf zählen könnten. Aber steckt ihnen einmahl den Finger in den Mund, und fühlt ihnen auf den Weisheitszahn, so werdet Ihr sehn, ob er scharf oder stumpf ist. Bey uns giebt es kein Mädchen von zwölf Jahren, das nicht so viel wüßte, als ein anderes von fünf und zwanzig; denn sie haben den Teufel und die Erfahrung zu Lehrmeistern, von denen sie in einer Stunde mehr lernen, als andere in Jahren."

Alle Gegenwärtigen verwunderten sich über die Reden der kleinen Zigeunerinn, und es gab Sporteln, nicht nur von den Spielern, sondern auch von den Zuschauern. Die Alte sammelte über dreissig Realen, worauf sie fröhlicher, als ein Bauer am Kirmsfest, ihre Schäfchen vor sich hin trieb, und sich nach dem Hause des Herrn Stadtrichters begab, nachdem sie den Cavalieren versprochen hatte, zu seiner Zeit mit ihrer kleinen Herde wieder zu kommen, um solchen freygebigen Herren ein Vergnügen zu machen. Doña Clara, die Ge-

mahlinn des Stadtrichters, war schon benachrichtigt, daß die Zigeunerinnen kommen würden, und erwartete sie mit Ungeduld, umgeben von ihren Dueñas und Mädchen, und in Gesellschaft einer Dame aus der Nachbarschaft, welche alle sich versammelt hatten, um Preciosen zu sehen. Wie sie mit ihren Gespielinnen herein trat, schien sie unter ihnen hervor, wie eine Fackel unter den kleinern Lichtern. Alles umringte sie, die eine, sie zu umarmen, die andere, sie zu betrachten, und es war des Wunders und der Lobsprüche kein Ende. Doña Clara lobte bald das Gold ihrer Haare, bald das Himmelblau ihrer Augen. Ihre Nachbarinn musterte alle ihre Reize, und betrachtete jedes Glied und Gelenk ihres Körpers. Indem ihr ein Grübchen in ihrem Kinn in die Augen fiel, rief sie aus: „Welch ein Grübchen! In diese Grube muß ein jedes Auge fallen, das sie nur ansieht.“

Ein alter bärtiger Kammerdiener der Doña Clara, der zugegen war, sagte: „Ich muß nichts von Gruben verstehen, wenn das eine Grube ist, und nicht vielmehr ein Grab, in welchem die feurigsten Wünsche lebendig begraben werden. Bey Gott! die Kleine ist so allerliebst, als wenn sie

von lauter Silber oder Zuckerkuchen gemacht wäre. Kannst Du wahrsagen, Liebchen?"

„Auf drey und viererley Art" versetzte Preciosa.

„Auch das noch? (rief Doña Clara). Bey dem Leben des Stadtrichters meines Gemahls! Du sollst mir wahrsagen, mein Goldmädchen, mein Silbermädchen, mein Perlenmädchen, mein himmlisches Mädchen! — Ich weiß nichts mehr, was ich Dich noch Liebes nennen kann."

„Gebt Ihr nur die Hand (sprach die Alte). Aber gebt ihr auch was, womit sie das Kreuz machen kann. Ihr sollt sehen, was für Sachen sie Euch sagen wird. Sie weiß mehr, als ein Doctor der Arzneykunst."

Die Frau Stadtrichterinn griff in die Tasche; fand aber keinen Pfennig darin. Sie forderte einen Viertelreal von ihren Mädchen; aber keine konnte ihn aufbringen; auch die Frau Nachbarinn nicht. Wie Preciosa es merkte, sagte sie: „Alle Kreuze sind zwar gut; aber mit Gold oder Silbermünze

lassen sie sich am besten machen, und Eur Gnaden müssen wissen, wenn man sie mit Kupfermünze macht, so schadet es dem Glück; wenigstens dem meinigen. Deswegen mach' ich immer gern das erste Kreuz mit einem Goldstück, oder mit einem harten Thaler, oder wenigstens mit einem halben; denn es geht mir wie den Küstern, die sich immer freuen, wenn's hübsche Opferpfennige giebt."

„Du hast herrliche Laune, Mädchen, (sprach die Frau Nachbarinn). Herr Contrero (sagte sie zu dem Kammerdiener), Ihr habt wohl ein Stück von vier Realen bey der Hand. Leiht es mir; so bald mein Gemahl der Doctor kommt, will ich 's Euch wiedergeben."

„Ich habe wohl eines (antwortete Contrero); es steht aber für zwey und zwanzig Maravedis zu Pfande, die ich gestern Abend verzehrt habe. Gebt mir die nur, so will ich es den Augenblick einlösen."

„Wir haben alle zusammen keinen Viertelreal (sagte Doña Clara), und Ihr verlangt von uns zwey und zwanzig Maravedis! Geht, Contrero, Ihr führt immer alberne Reden."

Eine von den Mädchen, die den Geldmangel im Hause bemerkte, fragte hierauf Preciosen: „Hat es nichts zu sagen, mein Kind, wenn man das Kreuz mit einem silbernen Fingerhut macht?“

„Ganz und gar nicht (sprach Preciosa). Mit silbernen Fingerhüten lassen sich die Kreuze am besten machen, wenn ihrer nur viele sind.“

„Einen hab' ich (sprach das Mädchen). Hier ist er, wenn Ihr ihn brauchen könnt; aber mit der Bedingung, daß Ihr mir auch mein Glück sagt.“

„Für einen Fingerhut so viel gutes Glück! (brummte die alte Zigeunerinn). Mache nur fort, Enkelchen, es wird schon spät.“

Preciosa nahm den Fingerhut, und die Hand der Frau Stadtrichterinn, und sagte:

Blanke Schwester, blanke Schwester,
mit dem silberweissen Händchen!
Dein Gemahl hat Dich noch lieber,
als der Alpujarrenkönig.

Bist ein Täubchen ohne Galle;
aber auch bisweilen wilder,
als die Löwinn von Oran
und der Tieger von Bengalen.

Doch wie man die Hand nur umdreht,
legt sich auch dein Unmuth wieder,
und Du bist so süß, wie Zucker,
und noch sanfter, als ein Lämmchen.

Liebst den Zank mehr, als das Essen;
bist ein wenig eifersüchtig,
ob dein Mann, aus Lust zum Scherze,
nicht den Richterstab beyseit setzt.

Wie Du Jungfrau war'st, bewarb sich
einst um Dich ein feiner Jüngling.
Hohl' der Dauß die Heirathsmacher,
die so manchen Spaß verderben!

Wär'st Du eine Nonne worden,
so gehorchte Dir dein Kloster;
denn Du hast zur Frau Aebtissinn
mehr als hundertfache Gaben.

Ungern muß ich Dir noch sagen:
(doch was hilft es, wenn's heraus muß?)
Du wirst zweymahl Witwe werden
und von neuem Dich vermählen.

Weine nur nicht, blanke Schwester,
denn nicht lauter bare Wahrheit
sprechen wir Zigeunerinnen.
Mußt nicht weinen, blanke Schwester!

Stirbst Du früher, als dein Ehherr,
muß er ebenfalls sich trösten,
und im Arm der neuen Gattinn
seinen Witwerstand vergessen.

Erben wirst Du (und in kurzem)
unermeßlich große Schätze,
und dein Sohn wird Bischof werden
(ich weiß nicht von welchem Bißthum,

Doch gewiß nicht von Toledo *)).
Auch ein Töchterchen bekommst Du,
weiß und roth; geht sie ins Kloster,
wird sie auch dereinst Prälatinn.

Wenn dein Mann nicht drüber wegstirbt,
siehst Du ihn in wenig Jahren
als Corregidor von Burgos,
oder auch von Salamanca,

---

*) Der Erzbischof von Toledo war nämlich ein grosser Gönner des Cervantes, der seinem Patron hier durch eine artige Wendung langes Leben wünscht.

Hast ein Muttermahl — wie niedlich!
schöner glänzt der liebe Mond nicht,
und die Sonne in den finstern
Thälern unsrer Gegenfüßler.

Gerne gäbe, sie zu sehen,
mancher Blinde wohl zwey Dreyer.
Wie? Du lächelst, blanke Schwester?
O wie schön steht Dir das Lächeln!

Aber hüte Dich, zu fallen,
und besonders auf den Rücken;
denn für hochgebohrne Damen
ist das Fallen sehr gefährlich.

Viel hab' ich Dir noch zu sagen;
willst Du nur bis Freytag warten.
Manches wird Dich sehr erfreuen;
manches wird Dich auch betrüben.

Hier beschloß Preciosa ihre Prophezeyung, und jedermann war dadurch begierig gemacht, sich auch von ihr wahrsagen zu lassen. Alle bestürmten sie mit Bitten; sie vertröstete sie aber auf den künftigen Freytag, und ließ sich dagegen versprechen, daß es nicht an Realen fehlen sollte, um die Kreuze zu machen.

Der Stadtrichter kam darüber zu, und man erzählte ihm Wunder von der kleinen Zigeunerinn. Er ließ sie ein wenig tanzen, und gestand, daß die Lobsprüche, die man ihr ertheilte, gerecht und verdient wären. Er fuhr darauf mit der Hand in die Tasche, als wenn er ihr etwas geben wollte. Wie er aber hin und her gesucht und gefühlt hatte, zog er endlich die Hand leer wieder heraus, und sagte: „Ich habe wahrhaftig keinen Häller in der Tasche. Doña Clara, gieb Precioschen einen Real; ich will ihn Dir wiedergeben.“

„Das gefällt mir (sprach Doña Clara). Bey mir suchst Du den Real am rechten Orte. Wir haben alle mit einander keinen Viertelreal aufmustern können, um das Kreuz damit zu machen, und wir sollen einen Real hergeben.“

„So gieb ihr einen von Deinen Kragen, oder ein anderes Sächelchen, und wenn uns Preciosa ein ander Mahl wieder besucht, wollen wir sie besser belohnen.“

„Damit Preciosa wieder kommt (antwortete Doña Clara), so will ich ihr dießmahl nichts geben.“

„Um Verzeihung (sprach Preciosa); wenn man mir nichts giebt, so komm' ich auch nicht wieder. Doch nein, ich will wiederkommen, um solchen vornehmen Herrschaften aufzuwarten; ich will mich aber darauf gefaßt machen, daß ich nichts bekomme, so spare ich mir die Mühe, darauf zu hoffen. Machet Eure Ernte, Herr Stadtrichter. Erntet, so werdet Ihr Vorrath haben, und macht keine Neuerungen. Ich habe mir sagen lassen, gnädige Frau (und so jung ich bin, so däucht mich's doch gut gesagt), wer im Amt ist, muß Geld machen, damit er für die cassierten Urtheile bezahlen, und sich den Weg zu höhern Stellen bahnen kann."

„So reden und handeln nur gewissenlose Leute (sprach der Richter). Wer aber redlich und richtig urtheilt, braucht für keine Cassationen zu bezahlen, und die treue Erfüllung seiner Pflicht ist für ihn die beste Empfehlung zu höhern Ehrenstellen."

„Eur Gnaden reden wie ein Heiliger, Herr Stadtrichter (sprach Preciosa). Wenn Ihr so fortfahrt zu handeln, so werden wir Euch die Kleider wie Reliquien zerschneiden."

„Du bist ein witziges Mädchen, Preciosa (sprach der Richter). Warte nur, ich will Anstalt machen, daß der König und die Königinn Dich sehen sollen; denn Du bist für Könige gemacht."

„Dort wird man mich nur zur Närrinn haben wollen (sprach Preciosa) und dazu tauge ich nicht. Wenn man was Gescheides von mir erwartete, so möchte man mich immer hinführen; allein in manchen grossen Häusern hält man mehr von Narren, als von vernünftigen Leuten. Ich bin zufrieden mit meinem Zigeunerleben und mit meiner Armuth, und meinetwegen mag das Schicksal walten, wie der Himmel will."

„Genug, Mädchen, rede nicht mehr (sprach die Alte). Du hast genug geschwatzt, und weißt mehr, als ich Dich gelehrt habe. Aber sey nicht so spitzfindig; denn all zu scharf macht schartig."

„Diese Zigeunerinnen haben den Henker im Leibe," sprach der Stadtrichter. Die Zigeunerinnen nahmen Abschied, und beym Weggehen sagte die Jungfer, die den Fingerhut hergegeben hatte, „Preciosa, wahrsage mir auch, oder gieb mir

meinen Fingerhut wieder; ich habe sonst keinen, womit ich arbeiten kann."

„Liebe Jungfer (versetzte Preciosa), stellt Euch vor, daß ich Euch schon gewahrsagt habe, und verschafft Euch einen andern Fingerhut. Oder laßt Eure Arbeit liegen bis Freytag; dann komm' ich wieder, und will Euch mehr Glück und Abentheuer prophezeyen, als Ihr in dem besten Ritterbuche finden könnt."

Hierauf gingen sie fort, und schlossen sich an einen Trupp Bauerweiber, welche um die Vesperzeit aus der Stadt zu gehen pflegen, um nach ihren Dörfern zurück zu kehren. Unter diesen waren viele, mit welchen die Zigeunerinnen immer pflegten Gesellschaft zu machen, um sicherer zu gehen; denn die Alte war stets besorgt, daß man ihr Preciosen rauben würde.

Eines Morgens, wie sie mit den übrigen Zigeunerinnen nach Madrid gingen, um Beute zu machen, traf es sich, daß ihnen in einem kleinen Thale, ungefähr fünfhundert Schritte von der Stadt, ein Jüngling von stattlichem Ansehen, in

einer reichen Reisekleidung begegnete. Sein Degen und Dolch waren (wie man zu sagen pflegt), wie flammendes Gold. Sein Hut war mit einer reichen Schnur umgeben, und mit vielfarbigen Federn geziert. Die Zigeunerinnen standen still, und betrachteten ihn mit vieler Aufmerksamkeit, und verwunderten sich, daß ein so schöner Jüngling in der Frühstunde zu Fuß und ohne Begleitung an einen solchen Ort gekommen war. Er näherte sich ihnen, und sagte zu der alten Zigeunerinn: „Ich bitte Euch inständig, gute Freundinn, laßt mich mit Euch und Preciosen ein Par Worte ohne Zeugen sprechen, die Euch zum Nutzen gereichen werden.“

„Wenn wir uns nicht zu weit entfernen müssen, und nicht zu lange aufgehalten werden, so kann es geschehen“ sprach die Alte, und rief Preciosen, und entfernte sich mit ihr ungefähr zwanzig Schritte von den übrigen, worauf der Jüngling unverzüglich zu ihnen sagte: „Preciosens Verstand und Schönheit haben mich dermassen eingenommen, daß ich nach aller Mühe, die ich mir gegeben habe, mich meiner Leidenschaft zu erwehren, mich nur noch immer tiefer darin verwickelt sehe,

und es noch unmöglicher finde, mich davon los zu machen. Meine Gebieterinnen! — denn dafür werde ich Euch immer erkennen, wenn der Himmel meinen Wünschen geneigt ist — ich bin ein Cavalier, wie Ihr aus diesem Ordenszeichen sehen könnt, (er schlug seinen Mantel zurück und ließ sie einen von den vornehmsten Orden in Spanien sehen); ich bin der Sohn eines solchen (dessen Nahmen wir hier aus guten Gründen nicht anführen). Ich stehe unter seinem Schutze und Vormundschaft, bin sein einziger Sohn, und habe dereinst eine ansehnliche Erbschaft zu erwarten. Mein Vater hält sich in der Residenzstadt auf, um sich um ein ehrenvolles Amt zu bewerben, wozu er auch schon in Vorschlag gebracht ist, und fast gewisse Hoffnung hat, es zu erlangen. Obwohl ich von Stande bin, und zwar von solchem Adel, wie ich Euch gesagt habe, und wie Ihr Euch leicht selbst überzeugen könnt, so wünschte ich doch nur, ein grosser Herr zu seyn, um Preciosen aus ihrem niedrigen Zustande zu mir zu erheben, indem ich sie zu meines Gleichen und zu meiner Gebieterinn machte. Ich habe nicht die Absicht, sie zu hintergehen; meine Liebe ist zu aufrichtig, als daß sie mir erlaubte, ihrer zu spotten. Ich wünsche vielmehr, mich ihr auf diejenige

Weise zu widmen, die sie selbst erwählt; ihr Wille ist der meinige. Für sie ist mein Herz wie Wachs, und wird jeden Eindruck annehmen, den sie darauf machen will. Es wird ihn aber nicht wie ein weiches Wachs bewahren, sondern wie der härteste Marmor die eingegrabene Schrift, welche die späteste Dauer der Zeit nicht auslöscht. Wenn Ihr mir diese Wahrheit glaubt, so wird meine Hoffnung keinen ängstlichen Zweifeln Raum geben. Glaubt Ihr mir aber nicht, so wird mich euer Zweifel beständig quälen. Mein Nahme ist ****; den Nahmen meines Vaters habe ich Euch schon gesagt. Seine Wohnung ist in der **Strasse (hier beschrieb er ihnen alle Kennzeichen des Hauses). Er hat Nachbaren, bey welchen Ihr Euch erkundigen könnt, und auch bey denen, die nicht unsere Nachbarn sind; denn der Nahme meines Vaters und der meinige sind nicht so unbekannt, daß man sie nicht bey Hofe und in der ganzen Stadt kennen sollte. Hundert Thaler in Golde habe ich bey mir, die ich Euch nur als ein Handgeld anbiete, von dem, was Ihr künftig von mir zu erwarten habt; denn wer sein Herz verschenkt, der muß sich das Geld nicht leid seyn lassen."

Indem der junge Cavalier dieses sprach, betrachtete ihn Preciosa sehr aufmerksam, und allem Anschein nach gefielen ihr seine Reden nicht weniger, als seine Gestalt. Sie wandte sich an die Alte, und sagte: „Erlaubt mir, Großmutter, daß ich mir die Freyheit nehme, diesem verliebten Herrn selbst zu antworten.“

„Antworte ihm was Du willst, Enkelchen (sagte die Alte); ich weiß, daß Du zu allem Vernunft genug hast.“

„Herr Cavalier! (sprach hierauf Preciosa), obwohl ich ein armes Mädchen und unter niedrigen Zigeunern gebohren bin, so habe ich doch ein wenig von einem schwungvollen Geiste in mir, der mich zu grossen Dingen treibt. Mich bewegen keine Versprechungen; Geschenke erweichen mich nicht; verliebte Schmeicheleyen können mich nicht reizen, und Künste nicht erschüttern. Ich bin zwar nur funfzehn Jahr alt, und werde sie nächsten Michaelis erreichen; allein ich bin alt an Einsicht, und verstehe mehr, als man von meinem Alter erwartet, wobey mir mein natürlicher Verstand mehr zu Statten kommt, als meine Erfahrung. Der eine und die

andere aber lehren mich, daß die erste Leidenschaft eines Verliebten nur eine unüberlegte Aufwallung ist, die den Willen aus seinen Angeln hebt, so daß er mit Unbedacht alle Betrachtungen aus den Augen setzt, um nur den Begierden nachzujagen, und indem er den Himmel vor sich zu sehen glaubt, in den Abgrund des Verderbens stürzt. Wenn er das Ziel seiner Wünsche erreicht, so vermindert der Besitz des gewünschten Gegenstandes sein Streben nach demselben, und vielleicht öffnen sich dann die Augen seines Verstandes, und er sieht, daß er dasjenige, was er bisher anbetete, eher hätte verabscheuen sollen. Weil ich dieß befürchte, nehme ich mich so sorgfältig in Acht, daß ich keinen Worten glaube, und in manche Handlungen einen Zweifel setze. Ich besitze ein einziges Kleinod, das mir lieber ist, als mein Leben — meine Unschuld und meine Keuschheit, die mir für keine Versprechungen, oder Geschenke feil sind; denn das hieße sie verkaufen, und wer mich erkaufen kann, der wird mich wenig achten. Eben so wenig lasse ich sie mir durch List und Vorspiegelungen rauben; vielmehr will ich sie lieber mit ins Grab, und vielleicht in den Himmel mitnehmen, als sie in Gefahr setzen, von Träumereyen und Hirngespinnsten angetastet und angefoch-

ten zu werden. Die Jungfrauschaft ist eine Blume, die (wenn es möglich wäre), auch in Gedanken nicht einmahl verletzt werden müßte. Ist die Rose einmahl gebrochen, so welkt sie schnell dahin. Dieser betastet sie, jener beriecht, und ein anderer entblättert sie, und zuletzt wird sie von einer ungeschlachten Hand völlig zerstört. Wenn Ihr, mein Herr, nur nach diesem Schatze strebet, so sollt Ihr ihn nicht anders erhalten, als durch das Band der Ehe; denn wenn die Jungfrauschaft ihren Nacken biegen soll, so geschieht es nur unter dieses heilige Joch, und dann geht sie nicht verlohren, sondern verspricht einen wünschenswerthen Gewinn. Ist es eure Absicht, mein Gemahl zu werden, so will ich die Eurige seyn. Es müssen aber viele Bedingungen und Prüfungen vorhergehen: Zuerst muß ich wissen, ob Ihr derjenige seyd, für welchen Ihr Euch ausgebt. Wenn ich dieses wahr befinde, so müßt Ihr das Haus eurer Aeltern verlassen und es mit unserer Horde vertauschen, und müßt zwey Jahre lang in Zigeunertracht unter uns euer Noviziat halten. Während dieser Zeit werde ich eure Gemüthsart kennen lernen, und Ihr die meinige. Wenn Ihr am Ende dieser Prüfungszeit mit mir zufrieden seyd, und ich mit Euch, so will ich Eure

Frau werden. Bis dahin aber bleibe ich in meinen Verhältnissen gegen Euch eine Schwester, und in meinem Betragen eine demüthige Dienerinn. Ihr müßt bedenken, daß Ihr während dieser Prüfungsjahre vielleicht euer Gesicht wieder erhaltet, welches Ihr jetzt verlohren habt, oder welches wenigstens mit einem Schleyer bedeckt ist, und daß Ihr einsehet, daß Ihr vor demjenigen billig fliehen solltet, dem Ihr jetzt mit so vielem Eifer nachjaget; und wenn Ihr eure Freyheit wieder erlanget, so folgt auf eine aufrichtige Reue die Vergebung einer jeden Schuld. Wollt Ihr auf diese Bedingungen Euch unter die Fahnen unseres Heers begeben, so steht es in eurer Hand. Laßt Ihr es aber an einer einzigen fehlen, so sollt Ihr nie einen Finger der meinigen berühren."

Der Jüngling erstaunte über Preciosens Reden, und stand mit zur Erde gehefteten Blicken wie versteinert, indem er zu überlegen schien, was er ihr antworten sollte. Preciosa, die seine Verlegenheit bemerkte, setzte hinzu: „Dieser Fall ist nicht so unwichtig, daß er in den wenigen Augenblicken, die uns die Zeit jetzt erlaubt, entschieden werden könnte, oder sollte. Begebt Euch zurück

nach der Stadt, mein Herr, und überleget mit Musse, was Euch am dienlichsten ist; Ihr könnt mich an diesem nämlichen Orte sprechen, an jedem Festtage, wenn Ihr wollt, wenn ich nach Madrid gehe, oder zurück komme.“

Der junge Cavalier antwortete: „Wie mir der Himmel eingab, Dich zu lieben, Preciosa, faßte ich den Entschluß, alles für Dich zu thun, was Du von mir verlangen würdest; obgleich es mir nimmermehr eingefallen wäre, daß Du mir dasjenige anmuthen solltest, was Du jetzt von mir forderst. Weil es aber dein Wille ist, meine Hingebung auf eine solche Art zu prüfen, so betrachte mich von diesem Augenblick an, als einen Zigeuner. Stelle mich auf welche Probe Du willst; Du sollst mich allezeit so finden, wie ich mich Dir jetzt ankündige. Sage mir nur, wenn ich meine Tracht verändern soll; ich wünsche es je eher, desto lieber. Unter dem Vorwande, nach Flandern zu gehen, wird es mir leicht seyn, meine Aeltern zu hintergehen, und mir auf eine Zeit lang Geld zu verschaffen, und innerhalb acht Tagen werde ich alles zu meiner Abreise veranstalten können. Bey meinen Begleitern wird es mir nicht an einem Vorwande fehlen, sie

zu verlassen. Um eine Gefälligkeit will ich Dich nur ersuchen (wenn ich anders mich schon unterstehen darf, etwas von Dir zu bitten, oder zu flehen): Ausser dem heutigen Tage, an welchem Du Dich nach meinem und nach meiner Aeltern Stande erkundigen kannst, gehe nicht mehr nach Madrid; denn ich möchte nicht gern, daß eine von den tausendfältigen Gelegenheiten, die dort vorfallen, mich eines Schatzes beraubte, der mir so theuer kostet."

„Nein, mein schöner Herr, daraus wird nichts (sprach Preciosa). Ihr müßt wissen, daß ich meine Freyheit unumschränkt geniessen muß, ohne daß die Eifersucht sie störe, oder schmälere; doch könnt Ihr versichert seyn, daß ich sie nicht so unmässig ausdehnen werde, daß Ihr nicht immer sehen könntet, daß meine Sittsamkeit so groß ist, als meine muntere Laune. Das erste und vorzüglichste, was Ihr mir widmen müßt, ist Euer Zutrauen; denn glaubt mir nur, der Liebhaber, der sich einfallen läßt, eifersüchtig zu seyn, ist entweder einfältig, oder übermüthig."

„Wettermädchen, was Du nicht alles schwatzest! (rief die Alte), mehr als ein Professor von Sala-

manca vorbringen könnte. Du weißt von Liebe, von Eifersucht, von Zutrauen zu plaudern; woher nimmst Du das alles? Und ich stehe hier wie eine Närrinn, und höre Dir zu, wie einer begeisterten Person, die Latein schwatzt, ohne es gelernt zu haben."

„Schweigt nur, Großmutter (sprach Preciosa), und wißt, daß alles, was Ihr von mir gehört habt, noch nichts ist, und nur blosser Scherz gegen das viele Ernsthafte, was ich noch auf dem Herzen habe."

Alles was Preciosa sagte, und der Verstand, welchen sie blicken ließ, vermehrte das Feuer, welches in der Brust des jungen verliebten Cavaliers loderte. Kurz, es ward zwischen ihnen verabredet, daß sie sich nach acht Tagen an demselben Orte wiedersehen wollten, woselbst er alsdann Nachricht geben sollte, wie es mit seinen Angelegenheiten stände, und sie würden unterdessen Zeit haben, sich nach der Wahrheit dessen zu erkundigen, was er ihnen erzählt hätte. Der Jüngling zog hierauf eine seidene Börse heraus, mit hundert Goldgülden, und gab sie der Alten. Preciosa wollte aber auf keine Weise zugeben, daß sie sie annähme.

„Sey still, Mädchen (sprach die Alte zu ihr) Das beste Zeichen, daß der Herr sich gefangen giebt, ist daß er seine Waffen abgegeben hat; und ein Geschenk ist bey jeder Gelegenheit ein Beweis eines guten Herzens. Denk' an das Sprichwort, Kind, daß man schmieden muß, weil das Eisen heiß ist, und das um desto mehr, da ich nicht zugeben kann, daß durch mich die Zigeuner um den Nahmen kommen, den sie seit Jahrhunderten behaupten, daß sie den Werth des Geldes kennen, und ihren Vortheil zu nutzen wissen. Hundert Thaler soll ich aus den Händen lassen, Preciosa? und in lauter barem Golde, daß man sie in den Saum eines alten Rocks nähen kann, der keinen Ortsthaler werth ist, und hat sie da so sicher, wie eine Rente auf das Heu in Extremadura. Und wenn eins von unsern Kindern oder Enkeln unglücklicher Weise in die Hände der Gerechtigkeit fällt, giebt es da wohl bessere Vorsprecher beym Richter, oder beym Notar, als wenn diese in ihre Börsen fliessen? Dreymahl bin ich wegen drey verschiedener Verbrechen in Gefahr gewesen, auf dem Schandesel zu reiten und die Stäupe zu bekommen. Das eine Mahl rettete mich ein silberner Krug; das andere Mahl eine Schnur Perlen, und das dritte Mahl vierzig harte Thaler, die

ich für Viertelrealen eingewechselt und zwanzig Realen Aufgeld dafür gegeben hatte. Bedenke, Mädchen, daß wir ein gefährliches Handwerk treiben, voll Fußangeln und Fallstricken, und daß wir kein kräftigeres Hülfs- und Vertheidigungsmittel haben, als die unüberwindlichen Waffen des grossen Philipps, und nichts geht über ihr non plus ultra. Für eine Dublone mit zwey Gesichtern erheitert sich das Gesicht des Procurators und aller Diener des Todes, die uns arme Zigeuner wie Harpyen verfolgen, und begieriger sind, uns zu plündern und auszusaugen, als die Strassenräuber; und wenn wir auch immer so zerrissen und zerlumpt einhergehen, so halten sie uns doch nicht für arm, sondern sagen, wir wären wie die Kittel der Buschklepper, von aussen lumpig und schmierig, aber inwendig voll Goldstücke."

„Um des Himmels willen, Großmutter! Laßt's einmahl genug seyn. Ihr seyd auf dem Wege, so viele Regeln anzuführen, warum Ihr das Geld behalten müßt, als die römischen Kaiser in allen ihren Gesetzbüchern beschrieben haben. Behaltet es, und wohl bekomm's Euch; und Gott gebe, daß Ihr es so verscharren mögt, daß es nie wieder an das

Licht der Sonne kommt, und daß Ihr es auch nicht nöthig habt! Aber unsern Gefährtinnen wird man etwas abgeben müssen, weil sie lange auf uns gewartet haben, und schon verdrießlich seyn werden."

„Sie sollen von diesem Gelde so wenig ein Stück zu sehen bekommen, als der Großtürke (sprach die Alte). Dieser gute Herr wird so gut seyn, und zusehen, ob er noch etwas Silbergeld, oder Viertelrealen bey sich hat, die er unter sie vertheilen kann. Sie werden mit wenigem zufrieden seyn."

„Ich habe noch eine Kleinigkeit," sprach der Jüngling, und zog drey Stücke von Achten aus der Tasche, die er unter die drey Mädchen vertheilte, und sie vergnügter damit machte, als einen Schauspieldichter, wenn die Anschlagzettel seinen Sieg über einen Nebenbuhler verkündigen.

Kurz, die Zusammenkunft über acht Tage ward verabredet, und daß der junge Noviz bey den Zigeunern den Nahmen Andres Cavallero führen sollte, ein Beynahme, der bey den Zigeunern eben nicht neu und ungewöhnlich war. Andres (bey

diesem Nahmen werden wir ihn künftig nennen) hatte nicht das Herz, Preciosen zu umarmen; allein er sandte ihr das Seinige ganz in einem zärtlichen Blicke zu, und kehrte (wenn man so sagen mag) herzlos nach der Stadt zurück, wohin die kleine Zigeunerbande mit fröhlichem Herzen wanderte. Preciosa, welche von dem anmuthigen Wesen des Andres ein wenig eingenommen war, (wiewohl sie mehr Wohlwollen, als Liebe für ihn empfand), war begierig zu erfahren, ob er derjenige wäre, für den er sich ausgegeben hatte. Wie sie nach Madrid kam, und kaum durch einige Strassen gegangen war, begegnete ihr der Page, der die Verse gemacht und ihr das Goldstück gegeben hatte. Er kam näher, und sagte: „Sey willkommen, Preciosa! Hast Du schon die Verse gelesen, die ich Dir gegeben habe?"

„Ehe ich Euch etwas antworte, (versetzte Preciosa), bitte ich Euch bey allem, was Euch lieb ist, mir eine Frage mit Wahrheit zu beantworten."

„Du beschwörst mich auf eine solche Art, (sprach der Edelknabe), daß ich Dir es nicht abschlagen kann, wenn es mir auch das Leben kosten sollte."

„Die Wahrheit, die ich von Euch zu wissen verlange, (versetzte Preciosa,) ist, ob Ihr zufälliger Weise ein Dichter seyd.“

„Wenn ich es wäre (versetzte der junge Mann), so müßte ich es gewiß zufälliger Weise seyn. Du mußt aber wissen, Preciosa, daß nur sehr wenige den Nahmen der Dichter verdienen. Folglich, ich bin eigentlich kein Dichter, sondern nur ein Liebhaber der Dichtkunst, und so weit ich sie nöthig habe, brauche ich keine Verse von andern zu betteln, oder zu borgen. Diejenigen, die ich Dir gegeben habe, waren meine eigenen, und die ich Dir jetzt gebe, sind es auch. Aber darum bin ich kein Dichter, und davor soll mich auch der Himmel bewahren!“

„Ist es denn so schlimm, ein Dichter zu seyn?“ fragte Preciosa.

„Es ist eben so schlimm nicht (sprach der Jüngling); aber ich halte es auch nicht für gut, wenn man weiter nichts, als ein Dichter ist. Man muß die Dichtkunst behandeln, wie ein köstliches Kleinod. Wer es besitzt, trägt es nicht alle Tage,

und zeigt es nicht einem jeden und allenthalben, sondern nur wenn es Zeit und Gelegenheit erfordern. Die Dichtkunst ist ein überaus reizendes, keusches, züchtiges, verständiges, witziges und sittsames Mädchen, welches sich immer in den engsten Schranken einer weisen Führung hält. Sie liebt die Einsamkeit, labet sich an der kühlen Quelle, freuet sich der grünen Wiese, des schattigen Hains und der Blumen des Feldes; und sie selbst entzückt und belehret alle, die ihres Umgangs geniessen."

„Bey dem allen hab' ich gehört (sprach Preciosa), daß sie sehr arm, und fast ein wenig mit der Betteley verwandt seyn soll."

„Gerade das Gegentheil (sprach der Edelknabe). Es giebt keinen Dichter, der nicht reich wäre; weil ein jeder mit seinem Zustande zufrieden ist, und diese Philosophie ist sonst nicht sehr allgemein. Aber was bewegt Dich, Preciosa, diese Frage an mich zu thun?"

„Das will ich Euch sagen (antwortete Preciosa): Weil ich alle Dichter, oder die meisten, für arm halte, so hat es mich gewundert, daß Ihr

mir neulich ein Goldstück in Eure Verse gewickelt gegeben habt. Weil ich aber jetzt höre, daß Ihr kein Dichter seyd, so mögt Ihr vielleicht wohl reich seyn; wiewohl ich daran zweifle, denn von der Seite, die Euch den Hang zur Dichtkunst giebt, wird Euch eure ganze Habe durch die Finger schlüpfen, weil es (wie man sagt) keinen Dichter giebt, der das, was er hat, in Acht nimmt, oder dasjenige zu erwerben weiß, was er nicht hat."

„Du mußt mich nicht zu dieser Classe rechnen (sprach der Page). Ich mache Verse, und bin weder reich, noch arm; doch ohne es zu merken, oder zu rechnen, kann ich wohl (wie die Genueser bey ihren Gastmählern) einen Thaler für diejenigen aufgehen lassen, die mir lieb sind. Nimm dieß zweyte Papier, Preciosa, und dieses zweyte Goldstück, das darin liegt, ohne Dich darum zu bekümmern, ob ich ein Dichter bin, oder nicht. Ich wünsche nur, daß Du denken und glauben mögest, daß der Geber wünschte, die Reichthümer eines Midas zu besitzen, um sie Dir anbieten zu können."

Mit diesen Worten überreichte er ihr ein Papier, und Preciosa fühlte, daß ein Goldstück

darin war. „Dieß Papier (sagte sie) wird lange leben, weil es zwey Seelen hat, die eine von Gold, die andere von Versen, die immer von Herzen und Seelen voll sind. Ihr müßt aber wissen, Herr Page, daß ich mich nicht mit so vielen Seelen befassen mag, und wenn Ihr die eine nicht herausnehmt, so glaubt nur nicht, daß ich die andere annehmen werde. Ich schätze Euch wegen eurer Gabe zu dichten, aber nicht wegen eurer Freygebigkeit; und auf diese Weise bleibt unsere Freundschaft von desto längerer Dauer; denn eher fehlt es an einem Thaler, er mag so hart seyn wie er will, als an Stoff zu einer Romanze."

„Wenn Du mich denn durchaus zu einem armen Mann machen willst, Preciosa, so verwirf doch wenigstens die Seele nicht, die ich Dir in diesem Papier gebe, und gieb mir das Goldstück wieder. Wenn Du es nur mit den Fingern berührest, so werde ich es lebenslang wie eine Reliquie aufheben."

Preciosa nahm das Goldstück heraus, und behielt das Papier, welches sie jedoch auf der Strasse nicht lesen wollte. Der Edelknabe nahm Abschied, und ging äusserst vergnügt davon; weil er Pre-

ciosen für überwunden hielt, da sie so freundlich mit ihm gesprochen hatte. Da sie ihr Augenmerk darauf richtete, das Haus der Aeltern des Andres aufzusuchen, ohne sich irgendwo aufzuhalten und zu tanzen, so kam sie bald in die Strasse, wo sie wohnten, welche ihr wohl bekannt war. Wie sie die Strasse ungefähr halb hinunter gegangen waren, sah sie nach einem Balcon hinauf, mit einem eisernen vergoldeten Gitter, wie man ihn ihr bezeichnet hatte, und ward einen Cavalier gewahr, von ungefähr funfzig Jahren, mit einem Ordenszeichen auf der Brust, ehrwürdig in seiner Miene und Anstand. Kaum erblickte er die Zigeunerinnen, als er ihnen schon zurief: „Kommt herauf, Kinder, Ihr sollt hier eine Gabe bekommen.“ Drey andere Cavaliere kamen heraus auf den Balcon, wie sie seine Stimme hörten, und unter diesen war auch der verliebte Andres, welcher bey dem unvermutheten Anblick Preciosens die Farbe veränderte, und fast die Besinnung verlohr. Die Mädchen gingen hinauf, und die Alte blieb unten, um bey den Bedienten wegen Andres Erkundigung einzuziehen. Wie die Zigeunerinnen in den Saal traten, sagte der alte Cavalier zu den übrigen: „Diese ist vermuthlich die schöne Zigeunerinn,

von welcher in Madrid so vieles gerühmt wird?"

„Sie ist es (antwortete Andres), und ohne Zweifel ist sie das schönste Geschöpf, das man nur sehen kann."

„So sagt man (sprach Preciosa, die alles gehört hatte); aber wahrlich man irrt sich wenigstens um die Hälfte. Ich will wohl glauben, daß ich hübsch bin; aber so schön, wie man mich neant, bey Leibe nicht!"

„Bey dem Leben meines Sohnes Don Juanico! (sprach der Alte) Ihr seyd noch schöner, als man Euch ausgiebt, hübsche Zigeunerinn."

„Und wer ist denn dieser Don Juanico, Eur Gnaden Sohn?" fragte Preciosa.

„Dieser junge Mann, der neben Euch steht," sprach der Cavalier.

„Wahrhaftig! (versetzte Preciosa), ich dachte Eur Gnaden schwören bey einem kleinen Knaben

von ein Par Jahren. Sehe doch einer, welch ein Don Juanico, wie klein und niedlich! Bey meiner Treue, er könnte immer schon eine Frau nehmen; und nach gewissen Linien, die er vor der Stirne hat, werden keine drey Jahre vergehen, ehe er eine bekommt, und zwar recht nach seinem Geschmack; wenn sich dieser nicht unterdessen wieder verliert, oder verändert."

„Seht doch, das Mädchen versteht sich auch auf die Chiromantie," sprach einer von den Umstehenden.

Die drey Mädchen, die mit Preciosen gekommen waren, steckten unterdessen die Köpfe in einem Winkel zusammen, und zischelten sich in die Ohren. Christine sagte: „Mädchen, das ist gewiß der Cavalier, der uns heute früh die drey Thaler gab."

„Ja, er ist's auch, (sagten die andern). Aber wir müssen uns nichts merken lassen, wenn er selbst nicht davon spricht. Was wissen wir, ob er auch will, daß es jemand erfahren soll?"

Preciosa antwortete unterdessen dem Cavalier, der von der Chiromantie gesprochen hatte: „Was ich mit den Augen sehe, das kann ich auch wohl an den Fingern errathen. Ich weiß ohne Linien, daß Don Juanico ein wenig verliebt, ungestüm und übereilend ist, und gern Dinge verspricht, die man für unmöglich halten sollte; und Gott gebe, daß er nicht auch einige Neigung zur Unwahrheit haben möge; das wäre noch das Schlimmste von allem. Er hat jetzt eine lange Reise vor; aber anders denkt der Braune, und anders der ihn sattelt. Der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Vielleicht meynt er, er geht nach Oñez und kommt nach Gamboa."

Don Juan gab ihr zur Antwort: „Wahrlich, Zigeunerinn, Du hast vieles von meinem Character errathen; aber was die Lust zum Lügen betrifft, darin thust Du mir Unrecht. Ich rühme mich, bey jeder Gelegenheit die reine Wahrheit zu sagen. Mit der langen Reise hast Du es getroffen; denn ich gedenke wirklich, mit Gottes Hülfe, in vier oder fünf Tagen eine Reise nach Flandern zu thun; obwohl Du mir droheſt, daß ich den Weg verlieren soll; und ich will nicht hoffen, daß durch

irgend einen unglücklichen Zufall meine Reise wird unterbrochen werden.“

„Nur Geduld, junger Herr! (sprach Preciosa) und empfehlt Euch dem Himmel, so wird alles gut gehen. Kehrt Euch nicht an meine Reden. Ich schwatze vieles und mancherley; folglich ist’s kein Wunder, wenn meine Reden bisweilen richtig zutreffen. Ich wünschte inzwischen, es nur darin recht zu treffen, daß ich Euch bereden könnte, von eurer Reise abzulassen, und ruhig bey euren Aeltern zu Hause zu bleiben, und ihnen ihre alten Tage erfreulich zu machen. Ich halte nicht viel von dem Hin- und Herreisen, und nach Flandern zu gehen; besonders für einen so jungen Herrn, wie Ihr seyd. Wartet lieber, bis Ihr mehr heranwachset, und die Beschwerlichkeiten des Krieges besser ertragen könnt; zumahl da Ihr Krieg genug zwischen euren eigenen vier Wänden habt. Verliebte Kämpfe stürmen in eurer Brust. Beruhiget, beruhiget euer wallendes Herzchen, und seht Euch wohl vor, ehe Ihr heirathet, und gebt uns ein Almosen, um Gottes willen und um eurer selbst willen; denn Ihr scheint mir ein wackerer junger Herr zu seyn. Und wenn Ihr eben so aufrichtig seyd, so werde ich mit

Freuden ein Siegslied singen, wenn meine Worte ihren rechten Sinn bey Euch nicht verfehlen."

„Ich habe Dir schon gesagt, Mädchen, (antwortete Don Juan, der nun bald Andres Cavallero heissen sollte), daß Du in allem Recht hast; nur nicht, wenn Du fürchtest, daß ich nicht vollkommen aufrichtig sey, denn darin thust Du mir durchaus Unrecht. Was ich im freyen Felde verspreche, das erfülle ich in der Stadt und allenthalben, ohne mich daran erinnern zu lassen; denn wer sich des Lasters der Lügen schuldig macht, der verdient nicht den Nahmen eines Cavaliers. Mein Vater wird Euch ein Almosen geben, um Gottes willen, und auch für mich. Denn die Wahrheit zu sagen, ich habe alles, was ich hatte, diesen Morgen einigen Damen gegeben, die, wenn sie eben so schmeichlerisch, als schön sind (besonders eine von ihnen), mir wohl nicht viel Ursache geben werden, mich meines Vortheils zu freuen."

„Ich will sterben, Mädchen, (flüsterte Christine ihren Gespielinnen ins Ohr), wenn der Herr nicht von den drey Thalern spricht, die er uns diesen Morgen gegeben hat."

„Nicht doch! (antwortete eine von den andern). Er spricht ja, es waren Damen, und das sind wir nicht; und wenn er so wahr spricht, wie er sagt, so wird er hierin nicht lügen.“

„Die Lüge ist so wichtig nicht (sprach Christine), womit man niemand schadet, und sich selbst zum Besten spricht. Aber unterdessen seh' ich nicht, daß man uns hier etwas giebt, und zum Tanzen werden wir auch nicht aufgefordert.“

Indem kam die alte Zigeunerinn herauf, und sagte: „Mache fort, Enkelinn, es wird spät, und es giebt noch viel zu thun, und noch mehr zu sagen.“

„Was giebt's denn? ein Bübchen oder ein Mädchen?“ fragte Preciosa.

„Ein Bübchen, und ein recht feines (antwortete die Alte). Komm nur, Preciosa, Du sollst wahre Wunder hören.“

„Gott gebe, daß nur keine Nachwehen kommen!“ sprach Preciosa.

„Das wird sich wohl geben (versetzte die Alte); zumahl da bisher mit der Geburt alles nach Wunsch geht; und das Bübchen ist ein rechter Goldjunge."

„Was giebts? Ist irgend ein Frauenzimmer ins Kindbett gekommen?" fragte der Vater des Andres Cavallero.

„Ja, mein Herr (versetzte die Zigeunerinn); aber so geheim, daß nur Preciosa und ich, und noch eine dritte Person darum wissen; folglich dürfen wir nicht sagen, wer es ist."

„Wir verlangen es auch hier nicht zu wissen (sagte einer von den Anwesenden); aber wehe derjenigen, die euren Zungen ihr Geheimniß anvertraut, und ihren guten Nahmen in eure Hand stellt."

„Wir sind nicht alle so böse (versetzte Preciosa). Vielleicht giebt es noch wohl eine unter uns, die eben so verschwiegen und aufrichtig ist, als der beste Mann in diesem Saal. Kommt nur, Großmutter; hier hält man von uns nicht viel, und wir sind doch wahrlich weder Diebe, noch Bettelvolk."

„Werde nicht böse, Preciosa (sprach der alte Herr). Von Dir wenigstens glaube ich, daß man nicht Ursache habe, Böses zu denken. Dein gutes Gesicht spricht für Dich, und ist Bürge für deine gute Aufführung. Laß Dich erbitten, Preciosschen, und tanze ein wenig mit deinen Gespielinnen. Hier hab' ich eine Dublone mit zwey Gesichtern, deren keines so hübsch ist, wie das Deinige, obwohl sie königlichen Personen gehören."

Wie die Alte von der Dublone hörte, rief sie: „Geschwind, Ihr Mädchen, die Röcke aufgeschürzt, und macht den Herren ein Vergnügen."

Preciosa nahm die Cymbel, und die Mädchen schlangen sich in so muntern und anmuthigen Figuren durch einander, daß sie alle Augen auf sich zogen. Besonders waren die Augen des Andres so fest an Preciosens Füsse geheftet, als wenn dort der Mittelpunct ihrer Wonne wäre. Doch ein böser Zufall machte ihm plötzlich seinen Himmel zur Hölle; denn es fügte sich, daß Preciosa im Fluge des Tanzes das Papier fallen ließ, welches ihr der Edelknabe gegeben hatte. Kaum fiel es zur Erde, so ward es von demjenigen aufgehoben, der

von den Zigeunerinnen keine vortheilhafte Meynung hatte. Er öffnete es, und rief: „Allerliebst! da haben wir ein Sonnettchen. Stellt den Tanz ein, damit wir es hören. Nach dem Anfange zu urtheilen, ist es gar nicht übel gesetzt.“

Preciosen war dieses sehr verdrießlich, weil sie nicht wußte, was in dem Sonnett stände; daher sie bat, es nicht zu lesen, sondern es ihr wieder zu geben. Doch alle Mühe, die sie sich deswegen gab, war ein Sporn, welcher Andres nur desto begieriger machte, es zu hören. Kurz, der Cavalier las das folgende Sonnett laut vor:

Wenn Preciosa ihre Cymbel rühret,
horcht, wie der süsse Ton die Luft durchwallt;
wie mit unwiderstehlicher Gewalt
ihr Lied dem Weisesten das Herz entführet;
Ihr Lied, das nur von Tugend stets erschallt,
und das der Witz mit seinen Blumen zieret;
das uns durch Wohlklang, Geist, und Anmuth rühret,
wenn es vom Lob der Unschuld wiederhallt.
An jedem ihrer goldnen Haare schweben
zu Tausenden die Herzen. Wenn ihr Fuß
im Tanz voll Grazie sich hebt, so muß
Mit beyden Pfeilen sich selbst Amor ihr ergeben.
Ihr Auge leiht ihm Licht, Behendigkeit ihr Fuß,
ihr ganzes Wesen Kraft und Leben.

„Beym Himmel! (rief der Vorleser des Sonnetts) der Dichter, der dieß Sonnett geschrieben hat, besitzt keine gemeine Gaben.“

„Er ist kein Dichter, mein Herr, sondern ein sehr artiger Edelknabe, und ein junger Mann von guter Aufführung,“ antwortete Preciosa.

Bedenke was Du gesagt hast, und was Du noch sagen willst, Preciosa! Du willst den Pagen loben, und Du durchbohrst dem armen Andres das Herz, der Dir zuhört. Willst Du es sehen, Mädchen? so sieh Dich nur um, wie er dort ohnmächtig auf dem Stuhl hinsinkt, und Angstschweiß vergießt. Denke nicht, Kleine! daß es ihm mit seiner Liebe zu Dir so wenig Ernst sey, daß ihn nicht die kleinste deiner Unvorsichtigkeiten aufs tiefste verwunden und erschüttern sollte. Komm, um Gottes willen, und sage ihm einige Worte ins Ohr, die ihm gerade ans Herz gehen, und ihn wieder aus seiner Ohnmacht erwecken. Wo nicht, so versuche es nur, immer Sonnette zu deinem Lobe bey Dir zu tragen; so wirst Du sehen, wie es ihm bekommt.

Gerade so ging es jetzt. Wie Andres das Sonnett hörte, bestürmten ihn tausend eifersüchtige Gedanken, und wenn er auch nicht in Ohnmacht fiel, so entfärbte er sich doch dermassen, daß ihn sein Vater, wie er es gewahr ward, fragte: „Was hast Du, Don Juan, daß Du so blaß wirst, als wenn Dir ohnmächtig würde?"

„Wartet nur (sprach Preciosa) und erlaubt mir, daß ich ihm gewisse Worte ins Ohr sage, so sollt Ihr sehen, daß er nicht ohnmächtig wird." Sie näherte sich ihm, und sagte, indem sie kaum die Lippen bewegte: „Ihr habt herrlichen Muth für einen Zigeuner, Andres! Wie wollt Ihr die Tropfenfolter aushalten, wenn Euch ein Stückchen Papier so quälen kann?" Darauf machte sie ihm ein halbes Dutzend Kreuze auf die Brust, und trat zurück. Andres athmete etwas leichter, und gab zu verstehen, daß ihm Preciosens Spruch geholfen hätte. Preciosa empfing die versprochene Dublone, und versprach ihren Gespielinnen, sie zu verwechseln, und sie redlich mit ihnen zu theilen. Der Vater des Andres bat sie, ihm die Worte aufzuschreiben, die sie seinem Sohne gesagt hätte, weil er sie auf alle Fälle wissen wollte. Sie be-

zeigte sich willig, und bat die Gesellschaft, zu glauben, daß diese Worte, die ihnen vielleicht wie eine Posse schienen, eine besondere Kraft hätten, das Herzweh und den Schwindel zu vertreiben; sie lauteten folgendermassen:

Köpfchen, Köpfchen!
sey an deinem Schmerz nicht Schuld.
Stärke Dich mit einem Tröpfchen
der gesegneten Geduld.
Mit Vertrauen
mußt Du bauen;
vorwärts schauen,
und mit Grillen
Dir das Herzchen nicht erfüllen.
Du sollst sehen,
Wunder werden noch geschehen.
Gott mit Dir,
und Sanct Christoph helfe Dir!

„Wenn man nur die Hälfte dieser Worte spricht (sagte Preciosa), und der Person, die der Schwindel befällt, ein halbes Dutzend Kreuze auf die Brust macht, so wird sie wieder so roth, wie ein Apfel.“

Wie die alte Zigeunerinn den Zauberspruch hörte, und errieth, worauf er hindeutete, war sie

voll Erstaunen, und Andres noch mehr, wie er sah, daß Preciosens Scharfsinn alles so aus dem Stegreife erfand. Das Sonnett blieb dort; denn Preciosa forderte es nicht zurück, um dem Andres keine neue Qual zu verursachen; denn sie wußte ohne Lehrmeister, was es zu bedeuten habe, einem zärtlichen Liebhaber Anlaß zum Verdacht und zur Eifersucht zu geben. Die Zigeunerinnen nahmen Abschied, und im Weggehen sagte Preciosa zu Don Juan: „Ueberleget, mein Herr, welchen Tag in dieser Woche Ihr für den günstigsten zur Abreise haltet; unglücklich ist keiner. Eilet, Euch auf den Weg zu machen, so bald Ihr könnt; es erwartet Euch ein freyes, ungezwungenes und angenehmes Leben, wenn Ihr Euch nur darin schikken könnet.“

„Mich däucht (antwortete Don Juan), das Soldatenleben ist eben nicht so sehr ungebunden, daß man nicht mehr Unterwürfigkeit, als Freyheit darin antreffen sollte. Bey dem allen werde ich mich in die Zeit zu schicken wissen.“

„Ihr werdet mehr erfahren, als Ihr glaubt, (versetzte Preciosa); und Gott geleite Euch,

und führe Euch so glücklich, wie Ihr es eurem guten Ansehen nach verdienet!“

Mit diesen letzten Worten gab sich Andres zufrieden, und die Zigeunerinnen gingen vergnügt von dannen; die Dublone ward gewechselt und vertheilt; doch empfing die Alte anderthalb Theile von allem, was sie sammelten, sowohl wegen ihres Alters, als auch weil sie den andern immer zum Compaß diente, nach welchem sie sich auf dem Weltmeere ihrer Tänze, Künste (und auch ihrer Schelmstücke) richteten.

Endlich kam der Tag, an welchem Andres Cavallero sich eines Morgens an demselben Orte einfand, wo er das erste Mahl erschienen war. Er kam ohne Begleitung, auf einem gemieteten Maulthier, und ward von Preciosen und ihrer Großmutter, die schon auf ihn warteten, mit Freuden empfangen. Er bat sie, ihn noch vor Tagesanbruch nach der Horde zu führen, damit er nicht irgendwo erkannt würde, im Fall man ihm nachsetzte. Da sie die Vorsichtigkeit gebraucht hatten, allein zu kommen, so kehrten sie gleich mit ihm um, und kamen bald nachher zu ihren Zelten. Andres

ward in eines derselben geführt, welches das grösseste in der Horde war. Zehn oder zwölf junge rüstige Zigeuner, alle von guter Miene, kamen sogleich, um ihn zu sehen; denn die Alte hatte ihnen schon von seiner Ankunft Nachricht gegeben, und hatte nicht nöthig, ihnen dabey Verschwiegenheit zu empfehlen, weil sie von selbst ein Geheimniß mit beyspielloser Klugheit und Gewissenhaftigkeit bewahren. Das Maulthier fiel ihnen gleich in die Augen, und einer von ihnen sagte: „den können wir am Donnerstag in Toledo verkaufen.“

„Das muß nicht geschehen (antwortete Andres); denn es giebt keinen Miethesel, den nicht alle Maulthiertreiber in ganz Spanien kennen.“

„Bey Gott, Herr Andres! (sprach einer von den Zigeunern), wenn der Maulesel auch so viele Zeichen an sich hätte, als vor dem jüngsten Tage hergehen werden, so wollen wir ihn wohl dermassen verwandeln, daß weder die Mutter, die ihn geworfen, noch der Herr, der ihn aufgezogen hat, ihn wiederkennen sollen.“

„Nichts desto weniger (sprach Andres) müßt Ihr für dieß Mahl meine Meynung gelten lassen,

und befolgen. Dieses Maulthier müssen wir abstechen, und an einem Orte verscharren, wo auch seine Gebeine nie wieder zum Vorschein kommen."

„Grosse Sünde! (sprach ein anderer Zigeuner), einem Unschuldigen das Leben zu nehmen. Das sollte der gute Andres nicht verlangen. Ich will Euch lieber einen andern Rath geben: Seht den Maulesel einmahl recht an, so daß Ihr Euch alle Kennzeichen, die er an sich hat, vollkommen einprägt, und dann gebt ihn mir mit. Wenn Ihr ihn nach Verlauf von zwey Stunden wiederkennt, so laß' ich mir das Fell zerschinden, wie ein entlaufener Neger."

„Ich kann auf keine Weise zugeben, (versetzte Andres), daß der Esel am Leben bleibe, wenn man mir auch noch so viele Versicherungen von seiner Verwandelung giebt. So lange ihn die Erde nicht bedeckt, werde ich mich immer fürchten, daß man meinen Aufenthalt ausfindig macht. Und wenn es auf das Geld ankommt, was man für ihn lösen könnte, so komme ich nicht mit so leerer Hand in diese Gesellschaft, daß ich nicht den Werth von

mehr, als vier Mauleseln zum Eintrittsgelde bezahlen könnte."

„Wenn es denn Herr Andres Cavallero durchaus so haben will, (sagte wieder ein anderer von den Zigeunern,) so mag der Unschuldige sterben. Aber Gott weiß, es ist mir doch leid um ihn, so wohl wegen seiner Jugend, (denn er hat noch nicht alle Füllenzähne verlohren), als weil er einen guten Paß gehen muß; denn er hat weder Striemen, noch Spornmähler."

Der Tod des Maulesels ward inzwischen bis auf den Abend aufgeschoben. In der Zwischenzeit wurden die Ceremonien der Einführung des Andres in die Zigeunerbande folgendermassen beobachtet: Man machte eine von den besten Hütten in der Horde für ihn zurecht, und verzierte sie mit Zweigen und Gesträuch. Andres mußte sich auf den Trumm einer Eiche setzen; man gab ihm einen Hammer und eine Zange in die Hand, und ließ ihn ein Par Capriolen machen, nach dem Tact der Zithern, die von zwey Zigeunern geschlagen wurden. Darauf entblößten sie ihm einen Arm, und gaben ihm mit einem neuen seidenen Gürtel und

mit einem Strick ein Par leichte Zwicke. Preciosa war bey diesem allen gegenwärtig, nebst vielen andern jungen und alten Zigeunerinnen, die den Novizen theils mit Verwunderung, theils mit verliebten Blicken betrachteten; denn Andres war von so reizender Gestalt, daß selbst die Männer unter den Zigeunern sehr für ihn eingenommen wurden.

Wie diese Ceremonien vorbey waren, nahm ein alter Zigeüner Preciosen bey der Hand, stellte sie dem Andres vor, und sagte: „Dieses Mädchen, die Krone und Blume aller Zigeunerinnen in ganz Spanien, die wir kennen, übergeben wir Dir, als deine Frau, oder als deine Freundinn; in welchem Falle Du nach deiner eigenen Willkühr handeln kannst. Denn unsere freye ungezwungene Lebensart bindet uns nicht an geringfügige Umstände, oder an viele Ceremonien. Betrachte sie aufmerksam, und sieh zu, ob sie Dir gefällt, oder ob Du irgend etwas an ihr findest, das Dir Mißfallen verursacht; und wenn das Letztere ist, so wähle unter allen Mädchen, die hier um Dich her stehen, diejenige, welche Dir am besten gefällt. Wir werden Dir diejenige geben, welche Du selbst

wählest. Du mußt aber wissen, daß Du diejenige, die Du einmahl gewählt hast, hernach mit keiner andern vertauschen kannst, und daß Du Dich mit keiner von den übrigen, sie sey Weib oder Mädchen, einlassen darfst. Wir halten unter einander die Freundschaft heilig. Niemand bewirbt sich um die Frau, oder Geliebte des andern, und bey der freyesten Lebensart wissen wir nichts von der tödlichen Pest der Eifersucht. Auf nahe Blutsfreundschaft nehmen wir bey unsern Liebeshändeln eben keine genaue Rücksicht; aber Ehebruch ist bey uns ein unbekanntes Laster, und wenn unsere Weiber, oder Beyschläferinnen, sich der Untreue schuldig machen, so suchen wir keine Gerichtshöfe, um uns Recht und Genugthuung zu verschaffen, sondern wir sind selbst unsere Richter, und die Henker unserer Weiber, oder Buhlinnen, und wir machen nicht mehr Umstände, ihnen das Leben zu nehmen, und sie in der Wüste zu verscharren, als wenn wir irgend ein schädliches Thier vor uns hätten. Kein Anverwandter denkt daran, ihren Tod zu rächen, und keine Aeltern fordern ihr Blut von uns. Dieß hält sie in Furcht, und versichert uns Männern ihre Keuschheit. Es giebt wenige Dinge unter uns, die uns nicht allen gemein wären, ausser den Weibern

und Beyschläferinnen, welche das Eigenthum derjenigen bleiben müssen, denen sie das Schicksal zugetheilt hat. Das Alter berechtiget uns eben so wohl, als der Tod, zur Trennung der Ehe. Ein junger Mann kann sich von seiner Frau scheiden, wenn sie alt wird, und eine andere nehmen, die seiner Neigung und seinen Jahren angemessen ist. Diese und einige andere Gesetze und Regeln, die bey uns eingeführt sind, erhalten unter uns Ruhe und Fröhlichkeit. Wir sind Herren über Wiesen und Felder, über Wälder und Berge, Quellen und Ströme. Die Wälder liefern uns ihr Holz unentgeltlich, die Weinberge Trauben, die Bäume Früchte, Gemüse die Gärten, die Quellen Wasser, Fische die Ströme, und die Gehege ihr Wildpret. Wir finden Schatten in den Gebirgen, Kühlung in den Felsritzen, in geräumigen Höhlen ein Obdach. Die unfreundlichste Witterung ist eine Labung für uns; angenehm kühlt uns der Schnee; der Regen ist unser Bad; Musik ist uns das Rollen des Donners; und die Blitze sind unsere Fakkeln. Auf dem harten Erdboden ruhen wir, wie auf Polstern von weichen Federn. Unsere abgehärtete Haut schützt uns, wie ein undurchdringlicher Harnisch; unsere Behendigkeit läßt sich durch

keine Fesseln hemmen; Sümpfe und Moräste halten sie nicht auf, und Mauern leisten ihr keinen Widerstand. Unser Muth läßt sich durch Stricke nicht binden, durch Foltern nicht abschrecken, und durch die Stäupe nicht bändigen. Wenn es die Noth erfordert, so machen wir keine Schwierigkeit, nein für ja zu sagen, und wir sind stolzer darauf, Märtyrer, als Bekenner zu werden. Für uns werden die Lastthiere auf den Wiesen gezogen, und die Taschen und Beutel in den Städten zugeschnitten. Kein Adler, oder anderer Raubvogel, stößt so schnell und unaufhaltsam auf seinen Raub, als wir die Gelegenheit nutzen, wenn sie uns winkt, unsern Vortheil wahrzunehmen. Kurz, wir besitzen mancherley Geschicklichkeiten, die uns zu glücklichen Zwecken führen. Denn wir singen im Kerker; wir schweigen unter den Prangerstreichen; wir arbeiten am Tage, und wir stehlen des Nachts; oder vielmehr wir sind eine Warnung für jedermann, auf seiner Hut zu seyn, wo er seine Habe verwahrt. Wir quälen uns mit keiner Furcht vor der Schande, und das Streben nach Ruhm und Ehre stört uns nie in unserm Schlafe. Wir brauchen uns keine Gönner zu verschaffen, keine Bittschriften früh Morgens einzureichen, kei-

nen Grossen aufzuwarten, und keine Gunst zu betteln. Diese Baracken und beweglichen Hütten sind für uns Häuser mit goldenen Dächern und köstliche Paläste; und lieber, als Gemählde und Landschaften der besten Flämischen Meister, sind uns die Gegenden, die uns die Natur darbietet, in diesen schroffen Felsen und schneebedeckten Bergkoppen, in den grünen Ebenen und schattigen Gebüschen, auf welchen unser Auge bey jedem Schritte verweilt. Wir sind ländliche Sternseher; denn weil wir fast zu allen Stunden unter freyem Himmel liegen, so wissen wir zu jeder Zeit, welche Stunde des Tages, oder der Nacht es sey; wir sehen, wie der Morgenstern die übrigen Gestirne des Himmels vertreibt und verdunkelt, und wie er mit seiner Schwester der Morgenröthe hervorgeht, die Luft erfrischet, das Wasser abkühlt, und die Erde bethauet; und wie ihnen die Sonne auf dem Fusse nachfolgt, die Spitzen der Berge vergoldet, und mit kräuselndem Strahl um die Wipfel der Bäume spielt (wie jener Dichter sagt). Wir fürchten uns nicht, in ihrer Abwesenheit zu erfrieren, wenn ihr Strahl uns nur kaum in schiefer Richtung trifft; und wenn er uns senkrecht auf den Kopf fällt, wird uns nicht bange, zu verbrennen. Wir gehen mit gleichem Frohsinn

dem Frost und der Hitze, dem Ueberfluß und dem Mangel entgegen. Kurz, wir sind ein Volk, welches vermöge seiner Gewandtheit nach seiner eigenen Weise lebt, und sich um das alte Sprichwort: „Kirche, Meer und Königshaus" wenig bekümmert. Wir haben alles, was wir wünschen, weil wir mit dem zufrieden sind, was wir haben. Dieß alles erkläre ich Dir, edler Jüngling! damit Dir nicht unbekannt bleibe, zu was für einer Lebensart Du Dich begiebst, und welche Lebensweise Du führen mußt. Ich habe sie Dir nur mit wenigen Zügen geschildert. Mit der Zeit wirst Du noch mehr, und unendlich viele Dinge erfahren, von denen Du noch nichts gehört hast, und welche nicht weniger werth sind, von Dir erwogen zu werden."

Hier schwieg der redselige alte Zigeuner, und der Noviz gab ihm zur Antwort: er freue sich sehr, solche löbliche Einrichtungen vernommen zu haben, und er sey fest entschlossen, sich einem Orden zu widmen, der sich auf so vernünftige und politische Verfassungen gründe; es sey ihm nur leid, daß eine so fröhliche Lebensweise ihm nicht früher bekannt geworden sey, und er thue von dem Augen-

blick an Verzicht auf seine ritterliche Würde und auf die eitle Ehre seiner edlen Abkunft; er unterwerfe alles dem Joche, oder besser zu sagen den Gesetzen, unter welchen die Zigeuner lebten, indem sie seinen Wunsch, ihnen nützlich zu werden, so reichlich belohnten, und ihm die göttliche Preciosa in die Arme lieferten, um derentwillen er Kronen und Kaiserthümer verlassen, oder sie wenigstens sich nur wünschen würde, um sie zu ihren Füssen zu legen.

Preciosa erwiederte darauf: „Obwohl diese Herren Gesetzgeber es ihren Verordnungen gemäß befunden haben, mich zu der Deinigen zu machen, und mich Dir als Dein Eigenthum zu übergeben; so finde ich in dem Gesetze meines Willens (welches das stärkste von allen Gesetzen ist), daß ich nicht eher die Deinige seyn will, bis alle Bedingungen erfüllt sind, die wir beyde mit einander verabredet haben, ehe Du hieher kamst. Zwey Jahre mußt Du in unserer Gesellschaft zubringen, ehe ich Dir den Genuß der meinigen verstatte; damit Du nicht deinen Leichtsinn zu bereuen habest, und damit ich mich nicht durch meine Voreiligkeit hintergehen lasse. Abrede geht über Ver-

ordnungen. Was ich von Dir begehrt habe, das ist Dir bekannt. Willst Du es erfüllen, so ist es möglich, daß ich die Deinige werde und Du der Meinige. Wo nicht, so ist dein Maulthier noch nicht abgestochen; deine Kleider sind noch unversehrt, und an deinem Gelde fehlt Dir noch kein Häller. Du bist noch keinen Tag von den Deinigen abwesend; Du kannst den Ueberrest desselben anwenden, dasjenige zu überlegen, was am meisten zu deinem Besten dienet. Diese Herren können Dir zwar meine Person überliefern; aber nicht mein Herz, welches frey ist, frey gebohren ward, und so lange frey bleiben muß, als es mir gefällt. Bleibst Du hier, so werde ich Dich hoch schätzen; kehrst Du wieder um, so werde ich Dich deswegen nicht verachten. Denn nach meinem Bedünken läuft die Gewalt der Liebe mit verhängtem Zügel mit uns davon, bis die Vernunft ihr Einhalt thut, oder bis man seinen Irrthum gewahr wird. Ich will nicht hoffen, daß Du es mit mir machen wirst, wie der Jäger, der den Hasen einhohlt, ihn fängt, und den Augenblick einem andern nachjagt, der vor ihm flieht. Manches Auge läßt sich auch beym ersten Blick verführen, Flittergold für ächt zu halten; aber bald merkt es den Unterschied

zwischen dem Schein und der Wirklichkeit. Diese Schönheit, die Du mir beylegest, und sie höher schätzest, als das Licht der Sonne und das feinste Gold — wer weiß ob Du sie nicht für Schatten halten wirst, wenn Du sie näher betrachtest, und für Flitterwerk, wenn Du sie berühreſt. Zwey Jahre gebe ich Dir Zeit, Dich zu bedenken, und zu betrachten, was für Dich am nützlichsten ist, zu wählen, oder am dienlichsten zu verwerfen; denn wer einmahl gewählt hat, wählt für Zeit Lebens, darum thut er wohl, sich Zeit zu nehmen, und zwar hinlängliche Zeit, um seine Betrachtungen über den geliebten Gegenstand mit Bedacht anzustellen, und alle seine Fehler und Vorzüge gegen einander abzuwägen. Denn ich will mich nicht nach dem barbarischen Gebrauch meiner Verwandten richten, nach welchem sie sich die eigenmächtige Freyheit nehmen, ihre Weiber zu verlassen, oder sie zu mißhandeln, wenn es ihnen gefällt. Und da ich mich keiner Handlung schuldig machen werde, die mich strafwürdig macht, so will ich auch keinen Gatten haben, der mich verstoßen kann, wenn es ihm beliebt.“

„Du hast Recht, Preciosa (erwiederte Andres), und wenn Du wünschest, daß ich Dich wegen deiner Furcht beruhige, und Dir deinen Argwohn benehme, indem ich Dir schwöre, mich nicht einen Schritt von der Vorschrift zu entfernen, die Du mir giebst, so sage nur, welchen Eid Du von mir forderst, oder was für Versicherungen ich Dir sonst geben kann, daß Du mich zu allem willig finden sollst."

„Die Eidschwüre und Versprechungen, die ein Gefangener thut, damit man ihm die Freyheit gebe, werden selten gehalten, so bald diese Freyheit erlangt ist (sagte Preciosa); und eben so geht es, glaub' ich, mit den Schwüren eines Liebhabers. Um zu seinem Zweck zu gelangen, verspricht er die Flügel des Merkur, und die Donnerkeile des Jupiter; wie sie mir einst ein Dichter versprach, und schwor dazu bey den stygischen Fluthen. Ich verlange weder Schwüre, noch Gelübde, Herr Andres; sondern ich will alles auf die Probe dieses Noviziats ankommen lassen, und es ist meine Sorge, mich in Acht zu nehmen, wenn es Euch einfallen sollte, Euch ungebührlich gegen mich zu betragen."

„Ich bin's zufrieden (versetzte Andres). Nur eine Sache bitte ich von diesen meinen Herren und Cameraden: daß sie mich nämlich nicht zwingen, irgend etwas zu stehlen; wenigstens nicht in dem ersten Monat, weil ich besorge, daß ich zum Stehlen nicht taugen werde, wenn nicht erst ein vielfältiger Unterricht vorhergeht."

„Schweige, mein Sohn! (sprach der alte Zigeuner). Wir wollen Dich hier wohl so abrichten, daß Du ein Falk in deinem Handwerk werden sollst; und wenn Du es einmahl verstehst, so wirst Du ein solches Wohlgefallen daran finden, daß Du Dir alle fünf Finger darnach lecken wirst. Ist es eine Kleinigkeit, wenn man des Morgens leer ausgeht, und kehrt des Abends beladen ins Lager zurück?"

„Mit Prügeln beladen, hab' ich wohl manchen von diesen zurück kommen gesehen," sprach Andres.

„Wer fischen geht, bekommt nasse Hosen (antwortete der Alte). Alle Dinge in diesem Leben sind mit gewissen Gefahren verknüpft, und das Handwerk der Beutlustigen mit der Gefahr

der Galeren, des Staupbesens und des Galgens. Aber weil ein Schiff Sturm aussteht, oder zu Grunde geht, soll darum kein anderes sich in die See wagen? Das wäre schön, wenn wir keine Soldaten haben sollten, weil der Krieg Menschen und Pferde frißt. Ueberdieß halten wir dafür, daß derjenige unter uns, dem die Justiz zur Stäupe verdammt, einen Orden auf dem Rücken trägt, der ihm besser steht, als wenn er den besten andern Orden auf der Brust gestickt trüge. Die Hauptsache ist nur, daß man nicht in der Blüte der Jahre und beym ersten Verbrechen in der Luft schaukeln muß; um ein Par Streiche auf den Buckel, oder ein wenig Plätschern auf den Galeren, bekümmern wir uns nicht ein Haar. Begebt Euch jetzt nur unter den Schirm unserer Flügel, Sohn Andres; zu seiner Zeit wollen wir Euch schon zum Ausflug bringen, und zwar an solchen Orten, wo es Euch nicht an Beute fehlen soll, und denkt an das, was ich Euch gesagt habe: Ihr werdet Euch nach jedem Diebstahl die Finger lecken."

„Gut (sprach Andres). Um Euch jedoch einen Ersatz für dasjenige zu geben, was ich während dieser Frist hätte stehlen können, so will ich Euch

zweyhundert Goldgülden geben, um sie unter die ganze Horde zu vertheilen."

Kaum hatte er dieß gesagt, so nahmen ihn eine Menge Zigeuner auf die Arme, trugen ihn auf den Schultern herum, und sangen ihm Loblieder, worin sie ihn den grossen Andres nannten, und seine geliebte Preciosa hoch leben liessen. Christine und die andern jungen Zigeunerinnen, welche gegenwärtig waren, beneideten sie deswegen nicht wenig; denn auch in den Horden der Barbaren, und in den Hütten der Hirten wohnt der Neid so wohl, als in den Palästen der Fürsten, und ein jeder mißgönnt seinem Nächsten, den er nicht für besser als sich selbst hält, das grössere Maß, womit ihm gemessen wird.

Nach diesem hielten sie fröhlich ihre Mahlzeit; das gegebene Geld ward nach Recht und Billigkeit vertheilt; Andres erhielt neue Lobsprüche, und Preciosens Schönheit ward bis an den Himmel erhoben. Der Abend kam; das Maulthier ward abgestochen, und dermassen verscharrt, daß Andres versichert seyn konnte, dadurch nicht entdeckt zu werden; auch alles Geschirr, Sattel, Zaum und

Gurt, ward mit vergraben, nach Art der Indianer, die ihre besten Kleinode mit sich begraben lassen. Andres verwunderte sich über alles, was er gesehen und gehört hatte, und über die Gewandtheit der Zigeuner; allein er nahm sich vor, ihnen in keiner ungerechten Sache, die sie ihm auftrügen, zu gehorchen, und sich lieber mit Geld abzukaufen.

Am folgenden Tage bat Andres die Zigeuner, ihr Lager zu verändern, und sich von Madrid zu entfernen, weil er fürchtete, erkannt zu werden, wenn sie in der Nähe blieben. Sie antworteten ihm, sie hätten sich bereits vorgenommen, sich in die Toledischen Gebirge zu begeben, und von dort aus in den umliegenden Gegenden zu streifen. Das Lager ward demnach abgebrochen, und man gab dem Andres eine Eselinn zum Reiten. Er nahm sie aber nicht an, sondern ging lieber neben Preciosen, als ihr Diener, zu Fuß, indeß sie auf einer andern Eselinn ritt. Sie freuete sich, ihren wackern Knappen demüthig neben sich her wandern zu sehen, und er war nicht minder froh, sich so nahe bey der Gebieterinn seines Herzens zu befinden. Groß ist deine Macht, o Du, den man den süssen Gott der Bitterkeit nennt!

(ein Titel, den Dir unsere Müssigkeit und Fahrlässigkeit beygelegt haben). Wie mächtig zwingst Du uns unter das Joch deiner Dienstbarkeit, und wie wenig achtest Du auf Stand und Würde! Andres ist ein Cavalier, und ein sehr vernünftiger Jüngling; fast sein ganzes Leben lang in der Residenz erzogen, mit aller Sorgfalt und in alle dem Ueberfluß, den ihm der Reichthum seiner Aeltern gewährte; und seit gestern ist er dergestalt verändert, daß er seine Diener und Freunde hintergangen, und alle Hoffnungen, die seine Aeltern in ihn setzten, vereitelt hat. Er verließ den Weg nach Flandern, wo er seine persönliche Tapferkeit zeigen, und den Ruhm seiner Vorältern vergrössern sollte, um sich wie ein Knecht zu den Füssen eines Mädchens zu werfen, das zwar ausbündig schön, aber doch nur eine Zigeunerinn ist. So bedient sich die Schönheit ihres Vorrechts, indem sie das freyeste Herz auch wider seinen Willen zu ihren Füssen legt.

Nach vier Tagen kamen sie in ein Dorf, zwey Meilen von Toledo, wo sie ihr Lager aufschlugen, und dem Dorfschulzen vorher ein Pfand an Silberzeug gaben, zur Sicherheit, daß sie innerhalb

der Gränze des Orts nichts stehlen wollten. Darauf zerstreuten sich alle Männer und Weiber, jung und alt, in allen Dörfern umher, wenigstens bis auf vier oder fünf Meilen rings um die Ortschaft, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Andres ging mit ihnen, um seinen ersten Unterricht im Stehlen zu erhalten; allein obgleich man ihm auf diesem Streifzuge nicht wenige Lectionen gab, so wollte doch keine bey ihm haften, sondern vermöge seiner edlen Abkunft war ihm ein jeder Diebstahl, den seine Lehrmeister begingen, ein Dolchstich ins Herz, und oft bezahlte er aus seiner Börse dasjenige, was seine Cameraden gestohlen hatten, aus Mitleiden mit den Thränen der Beraubten; worüber sich die Zigeuner ärgerten, und ihm sagten, daß dieses ihren Gesetzen und Statuten zuwider liefe, welche dem Mitleiden den Zugang zu ihren Herzen verböten, indem es ihnen nur die Lust zum Stehlen verleiden würde, und ihnen folglich auf keinerley Weise angemessen wäre. Wie Andres dieß sahe, erklärte er, daß er künftig für sich allein auf Beute ausgehen, und niemand zum Begleiter haben wollte. Denn wenn er in Gefahr gerathen sollte, wäre er behende genug zur Flucht, und entschlossen genug, sich zu vertheidigen; er wollte demnach den Vortheil und

die Gefahr seiner Streifzüge für seine eigene Rechnung nehmen.

Die Zigeuner suchten zwar, ihm diesen Vorsatz auszureden, und stellten ihm vor, daß sich Zufälle ereignen könnten, wo er den Beystand der andern, es sey zum Angriff, oder zur Gegenwehr, nöthig hätte, und ein einzelner Mann wäre überdieß nicht im Stande, grosse Beute zu machen. Sie mochten ihm aber sagen was sie wollten; genug, Andres bestand darauf, allein und ohne Begleiter auf Beute zu gehen, und nahm sich vor, für sein eigenes Geld etwas zu kaufen, und vorzugeben, daß er es gestohlen hätte, um auf diese Weise sein Gewissen so wenig, als möglich, zu beschweren. Indem er sich dieser List bediente, verschaffte er der Horde in einem Monat mehr Nutzen, als vier ihrer ausgelerntesten Diebe. Preciosa freute sich nicht wenig darüber, daß ihr zärtlicher Liebhaber ein so geschickter und flinker Dieb wäre, doch war ihr immer bange, daß ihm ein Unglück zustossen möchte, und um aller Schätze in der Welt willen hätte sie es nicht erleben mögen, daß ihm etwas Schmähliches begegnete; denn Andres hatte sich durch seine grosse Anfmerksamkeit und Sorgfalt schon sehr um sie verdient gemacht.

Sie blieben nicht viel über einen Monat in der Nachbarschaft von Toledo, und machten daselbst eine gute Ernte, obwohl es schon spät im Herbst war; und von dort begaben sie sich nach Extremadura, weil dieses eine reiche und warme Provinz ist. Andres führte oft mit Preciosen sittsame, vernünftige und liebevolle Gespräche, und sie verliebte sich allmählich in den Verstand und in die edlen Sitten ihres Liebhabers. Allenthalben, wohin sie nur kamen, gewann Andres den Preis im Laufen und Springen; im Kugelschieben und Ballspiel war er ein Meister, und er warf eine Stange mit eben so vieler Kraft, als Geschicklichkeit. Mit einem Worte, in kurzer Zeit erscholl sein Ruhm in ganz Extremadura, und es war kein Flecken, wo man nicht von der Stärke, Behendigkeit und Anmuth des Zigeuners Andres Caballero sprach, und eben so berühmt war die kleine Zigeunerinn wegen ihrer Schönheit, so daß es weder Stadt, Flecken, noch Dorf gab, wohin sie nicht berufen wurden, wenn hohe Kirchenfeste gefeyert, oder andere besondere Lustbarkeiten angestellt wurden. Auf diese Weise ging es in der Horde immer munter und lustig zu, und die beyden Verliebten waren froh, daß sie einander immer sehen und sprechen konnten.

Wie sie einst ihr Lager in einem Eichengehölz, ein wenig entfernt von der Heerstrasse, aufgeschlagen hatten, traf es sich in einer Nacht, daß die Hunde fast um Mitternacht anfingen, ganz entsetzlich zu bellen. Einige Zigeuner kamen heraus, und Andres mit ihnen, um zu sehen, wen sie anbellten. Sie fanden, daß ein weißgekleideter Mensch sich gegen zwey von den Hunden wehrte, die ihn bey einem Bein gepackt hatten. Sie eilten hinzu, und einer von den Zigeunern fragte ihn: „Welcher Teufel führt Euch zu einer solchen Stunde an einen so abgelegenen Ort? Kommt Ihr, um etwas zu stehlen, so klopft Ihr wahrhaftig hier an die unrechte Thür.“

„Ich komme nicht, um zu stehlen (sprach der Gebissene), und ich weiß nicht, ob dieser Ort abgelegen ist, oder nicht; aber das fühle ich, daß ich mich in Ungelegenheit gebracht habe. Aber sagt mir doch, meine Herren, ist hier in der Gegend nicht ein Wirthshaus, oder ein anderer Ort, wo ich übernachten kann, und mir die Wunden verbinden lassen, die mir die Hunde gebissen haben?“

„Hier ist weder Schenke, noch Dorf, wohin wir Euch bringen können (sprach Andres); aber um Euch verbinden zu lassen, und auszuruhen, soll es Euch in unsern Hütten an dem Nöthigen nicht fehlen. Kommt nur mit uns; wir sind zwar Zigeuner, aber darum fehlt es uns nicht an Menschenliebe.“

„Gott vergelt's Euch! (sprach der Jüngling). Bringt mich, wohin Ihr wollt; das Bein schmerzt mich gewaltig.“

„Andres hob ihn auf, und noch ein anderer mitleidiger Zigeuner (denn selbst unter den Teufeln ist mancher nicht so arg, als seine Gesellen, und unter einer Menge Buben findet sich bisweilen auch ein redlicher Mensch) und sie brachten ihn fort. Der Mond schien hell, und sie sahen, daß der Verwundete ein Jüngling von guter Miene und Gestalt war. Er war ganz in weisse Leinwand gekleidet, und über die Schultern hing ihm ein leinenes Hemd, das er sich um die Brust wie einen Quersack festgegürtet hatte. Sie brachten ihn in das Zelt des Andres, machten in der Geschwindigkeit Feuer und Licht, und Preciosens Großmutter kam,

den Verwundeten (von welchem man ihr schon gesagt hatte) zu verbinden. Sie nahm etwas Haar von den Hunden, bratete es in Oehl, wusch ihm die Wunden mit Wein, deren er zwey in dem linken Bein bekommen hatte, legte das Hundehaar mit dem Oehl und etwas gekautem Rosmarin darauf; verband ihn mit einigen reinen Lappen; machte ein Par Kreuze über die Wunde, und sagte: „Schlaft wohl, mein Freund, es hat mit Gottes Hülfe nichts zu bedeuten.“

Indem man den Verwundeten verband, stand Preciosa gegen ihm über, und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit, und er sie desgleichen; so daß Andres gewahr ward, wie ernstlich der Jüngling sie ins Auge faßte. Doch dachte er, Preciosens Schönheit zöge seine Blicke so, wie die Blicke eines jeden, auf sich. Wie der Jüngling verbunden war, ließ man ihn allein auf einem Lager von Heu, ohne ihn vor der Hand weder nach dem Endzweck seiner Reise, noch sonst nach etwas anderem zu fragen. Kaum hatten sie sich aber von ihm entfernt, so rief Preciosa den Andres auf die Seite, und fragte ihn: „Erinnerst Du Dich noch des Papiers, Andres, das mir in deinem Hause entfiel, wie

ich mit meinen Gespielinnen tanzte, und welches Dir, wie ich glaube, ein wenig Herzweh verursachte?"

„Ja wohl (sprach Andres); es war ein artiges Sonnett zu deinem Lobe."

„So wisse, Andres, (versetzte Preciosa,) daß der verwundete Jüngling, den wir in deiner Hütte gelassen haben, der Verfasser dieses Sonnetts ist. Ich kann mich in seiner Person nicht irren; Denn ich habe ihn in Madrid zwey oder dreymahl gesprochen, und er gab mir auch einst eine sehr gute Romanze. Dort ging er, wie mich däucht, als ein Page gekleidet, und zwar in keiner gemeinen Liverey, sondern wie der Liebling eines fürstlichen Herrn. Und ich kann Dir sagen, Andres, daß der Jüngling sehr bescheiden, vernünftig, und wohlgesittet ist. Ich weiß nicht, was ihn mag bewogen haben, hieher zu kommen, und in einer solchen Tracht."

„Was kannst Du Dir anders denken, Preciosa (antwortete Andres), als daß dieselbe Gewalt, die mich zum Zigeuner machte, ihn ange-

trieben hat, sich als einen Müller zu verkleiden, und Dich aufzusuchen. Ha, Preciosa, Preciosa! Wie deutlich seh' ich, daß Du Dir eine Ehre daraus machst, mehr als einen Dir unterthänig zu machen, und wenn das ist, so raube mir nur zuerst das Leben; dann wirst Du bald auch diesen andern umbringen. Opfere uns nur nicht beyde zugleich auf dem Altar deiner Unbeständigkeit; ich will nicht sagen deiner Schönheit."

„Wahrhaftig, Andres, (versetzte Preciosa) Du bist sehr reizbar, und deine Hoffnung, so wie dein Zutrauen zu mir, hängen an einem sehr dünnen Haar; da der grausame Dolch der Eifersucht so leicht in dein Herz dringt. Sage mir Andres, wenn ich hinterlistig, oder betrieglich zu Werke gehen wollte, würde ich dann nicht schweigen, und es Dir verhehlen können, wer dieser Jüngling sey? Bin ich etwan so einfältig, daß ich Dir selbst Anlaß geben sollte, meine Treue und Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen? Schweige, um Gottes willen, Andres, und suche lieber morgendes Tages von dem Verdächtigen zu erfahren, wohin er geht, und was er hier will. Vielleicht findest Du, daß dein Argwohn Dich eben so sehr täuscht, als ich mich

nicht täusche, daß er derjenige ist, von dem ich Dir gesagt habe. Und um Dich noch mehr zu überzeugen, da ich einmahl auf dem Wege bin, Dir auf irgend eine Weise zur Gewißheit zu verhelfen, so gieb dem Jüngling gleich seinen Abschied, und laß ihn sich entfernen, er mag gekommen seyn auf welche Art und in welcher Absicht er wolle. Alle Unsrigen gehorchen Dir gern, und wider deinen Willen wird ihn niemand in seine Hütte aufnehmen; ja, wenn auch dieses geschähe, so verspreche ich Dir, nicht aus der meinigen zu gehen, und mich weder von ihm, noch von irgend einem andern sehen zu lassen, welcher Dir zuwider ist. Höre, Andres, es ist mir eben nicht leid, Dich eifersüchtig zu sehen, aber es würde mir sehr leid seyn, wenn ich Dich sähe Thorheiten begehen."

„Wenn Du mich nicht siehst zum Narren werden, Preciosa, (gab Andres zur Antwort), so ist jeder andere Ausbruch der Eifersucht wenig oder nichts, um zu zeigen, wie weit ihre Bitterkeit geht, und mit welchen empfindlichen Qualen ihr Argwohn das Herz zerreißt. Allein ich will thun, was Du mir befiehlst, und wenn es möglich ist, so will ich erfahren, was dieser Herr Page im

Schilde führt, wohin er geht, und was er sucht. Vielleicht läßt er mich unversehens den Faden finden, der mich zu dem Knäuel führt, womit er mich, wie ich fürchte, verstricken will.“

„Die Eifersucht (sagte Preciosa) läßt, meiner Meynung nach, dem Verstande nie seine völlige Freyheit, die Dinge so zu beurtheilen, wie sie wirklich sind. Der Eifersüchtige sieht immer durch ein Fernglas, welches Kleinigkeiten vergrössert, Zwerge zu Riesen macht, und Argwohn zur Wahrheit. Um deiner Ruhe und um der meinigen willen, Andres, gehe in diesem Falle, und in einem jeden andern, welcher unsere Angelegenheiten betrifft, mit Vernunft und mit Vorsichtigkeit zu Werke. Wenn Du das thust, so weiß ich, daß Du mir die Palme der Zucht, der Ehrbarkeit, und der geprüftesten Treue zusprechen wirst.“

Hierauf schied Andres von ihr, und erwartete den Morgen, um die Beichte des Verwundeten zu vernehmen. Sein Herz, voll von Unruhe und folternden Gedanken, konnte sich nicht überreden, daß der Page nicht von Preciosens Reizen angelockt dorthin gekommen wäre; denn man sucht immer

gern andere hinter der Wand, wo man selbst gesteckt hat. Von der andern Seite schien es ihm jedoch wieder, daß die Versicherungen, die ihm die schöne Preciosa gegeben hätte, von solchem Gewichte wären, daß er sich völlig dabey beruhigen und seine ganze Glückseligkeit in die Hand ihrer Treue stellen müßte. Der Morgen brach an, und er besuchte den Verwundeten, und fragte ihn, wie er hiesse, wohin er wollte, und warum er bey so später Nacht so weit aus der Heerstrasse wanderte. Doch zuvörderst erkundigte er sich nach seinem Befinden, und ob der Schmerz von den Bissen der Hunde sich gelegt hätte.

Der Jüngling gab ihm zur Antwort, er befände sich besser, und so völlig ohne Schmerzen, daß er im Stande wäre, weiter zu reisen. Auf die Frage nach seinem Nahmen, und nach dem Endzweck seiner Reise, gab er nur kurz zur Antwort: er hiesse Alonzo Hurtado, und wollte nach dem Kloster der heiligen Jungfrau zum Felsen von Frankreich wegen eines gewissen Geschäftes; um geschwind fort zu kommen, reisete er bey Nacht, und hätte am vorigen Abend den Weg verlohren, worüber er zufälliger Weise zu dieser Horde gekommen, und von

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

den Hunden, die sie bewachten, so übel zugerichtet wäre, wie er wohl gesehen hätte.

Den Andres däuchte diese Erzählung nicht richtig, sondern sehr verfälscht, und sein Argwohn fing von neuem an, ihn zu beunruhigen. „Mein Freund (sprach er zu dem Fremden), wenn ich Euer Richter wäre, und man hätte Euch vor mir eines Verbrechens beschuldigt, welches die Fragen nothwendig machte, die ich an Euch gethan habe, so würden Eure Antworten mich nöthigen, Euch die Daumschrauben aufzusetzen. Es kümmert mich wenig, wer Ihr seyd, und wohin Ihr wandert; aber laßt Euch von mir warnen, wenn Ihr nöthig habt, auf eurer Wanderschaft zu lügen, daß Ihr es mit mehr Wahrscheinlichkeit thut. Ihr sagt, Ihr wallfahrtet nach unserer lieben Frau zum Fels von Frankreich, welches von dem Orte, wo wir sind, an dreissig Meilen rückwärts rechter Hand liegt. Ihr wandert bey Nacht, um geschwind fort zu kommen, und streifet ausser der Heerstrasse in Büschen und Wäldern herum, wo Ihr weder Weg noch Steg findet. Geht, mein Freund, und lernt besser lügen, und geht in Gottes Nahmen eures Weges. Aber wollt Ihr mir nicht für den guten Rath, den

ich Euch gebe, eine Wahrheit sagen? Ich denke ja; weil Ihr doch das Lügen so schlecht versteht. Sagt mir doch, seyd Ihr nicht ein gewisser junger Mann, den ich oft in Madrid gesehen habe, halb Cavalier und halb Edelknabe, den man für einen recht guten Dichter hielt, und der einmahl eine Romanze und ein Sonnett für ein hübsches Zigeunermädchen machte, welches sich kürzlich in Madrid aufhielt, und für sehr schön gehalten ward? Gesteht es mir nur, so verspreche ich Euch, als ein Zigeunercavalier, euer Geheimniß so gut zu verwähren, als Ihr verlangt. Merket Euch zugleich, daß es Euch nichts helfen würde, die Wahrheit vor mir zu verschweigen; denn das Gesicht, das ich hier vor mir sehe, ist ohne allen Zweifel dasselbe, das ich in Madrid gesehen habe, obwohl Ihr jetzt ganz anders gekleidet geht, als damahls. Seyd unbekümmert, fasset Muth, und denket nicht, daß Ihr in ein Nest voll Spitzbuben gerathen seyd, sondern in eine Freystatt, wo Ihr Schutz und Schirm gegen die ganze Welt finden sollt. Wißt Ihr was? Es fällt mir etwas ein, und wenn mich meine Vermuthung nicht triegt, so könnt Ihr eurem Glücksstern danken, daß er Euch zu mir geführt hat. Es scheint mir fast, daß Euch die Liebe zu der hübschen

Zigeunerinn Preciosa hieher gebracht hat, für welche Ihr jene Verse machtet, und deswegen finde ich gar keine Ursache, Euch zu tadeln, sondern vielmehr zu loben. Denn obwohl ich ein Zigeuner bin, so weiß ich doch aus der Erfahrung, wie weit die Macht der Liebe geht, und was für Verwandlungen sie an denjenigen hervorbringen kann, die sie unter ihre Botmässigkeit bringt. Wenn es sich so verhält, wie ich gewiß glaube, so wisset, die Zigeunerinn ist hier."

„Ja, sie ist hier, und ich sahe sie in der verwichenen Nacht, (sprach der Verwundete, und gab mit diesen Worten dem Andres einen Stich ins Herz, weil er glaubte, seinen Argwohn völlig bestätigt zu finden); ich sahe sie, allein ich unterstand mich nicht, ihr zu sagen, wer ich wäre, weil es meine Umstäude nicht erlaubten."

„Also seyd Ihr der Dichter, von dem ich gesagt habe," versetzte Andres.

„Ja, der bin ich (antwortete der Jüngling); ich kann und will es nicht leugnen. Wer weiß, ob ich nicht Rettung antreffe, wo ich mein Verderben

zu finden fürchtete; wenn man anders Treue und Glauben in den Wäldern, und Gastfreundschaft in den Gebirgen erwarten kann.“

„Das könnt Ihr allerdings (versetzte Andres); und unter uns Zigeunern könnt Ihr auf die unverbrüchlichste Verschwiegenheit rechnen. In dieser Zuversicht könnt Ihr mir euer Herz entdecken, und in dem meinigen will ich Euch ohne Falschheit lesen lassen. Die kleine Zigeunerinn ist meine Verwandte, und ich kann mit ihr schalten, wie ich will. Wollt Ihr sie zur Frau haben, so soll es mir und allen ihren Verwandten lieb seyn. Wollt Ihr sie zur Beyschläferinn, so sollt Ihr uns nicht schwierig finden, wenn Ihr nur Geld bey Euch habt; denn die Goldbegierde entfernt sich nie von unsern Hütten.“

„Geld hab' ich genug bey mir (sprach der Jüngling). In den Aermeln dieses Kittels, den ich um den Leib habe, sind über vierhundert Goldgülden eingenäht.“

Dieß war ein zweyter tödtlicher Streich für Andres, der sich gewiß einbildete, er könne aus keiner andern Ursache so viel Geld bey sich führen, als um

seine Geliebte entweder zu erkaufen, oder zu bestechen. Schon fing seine Zunge an zu stottern, indem er zu ihm sagte: „Das ist eine hübsche Summe! rückt nur mit eurer Absicht heraus, und leget Hand ans Werk. Das Mädchen ist keine Närrinn, und wird bald einsehen, wie vortheilhaft es für sie sey, die Eurige zu werden.“

„Ach mein Freund! (unterbrach ihn der Jüngling), Ihr müßt wissen, mich bewog zu dieser Verkleidung weder die Macht der Liebe, noch der Wunsch, Preciosen zu besitzen. In Madrid fehlt es uns nicht an Schönheiten, welche besser als die schönsten Zigeunerinnen im Stande sind, Herzen zu stehlen, und Seelen zu bezwingen; obwohl ich gestehe, daß die Schönheit eurer Verwandtinn alle übrigen, die ich gesehen habe, übertrifft. Was mich dahin gebracht hat, in dieser Verkleidung zu Fuß zu reisen, mit Gefahr von Hunden zerrissen zu werden, ist nicht Liebe, sondern Unglück.“

Diese Worte gaben dem Andres neuen Muth, weil sie ihm schienen auf etwas anderes hinzudeuten, als er befürchtet hatte. Um desto geschwinder aus der Verlegenheit zu gerathen, wiederhohlte er

die Versicherung gegen den Jüngling, daß er sich ihm ohne Scheu entdecken könne, worauf dieser folgendermassen fortfuhr:

„Ich war in Madrid in dem Hause eines vornehmen Herrn, dem ich nicht als meinem Gebieter, sondern als meinem Verwandten aufwartete. Dieser hatte einen einzigen Sohn und Erben, der mit mir, wegen unserer Verwandtschaft, wegen der Gleichheit unseres Alters, und wegen der Uebereinstimmung unserer Gemüther, im höchsten Grad vertraulich und freundschaftlich umging. Dieser junge Cavalier verliebte sich in eine vornehme junge Dame, die er gern zur Gemahlinn gewählt hätte, wenn er nicht als ein gehorsamer Sohn seinen Willen dem Willen seiner Aeltern unterworfen hätte, welche noch grössere Aussichten mit ihm hatten. Dennoch enthielt er sich nicht, ihr heimlich aufzuwarten, so daß ihn niemand bemerkte, der seine Wünsche hätte verrathen können *), und nur ich allein war mit seinen Absichten bekannt. An einem

*) Im Spanischen: ohne von solchen Augen bemerkt zu werden, welche Zungen gefunden hätten, seine Wünsche zu verrathen; und nur die meinigen waren Zeugen seiner Absichten.

Abend (den gewiß das Schicksal zu dem unglücklichen Vorfall auserlesen hatte, von welchem ich Euch erzählen werde) gingen wir beyde in ihrer Strasse und vor ihrer Thüre vorbey, und sahen ein Paar Männer, dem Ansehn nach stattliche Leute, an die Thür gelehnt. Mein Verwandter wollte sehen, wer sie wären, aber kaum machte er eine Bewegung, sich ihnen zu nähern, so griffen sie geschwind zu ihren Degen und Tartschen, und gingen auf uns los; wir griffen ebenfalls zu den unsrigen, und schlugen uns mit ihnen mit gleichen Waffen. Der Kampf war bald entschieden; denn mit zwey Stössen, von der eifersüchtigen Hand meines Verwandten, und von meinem zu seiner Vertheidigung streitenden Arme geführt, streckten wir bald unsere Gegner leblos zu Boden. Seltsam und sonderbar war dieser Vorfall. Nach einem Siege, dessen wir gern wären überhoben gewesen, gingen wir nach Hause, brachten heimlich so viel Geld zusammen, als wir konnten, und flohen nach dem Kloster San Geronimo, wo wir den Morgen abwarteten, um zu hören, was für Vermuthungen man wegen des Todtschlags anstellen würde. Wir hörten, daß man auf uns keinen Verdacht hätte, und die guten Geistlichen riethen uns, wieder nach Hause zu gehen, um

durch unsere Abwesenheit nicht Anlaß zum Verdacht gegen uns zu geben. Indem wir schon im Begriffe waren, ihrem Rath zu folgen, benachrichtigte man uns, daß die Herren Hofrichter die Aeltern des Fräuleins und das Fräulein selbst in ihrem Hause verhaftet hätten, und bey dem Verhör, das man mit den Bedienten angestellt, hätte ein Mädchen des Fräuleins ausgesagt, daß mein Verwandter ihre Herrschaft bey Tage und Abends besuche. Auf diese Veranlassung habe man nach uns gesandt, und wie man uns nicht angetroffen, sondern vielmehr Anzeigen gefunden habe, daß wir entflohen wären, habe das Gericht starke Vermuthung gefaßt, wir müßten diejenigen seyn, welche die Cavaliere umgebracht hätten, die von sehr hohem Stande waren. Kurz, nachdem wir uns vierzehn Tage in dem Kloster aufgehalten hatten, entwich, auf Anrathen des Grafen, meines Verwandten, und der Geistlichen, mein Camerad in Mönchskleidern, in Begleitung eines andern Geistlichen nach Arazonien, in der Absicht, nach Italien und von dort nach Flandern zu gehen, bis man sähe, was die Sache für eine Wendung nähme. Damit wir unser Heil auf verschiedenen Wegen versuchten, und nicht einerley Schicksal uns zugleich treffen möchte, entschloß

ich mich, einen andern Weg einzuschlagen, und ging in der Kleidung eines Layenbruders mit einem andern Mönch zu Fusse davon, welcher sich zu Talavera von mir trennte. Von dort bin ich allein, auf lauter Nebenwegen gewandert, bis ich gestern Nacht in dieß Eichenwäldchen kam, wo es mir so gegangen ist, wie Ihr wisset. Daß ich Euch fragte, wohin der Weg nach dem Kloster zum Felsen von Frankreich läge, geschah bloß, um etwas auf eure Erkundigung zu erwiedern; denn ich weiß wahrlich sonst nichts von diesem Kloster, als daß es oberhalb Salamanca liegt."

„Das ist wahr (sprach Andres), und Ihr habt es wenigstens zwanzig Meilen von hier rechter Hand liegen lassen; also könnt Ihr sehen, wie weit Ihr aus eurem Wege gegangen wäret, wenn Ihr dorthin wolltet."

„Ich will nirgends hin, als nach Sevilla (antwortete der Jüngling). Dort wohnt ein genuesischer Cavalier, der ein grosser Freund des Grafen meines Verwandten ist, und viel Silber nach Genova zu senden pflegt, und ich will ihn bitten, mich in Gesellschaft derjenigen reisen zu lassen,

welche diese Sendungen begleiten. Auf diese Weise hoffe ich mit Sicherheit nach Carthagena zu kommen, und von dort nach Italien, weil nächstens zwey Galeren erwartet werden, um das Silber abzuhohlen. Dieß ist meine Geschichte, mein guter Freund; urtheilet nun selbst, ob ich mit Recht sage, daß blosses Unglück mehr Antheil daran hat, als schale Liebeshändel. Wenn mich inzwischen diese Herren Zigeuner in ihrer Gesellschaft bis nach Sevilla mitnehmen wollten, (im Fall sie nämlich dorthin ziehen,) so würde ich sie gut dafür belohnen; denn ich glaube, daß ich in ihrer Gesellschaft viel sicherer und mit weniger Besorgniß reisen würde."

„Allerdings werden sie Euch gern mitnehmen (sprach Andres), und ist es nicht in unserer Horde, (weil ich nicht weiß, ob wir nach Andalucien gehen), so ist es mit einer andern, die wir, wie ich glaube, innerhalb zwey Tagen antreffen werden; und wenn Ihr ihnen etwas von eurem Gelde mittheilt, so thun sie Euch wohl noch schwerere Dinge zu Gefallen."

Mit diesen Worten verließ Andres den Jüngling, und ging hin, den übrigen Zigeunern Nach-

richt von demjenigen zu geben, was er ihm erzählt hätte, und was für Dienste er gegen gute Bezahlung von ihnen erwartete. Sie waren alle der Meynung, er sollte bey der Horde bleiben; nur Preciosa stimmte dagegen, und ihre Großmutter gab vor, sie könnte nicht nach Sevilla und der benachbarten Gegend ziehen, weil sie in vergangenen Jahren einem Mützenmacher einen Streich gespielt hätte, welcher Triguillos hiesse, und in der Gegend sehr bekannt wäre. Sie hätte ihn beredet, sich nackend, mit einem Cypressenkranz auf dem Kopfe, in eine grosse Kufe mit Wasser zu setzen, und in dieser Stellung die Mitternachtstunde abzuwarten, um einen grossen Schatz zu heben, der (wie sie ihm eingebildet hätte) an einem gewissen Orte in seinem Hause vergraben läge. So wie der gute Mützenmacher die Frühmetten läuten gehört, wäre er in solcher Eile gewesen, aus dem Fasse zu springen, um die rechte Zeit nicht zu versäumen, daß er samt dem Fasse umgestürzt wäre, und sich mit dem Fall und den Trümmern des Fasses alle Glieder zerschlagen hätte. „Das Wasser lief aus, und er schwamm darin herum, und schrie, er müßte ertrinken. Seine Frau und seine Nachbaren kamen herzugelaufen, und fanden ihn auf dem Bauche lie-

gen, und Arme und Beine in grosser Eile bewegen, wobey er immer schrie: „Hülfe, Hülfe, Kinder, ich ertrinke!“ denn er war so sehr erschrocken, daß er wirklich glaubte, er wäre in Gefahr zu ersaufen. Sie hoben ihn auf, und retteten ihn aus dieser Gefahr; er kam zur Besinnung, und erzählte den Streich, den ihm die Zigeunerinn gespielt hätte; ließ aber doch nicht nach, an dem angezeigten Orte über ein Lachter tief zu graben, Trotz allem was man ihm sagte, daß es lauter Betriegerey von mir wäre; und wenn ihn nicht ein Nachbar gewarnt hätte, daß er schon bis unter den Grund seines Hauses grübe, so hätte er nicht eher aufgehört, bis ihm beyde Häuser über den Kopf zusammengestürzt wären. Die Geschichte ward in der ganzen Stadt bekannt, und sogar die Kinder wiesen mit den Fingern auf ihn, und spotteten über seine Leichtgläubigkeit und über meine Betriegerey.“ So erzählte die alte Zigeunerinn diese Geschichte, und brauchte sie zur Entschuldigung, daß sie nicht mit nach Sevilla gehen könnte. Die Zigeuner, die schon von Andres Cavallero vernommen hatten, daß der Jüngling viel Geld bey sich hätte, nahmen ihn jedoch gern in ihre Gesellschaft auf, und versprachen, ihn zu beschützen und zu verbergen, so lange er

wollte, weswegen sie sich entschlossen, links nach la Mancha und von dort nach Murcia zu ziehen. Sie riefen den Jüngling, und sagten ihm, was sie für ihn thun wollten; wofür er ihnen dankte, und ihnen hundert Goldgülden gab, um sie unter sich zu vertheilen. Dieses Geschenk machte sie so weich und nachgiebig, wie Wachs. Nur Preciosen allein war es nicht lieb, daß Don Sancho da blieb, (so nannte sich, wie er sagte, der Jüngling). Die Zigeuner veränderten seinen Nahmen in Clemente, und so ward er von Stund' an genannt. Andres war ebenfalls ein wenig unmuthig, und nicht sehr damit zufrieden, daß Clemente geblieben wär, weil er meynte, dieser habe seinen ersten Vorsatz ohne zureichenden Grund aufgegeben; doch Clemente sagte ihm (als hätt' er ihm im Herzen gelesen) einmahl von ungefähr: es wäre ihm lieb, daß sie nach Murcia zögen, weil er dort so nahe bey Carthagena seyn würde, von welchem Orte er, wenn Galeren ankämen, (wie er hoffte), mit leichter Mühe nach Italien überschiffen könnte. Um ihn noch besser vor Augen zu haben, auf alle seine Handlungen Achtung geben zu können, und seine Gedanken zu erforschen, wählte Andres den Clemente zu

seinem Cameraden, und Clemente dankte ihm sehr für diese Freundschaft. Sie waren immer beysammen, machten reichlichen Aufwand, und sparten kein Geld. Sie liefen, sprangen, tanzten, und warfen besser, als alle Zigeuner, und waren bey den Zigeunerinnen nicht wenig in Gunst, so wie sie von den Zigeunern in besondern Ehren gehalten wurden.

Sie verliessen jetzt Extremadura, wandten sich nach la Mancha, und zogen allmählich nach dem Königreiche Murcia. In allen Flecken und Dörfern, wo sie durchzogen, gab es einen Wetteifer im Ballspiel, Fechten, Laufen, Springen, Stangenwerfen, und andern Uebungen, welche Kraft, Behendigkeit und Geschicklichkeit erfodern, und in jedem Wettstreit siegten Andres und Clemente, so wie sonst Andres allein gesiegt hatte. Während der ganzen Zeit, die mehr als anderthalb Monate betrug, hatte Clemente nicht ein einziges Mahl Gelegenheit (und suchte sie auch nicht) Preciosen zu sprechen, bis einmahl Andres und Preciosa mit einander im Gespräch begriffen waren, und ihn selbst zu sich riefen. Preciosa sagte zu ihm: „Ich erkannte Dich den ersten Augenblick, Clemente, da Du zu unserer Horde

kamest, und ich erinnerte mich der Verse, die Du mir in Madrid gabst; allein ich wollte mir nichts merken lassen, weil ich nicht wußte, in welcher Absicht Du zu unserm Lager gekommen wärest. Wie ich aber von deinen Unglücksfällen hörte, verursachte es mir zwar Schmerz, allein es war zugleich meinem bekümmerten Herzen eine Erleichterung; denn ich war besorgt, so wie es einen Don Juan in der Welt giebt, der sich in einen Andres verwandelt hat, so könnte es wohl auch einem Don Sancho einfallen, seinen Nahmen und seinen Stand zu verändern. Ich rede so frey mit Dir, weil Andres mir sagt, er habe Dir schon entdeckt, wer er sey, und in welcher Absicht er sich unter die Zigeuner begeben habe" (und so verhielt es sich wirklich; denn Andres hatte ihm seine ganze Geschichte erzählt, um sich mit ihm ohne Zurückhaltung unterreden zu können). „Sey versichert, daß es Dir sehr zum Nutzen gereichte, daß ich Dich kannte; denn um meinetwillen, und wegen des guten Zeugnisses, das ich Dir gab, bequemte man sich, Dich in unser Lager und in unsere Gesellschaft aufzunehmen. Gott gebe, daß Dir in derselben all' das Gute widerfahren möge, was Du Dir wünschest! Diese meine guten Wünsche mußt

Du aber dadurch erwiedern, daß Du dem Andres die Niedrigkeit seiner Neigung nicht vorwirfst, und ihm nicht vorhältst, daß es unanständig für ihn sey, in seinem jetzigen Stande zu leben. Denn obgleich ich glaube, daß sein Wille dem meinigen völlig ergeben ist, so würde es mir doch schmerzhaft seyn, wenn er auch nur die kleinste Spur von Reue blikken liesse."

„Denke nicht, beyspiellose Preciosa! (antwortete Clemente), daß Don Juan mir leichtsinniger Weise sein Geheimniß anvertrauet habe. Ich selbst erkannte ihn zuerst, und seine Augen verriethen mir am ersten seine Gedanken. Ich sagte ihm zuerst, wer er wäre, und daß ich die Neigung seines Herzens, deren Du erwähnst, entdeckt hätte. Er bewies mir das Zutrauen, welches ich verdiene, und entdeckte mir sein Geheimniß; und er kann Dir am besten bezeugen, ob ich seinen Entschluß lobte, und die Lebensart, die er sich gewählt hat. Ich bin nicht so unerfahren, liebenswürdige Preciosa, daß ich nicht einsehen sollte, wie weit die Macht der Schönheit reicht. Und die Deinige, welche über die Gränze der höchsten Anmuth geht, ist Entschuldigung genug für weit grös-

sere Ausschweifungen; wenn man das Ausschweifung nennen kann, wozu man durch so mächtige Ursachen bewogen wird. Ich danke Dir für alles, was Du zu meinem Besten gesagt hast, und zur Wiedervergeltung wünsche ich Dir, daß dieses Liebesbündniß ein glückliches Ende gewinnen, und daß Preciosa ihren Andres, und Andres mit Bewilligung und Zustimmung seiner Aeltern seine Preciosa besitzen möge, damit wir von einem so reizenden Pare die schönsten Sprößlinge aufwachsen sehen, welche die liebreiche Hand der Natur hervorbringen kann. Dieß, Preciosa, ist mein aufrichtiger Wunsch, und dieß sage ich beständig deinem Andres, und lasse nie ein Wort fallen, das ihn von seiner lobenswürdigen Neigung abwendig machen könnte."

Clemente sprach dieses mit so vieler Wärme, daß Andres kaum wußte, ob er als ein Liebhaber, oder als Freund geredet hätte; denn so fein ist das Gift der höllischen Krankheit der Eifersucht, daß es sich an das kleinste Sonnenstäubchen anhängt, welches auf den geliebten Gegenstand einige Beziehung hat, um den Liebhaber bis zur Verzweiflung am Herzen zu nagen. Andres ließ sich in-

zwischen nicht gänzlich von der Eifersucht hinreissen; doch verließ er sich mehr auf Preciosens Tugend, als auf sein eigenes Glück; denn die Verliebten halten sich immer für unglücklich, so lange sie dasjenige nicht besitzen, was sie sich wünschen. Kurz, Andres und Clemente wurden Cameraden und grosse Freunde. Das redliche Betragen des Clemente, und Preciosens Vorsichtigkeit und Klugheit, womit sie stets vermied, dem Andres Gelegenheit zur Eifersucht zu geben, befestigte das Band ihrer Freundschaft. Clemente war kein gemeiner Dichter, wie er schon durch die Verse bewiesen hatte, die er einst Preciosen überreichte. Andres legte sich auch ein wenig auf die Dichtkunst; und beyde liebten die Musik. Wie die Horde einst in einem Thale, vier Meilen von Murcia, ihr Lager aufgeschlagen hatte, traf es sich eines Abends, daß Andres unter einen Korkbaum und Clemente unter eine Steineiche gelehnt, jeder mit seiner Zither in der Hand, sich die Zeit mit Gesang vertrieben. Eingeladen von der Stille der Nacht, hob Andres an, Clemente antwortete ihm, und sie sangen folgenden Wechselgesang:

Andres.

Clemente! sieh den Glanz der Sternendecken,
der diese kühle Nacht
dem Tage ähnlich macht,
weitstrahlend sich von Ost bis West erstrecken.
Sieh in dem milden Lichte
den Abglanz von dem holden Angesichte,
wo lauter Anmuth wohnet,
und wo im höchsten Glanz die Schönheit thronet.

Clemente.

Und wo im höchsten Glanz die Schönheit thronet;
wo sanfte Zärtlichkeit
und stille Sittsamkeit,
vereinigt mit der reinsten Tugend wohnet.
Wo findet sich der Mann,
der so viel Reiz nach Würden schildern kann?
Er müßt' von Göttersöhnen
die Sprache und den Ausdruck erst entlehnen.

Andres.

Die Sprache und den Ausdruck erst entlehnen
will ich, von dem was hehr,
was edel, groß, was mehr
als menschlich ist, Du Ausbund aller Schönen!
wenn ich, der ganzen Erde
zum Wunder, einst dein Loblied singen werde.
So laut möcht' ich es singen,
daß selbst die Himmelssphären mit erklingen.

Clemente.

Daß selbst die Himmelssphären mit erklingen,
ist so gerecht, als billig.
Die Himmel hören willig
dem süssen Nahmen Lobgesänge singen;
und sollt' er hier auf Erden
in frohen Liedern laut gefeyert werden,
so horchte ihren Tönen
ein jedes Ohr, ein jedes Herz mit Sehnen.

Andres.

Ein jedes Ohr, ein jedes Herz mit Sehnen
lauscht, wenn die Holde singet,
die Seel' und Geist durchdringet,
und wiegt die Weisheit ein mit ihren Tönen;
ja, meine Preciose
blüht nicht nur schöner, als die volle Rose;
sie ist der Herzen Wonne,
der Anmuth Krone, und der Freuden Sonne.

Clemente.

Der Anmuth Krone und der Freuden Sonne;
frisch, wie die Morgendüfte,
sanft, wie die lauen Lüfte,
ist sie; ihr ganzes Wesen hauchet Wonne.
Sie gleichet Amors Pfeilen,
die mächtig jede Felsenbrust ereilen.
Sie kann uns Tod und Leben
mit jedem Blick der holden Augen geben.

Der Liebhaber und sein Freund schienen auf gutem Wege zu seyn, ihren Wechselgesang noch lange fortzusetzen, wenn sie nicht in der Nähe Preciosens Stimme vernommen hätten, die ihrem Gesange zugehört hatte. So bald sie sie vernahmen, schwiegen sie still, und horchten, ohne die mindeste Bewegung zu machen, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf ihren Gesang. Mit ungemeiner Anmuth stimmte sie folgendes Lied an; (ich weiß nicht, ob sie es auf der Stelle dichtete, oder ob es ein anderer für sie aufgesetzt hatte; genug, es schickte sich vollkommen als eine Antwort auf den Wechselgesang der beyden Sänger):

In dem sanften Liebeskampf,
wo mich Amor zwingt zu kriegen,
wünsch' ich mehr durch Sittsamkeit,
als durch Schönheit obzusiegen.

Aus der Pflanze wächst der Baum
schlank empor, mit Stamm und Zweigen
(Dank der Pflege und Natur),
die bis in die Wolken steigen.

Mein zwar niedriges Metall
soll vom Schmelz der Tugend glänzen,
und bin ich nicht reich, so soll
mich der Wahrheit Gold bekränzen.

Kaltsinn, oder Liebe, sind
für mich zwey ganz gleiche Sachen;
denn ich hoffe mit der Zeit
mir mein eignes Glück zu machen.

Wenn ich thue, was ich kann,
mich zum Guten stets zu halten,
mag nach ihrem weisen Rath
über mich die Vorsicht walten.

Ich will sehen, ob so weit
sich der Schönheit Macht erstrecket,
daß sie einst im höhern Stand
mich mit Ehr' und Ruhm bedecket.

Ist der Geist bey jedermann
nach dem innern Werth zu schätzen,
mag sich mancher Bauer wohl
Kaisern an die Seite setzen.

Mir befiehlt mein Geist, ich soll
nach der höchsten Staffel streben;
ja, zum Thron der Majestät
kann die Liebe sich erheben.

Hier endigte Preciosa ihr Lied, und Andres ging ihr mit Clemente entgegen. Sie unterhielten sich mit angenehmen Gesprächen, in welchen Preciosa so vielen Witz, Bescheidenheit und Scharfsinn zeigte, daß Clemente die Absich-

ten des Andres völlig billigte, welches er bisher noch nicht hatte über sich erhalten können, weil er seinen raschen Entschluß mehr für eine jugendliche Unbesonnenheit, als für eine vernünftige Wahl gehalten hatte. Des andern Morgens ward das Lager abgebrochen, und sie begaben sich nach einem Flecken in dem Gebiete von Murcia, drey Meilen von der Stadt, wo dem Andres eine unglückliche Begebenheit zustieß, die ihm beynahe das Leben gekostet hätte. So bald sie nämlich, ihrer Gewohnheit nach, einige Geschirre und Silbergeräth zum Pfande niedergelegt hatten, kehrte Preciosa mit ihrer Großmutter, mit Christinen und noch zwey andern Zigeunerinnen, nebst Andres und Clemente, in das Haus einer reichen Witwe ein, die eine Tochter von 17 bis 18 Jahren hatte, welche etwas mehr vorlaut, als schön war, und sich Juana Carducha nannte. Wie diese die Zigeuner und Zigeunerinnen tanzen sahe, gab ihr der Böse in den Sinn, sich so heftig in Andres zu verlieben, daß sie sich entschloß, es ihm zu sagen, und ihn, Trotz allen ihren Verwandten, zu heirathen, wenn er Neigung zu ihr hätte. Sie suchte eine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und diese bot sich ihr an, indem Andres in den Hof gegangen

war, um ein Par Esel zu hohlen. Sie ging ihm eiligst und heimlich nach, und sagte: „Andres! (seinen Nahmen hatte sie sich schon angemerkt) ich bin Jungfer und reich, denn ich bin nur das einzige Kind meiner Mutter. Dieß Haus gehört ihr, und noch etliche Häuser und eine Menge Weingärten dazu. Du gefällst mir. Willst Du mich zur Frau, so bin ich dein; gieb mir nur gleich Antwort. Wenn Du gescheid bist, so bleibe hier; Du sollst sehn, wie flott wir leben wollen."

Andres erstaunte über die Keckheit der Carducha, und gab ihr so kurz, wie sie verlangt hatte, zur Antwort: „Mamsell Jungfer! ich bin schon versagt; und wir Zigeuner heirathen überhaupt keine andere Mädchen, als Zigeunerinnen. Ich dank' Euch schönstens für die Ehre, die Ihr mir erzeigen wollt, die ich aber nicht verdiene."

Es fehlte kein Haar, so wäre die Carducha über die harte Antwort des Andres zur Erde gefallen; und sie würde ihm geantwortet haben, wenn nicht eben einige Zigeunerinnen in den Hof gekommen wären. Sie ging beschämt und verwirrt davon, und hätte sich gern gerächt, wenn sie nur ge-

ten des Andres völlig billigte, welches er bisher noch nicht hatte über sich erhalten können, weil er seinen raschen Entschluß mehr für eine jugendliche Unbesonnenheit, als für eine vernünftige Wahl gehalten hatte. Des andern Morgens ward das Lager abgebrochen, und sie begaben sich nach einem Flecken in dem Gebiete von Murcia, drey Meilen von der Stadt, wo dem Andres eine unglückliche Begebenheit zustieß, die ihm beynahe das Leben gekostet hätte. So bald sie nämlich, ihrer Gewohnheit nach, einige Geschirre und Silbergeräth zum Pfande niedergelegt hatten, kehrte Preciosa mit ihrer Großmutter, mit Christinen und noch zwey andern Zigeunerinnen, nebst Andres und Clemente, in das Haus einer reichen Witwe ein, die eine Tochter von 17 bis 18 Jahren hatte, welche etwas mehr vorlaut, als schön war, und sich Juana Carducha nannte. Wie diese die Zigeuner und Zigeunerinnen tanzen sahe, gab ihr der Böse in den Sinn, sich so heftig in Andres zu verlieben, daß sie sich entschloß, es ihm zu sagen, und ihn, Trotz allen ihren Verwandten, zu heirathen, wenn er Neigung zu ihr hätte. Sie suchte eine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und diese bot sich ihr an, indem Andres in den Hof gegangen

war, um ein Par Esel zu hohlen. Sie ging ihm eiligst und heimlich nach, und sagte: „Andres! (seinen Nahmen hatte sie sich schon angemerkt) ich bin Jungfer und reich, denn ich bin nur das einzige Kind meiner Mutter. Dieß Haus gehört ihr, und noch etliche Häuser und eine Menge Weingärten dazu. Du gefällst mir. Willst Du mich zur Frau, so bin ich dein; gieb mir nur gleich Antwort. Wenn Du gescheid bist, so bleibe hier; Du sollst sehn, wie flott wir leben wollen."

Andres erstaunte über die Keckheit der Carducha, und gab ihr so kurz, wie sie verlangt hatte, zur Antwort: „Mamsell Jungfer! ich bin schon versagt; und wir Zigeuner heirathen überhaupt keine andere Mädchen, als Zigeunerinnen. Ich dank' Euch schönstens für die Ehre, die Ihr mir erzeigen wollt, die ich aber nicht verdiene."

Es fehlte kein Haar, so wäre die Carducha über die harte Antwort des Andres zur Erde gefallen; und sie würde ihm geantwortet haben, wenn nicht eben einige Zigeunerinnen in den Hof gekommen wären. Sie ging beschämt und verwirrt davon, und hätte sich gern gerächt, wenn sie nur ge-

konnt hätte. Andres, als ein vernünftiger Jüngling, nahm sich vor, sich zu entfernen, und der Gelegenheit auszuweichen, die ihm der Teufel unter die Füsse gab; denn er las es der Carducha in den Augen, daß sie auch ohne das Band der Ehe sich ihm in die Arme werfen würde, und er hatte keine Lust, sich dieser Versuchung auszusetzen. Er bat demnach die übrigen Zigeuner, noch denselben Abend aus dem Flecken abzureisen. Da sie ihm stets in allem gehorchten, so folgten sie unverzüglich seinem Wink, nahmen ihre Pfänder zurück, und machten sich des Abends marschfertig. Der Carducha wollte das Herz zerspringen, wie sie sah, daß Andres Cavallero Anstalt zur Abreise machte, und daß ihr keine Zeit übrig blieb, die Erfüllung ihrer Wünsche zu bewirken. Sie machte deswegen einen Anschlag, dem Andres mit Gewalt zurück zu behalten, da es in der Güte nicht geschehen konnte. Mit aller List, Verschlagenheit und Heimlichkeit, die ihr böser Vorsatz ihr eingab, versteckte sie unter dem Gepäck des Andres (welches sie sehr gut bemerkt hatte) einige Schnuren Corallen und ein Par silberne Geschirre, nebst andern Kleinigkeiten von ihren eigenen Sachen; und kaum waren die Zigeuner aus ihrem Hause, so rief

sie mit lauter Stimme, sie hätten ihr ihre Kleinode gestohlen; worauf den Augenblick die Gerichtsdiener und alle Leute im Dorfe zusammen liefen. Die Zigeuner machten Halte, und alle schworen, sie hätten nicht das geringste gestohlen, und sie wären bereit, alle Säcke und Gepäck ihrer Horde zu öffnen. Dieß war der alten Zigeunerinn sehr verdrießlich, weil sie fürchtete, daß bey dieser Untersuchung Preciosens kleiner Schatz und die Kleider des Andres zum Vorschein kommen würden, welche sie mit grosser Sorgfalt verwahrt hatte. Allein die treffliche Carducha überhob sie bald ihrer Sorge; denn wie der zweyte Schnapsack geöffnet ward, sagte sie, man möchte nur nach dem Gepäck des Zigeuners fragen, der ein so geschickter Tänzer wäre; denn sie hätte ihn zweymahl in ihr Zimmer gehen gesehen, und vermuthlich hätte er die Sachen gestohlen. Andres merkte, daß von ihm die Rede war, und sagte mit Lächeln: „Hier, Jungfer, habt Ihr mein Gepäck, und hier ist mein Esel; findet Ihr unter dem einen, oder auf dem andern, die Sachen, die Euch fehlen, so will ich sie Euch siebenfach bezahlen, und mich noch oben drein der Strafe unterwerfen, welche das Gesetz auf den Diebstahl setzt.“

Den Augenblick packten die Gerichtsdiener den Esel ab, und nach wenigem Suchen fanden sie die vermißten Sachen, worüber Andres so bestürzt und betroffen ward, daß er so stumm da stand, wie eine Bildsäule.

„Hab' ich nicht recht geargwohnt? (sprach die Carducha). Seht nur, mit welcher frechen Stirn solch ein Erzdieb auftritt."

Der Dorfschulz, der dabey stand, fing an, unzählige Schimpfreden gegen Andres und gegen alle Zigeuner auszustossen, und nannte sie lauter unverschämte Diebe und Strassenräuber. Zu dem allen schwieg Andres still, voll Tiefsinn und Erstaunen, und verfiel auch nicht ein einziges Mahl auf die Verrätherey der Carducha. Indem kam ein trotziger Soldat, ein Neffe des Schulzen dazu gegangen. „Seht mir doch (rief er), wie der abgefeimte Dieb von Zigeunerbuben da steht. Ich wette, er hat noch Lust, sich weiß zu brennen, und den Diebstahl abzuleugnen, den man in seinen Klauen gefunden hat. Man sollte den ganzen Rudel auf die Galeren schicken. Wie viel besser wär' es, wenn dieser Taugenichts dem Könige auf der

Ruderbank diente, als daß er von Dorf zu Dorf tanzen geht, und stiehlt von einem Wirthshause zum andern. So wahr ich ein braver Soldat bin, ich habe Lust, ihm eine Maulschelle zu versetzen, daß er mir vor den Füssen liegen bleibt." Und ohne weitere Umstände hohlte er aus, und gab dem Andres einen Schlag, der ihn aus seiner Betäubung weckte, und ihn erinnerte, daß er nicht Andres Cavallero, sondern Don Juan und ein Cavalier wäre. Schneller als ein Pfeil stürzte er voll Wuth auf den Soldaten, riß ihm seinen Degen von der Seite, und stieß ihm sein eigenes Schwert bis an das Heft in den Leib, daß er leblos zu Boden stürzte. Nun gerieth das ganze Dorf in Aufruhr. Hier rasete der Schulz um seinen Neffen; dort lag Preciosa in Ohnmacht, und Andres war voll Schmerz und Bekümmerniß über ihren Zufall. Alles griff zu den Waffen, und stürmte auf den Todtschläger ein. Allenthalben war lauter Geschrey und Verwirrung, und Andres vergaß, sich selbst zur Wehr zu setzen, indem er suchte, Preciosen aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Der Zufall fügte es auch, daß Clemente nicht gegenwärtig, sondern schon mit einem Theil des Gepäckes aus dem Dorfe vorausge-

gangen war. Kurz, es machten sich so viele über Andres her, daß sie ihn überwältigten, und ihn mit zwey schweren Ketten belasteten. Der Schulz hätte ihn gern den Augenblick aufknüpfen lassen; allein er mußte ihn nach Murcia ausliefern, weil die Gerichtsbarkeit der Stadt über den Vorfall absprechen mußte. Andres ward erst am folgenden Tage dahin abgeführt, und mußte in der Zwischenzeit von dem wüthenden Schulzen und seinen Schergen, und von den Leuten des Dorfs tausend Kränkungen ausstehen. Der Schulz ließ alle übrigen Zigeuner und Zigeunerinnen, deren er habhaft werden konnte, einziehen; wiewohl die meisten entkamen, und unter andern Clemente, welcher sich fürchtete, ergriffen und erkannt zu werden. Kurz, der Schulz, in Begleitung einer Menge gewaffneter Leute, kam zur Stadt mit dem Protocoll der Thatsache, und brachte verschiedene gefangene Zigeuner mit, unter welchen sich auch Preciosa befand, imgleichen der arme Andres auf einem Maulesel, mit Ketten beladen, und an Händen und Füssen gefesselt. Alle Leute in Murcia liefen zusammen, die Gefangenen zu sehen; denn sie hatten schon gehört, daß ein Soldat war umgebracht worden. Doch so groß war Preciosens Schön-

heit an diesem Tage, daß kein Auge sie ansehen konnte, ohne ihr gewogen zu werden, und in kurzer Zeit kam das Gerücht von ihrer Schönheit zu den Ohren der Frau Stadtrichterinn, welche aus Neugier, sie zu sehen, ihren Gemahl bat, sie nicht ins Gefängniß zu schicken, wohin man alle die übrigen brachte, und den Andres in einen engen Kerker steckte, dessen Finsterniß, nebst der Beraubung des Lichts seiner Preciosa, ihn so weit brachte, daß er glaubte, nie lebendig wieder heraus zu gehen. Preciosa ward nebst ihrer Großmutter zu der Stadtrichterinn geführt, um ihr vorgestellt zu werden. Kaum war sie ins Zimmer getreten, so sagte diese: „Man hat wohl Recht, die Schönheit des Mädchens zu rühmen.“ Sie zog sie zu sich und schloß sie zärtlich in ihre Arme, und konnte nicht aufhören, sie zu betrachten. Sie fragte hierauf die Großmutter nach dem Alter ihrer Enkelinn. „Funfzehn Jahr, (antwortete die Zigeunerinn), ein Par Monate mehr, oder weniger.“

„Gerade so alt wäre jetzt meine arme Costanza (sagte die Stadtrichterinn). Ach lieben Freundinnen! dieß Mädchen erinnert mich von neuem an mein Unglück.“

Preciosa ergriff indessen beyde Hände der Stadtrichterinn, bedeckte sie mit unzähligen Küssen, und benetzte sie mit ihren Thränen. „Gnädige Frau (sagte sie), der Zigeuner, den man ins Gefängniß gesetzt hat, ist unschuldig; denn er ward gereizt. Man nannte ihn einen Dieb, und er ist es nicht. Man gab ihm einen Faustschlag ins Gesicht, ein Gesicht, in welchem alle Tugenden seines Herzens sichtbar sind. Um Gotteswillen und um Eures guten Herzens willen, gnädige Frau, seht zu, daß ihm kein Unrecht geschieht, und daß der Herr Stadtrichter sich nicht übereilt, die Strafe über ihn zu verhängen, welche ihm die Gesetze zuerkennen; und wenn Ihr irgend ein Wohlgefallen an meiner Schönheit habt, so erhaltet sie, indem Ihr diesen Gefangenen erhaltet; denn mein Leben hängt an dem seinigen. Er ist bestimmt, mein Ehemann zu werden, und nur gerechte und löbliche Rücksichten haben uns bisher verhindert, uns die Hand als Eheleute zu geben. Wäre Geld nöthig, um Gnade für ihn auszuwirken, so würde sich unsere ganze Horde für ihn verkaufen lassen, und mehr für ihn bezahlen, als man forderte. Gnädige Frau, wenn Ihr wißt, was Liebe ist, und wenn Ihr euren Gemahl liebt, so habt

Mitleiden mit meiner zärtlichen und aufrichtigen Liebe zu dem meinigen."

Indem sie redete, hielt sie beyde Hände der Stadtrichterinn fest, und heftete sehnsuchtsvoll den Blick auf ihre Augen, indeß die Stadtrichterinn ihr ebenfalls die Hände drückte, und häufige Thränen über sie vergoß. Der Stadtrichter, der in diesem Augenblick in das Zimmer trat, und seine Gemahlinn und Preciosen in Thränen und in zärtlichen Umarmungen antraf, erstaunte nicht weniger über Preciosens Kummer, als über ihre Schönheit. Er fragte nach der Ursache ihrer Betrübniß. Preciosa ließ die Hände der Stadtrichterinn los, umfaßte die Knie des Stadtrichters, und sagte: „O mein Herr, Gnade, Gnade! Wenn mein Gemahl sterben muß, so bin ich des Todes. Er ist unschuldig; aber wenn er auch schuldig wäre, so falle die Strafe auf mich, und wenn auch das nicht geschehen kann, so verschiebt wenigstens seine Verurtheilung, bis man die Mittel schaffen kann, die ihn retten müssen. Vielleicht schickt der Himmel demjenigen Hülfe aus Gnaden, der nicht mit Vorsatz gesündigt hat."

Der Stadtrichter erstaunte von neuem über die verständige Rede der jungen Zigeunerinn, und wenn er sich nicht gefürchtet hätte, Schwachheit blicken zu lassen, so wären bald seine Thränen mit den ihrigen geflossen. Während dieser Auftritte stand die alte Zigeunerinn, und übersann viele und mancherley wichtige Dinge; und nachdem sie lange Zeit bey sich dieß und jenes nachgedacht und überlegt hatte, sagte sie endlich: „Warten Eure Gnaden nur ein wenig, meine lieben Herrschaften; ich will bald diese Thränen in Freude verwandeln, sollt' es auch mir selbst das Leben kosten." Mit schnellen Schritten entfernte sie sich, und alle wunderten sich über ihre Worte. Bis zu ihrer Wiederkehr hörte Preciosa nicht auf, Thränen zu vergiessen, und zu bitten, die Verdammung ihres Geliebten aufzuschieben, weil sie Willens war, an seinen Vater zu schreiben, daß er kommen und die Sache vermitteln möchte. Die Zigeunerinn kam zurück, mit einem kleinen Kästchen unter dem Arm, und bat den Stadtrichter und seine Gemahlinn, mit ihr in ein Cabinett zu gehen, weil sie ihnen wichtige Dinge zu entdecken hätte. Der Stadtrichter glaubte, sie wollte ihm vielleicht einige Diebereyen der Zigeuner offenbaren, um seine Gunst für den

Gefangenen zu besprechen; er ging deswegen sogleich mit seiner Gemahlinn und mit der Alten in sein Cabinett. Hier fiel die Zigeunerinn ihnen beyden zu Füssen, und sagte: „Wenn die gute Botschaft, die ich Euch, meine gnädigen Herrschaften, mitzutheilen habe, nicht verdient, daß Ihr mir ein grosses Verbrechen verzeiht, welches ich begangen habe, so bin ich bereit, mich der Strafe zu unterwerfen, die Ihr über mich verhängt. Ehe ich es Euch jedoch bekenne, bitte ich Euch, mir zu sagen, ob Ihr diese Spielsachen kennt.“ Sie zog hierauf das Kästchen hervor, in welchem Preciosens Sächelchen verschlossen waren, und gab es dem Stadtrichter in die Hände. Er öffnete es, und fand, daß es einige Kindersachen und Spielzeug von Werth enthielt; allein er wußte nicht, was er daraus machen sollte. Die Stadtrichterinn betrachtete sie gleichfalls, allein sie wußte eben so wenig, was es damit für eine Bewandtniß hätte, und machte nur die Beobachtung, daß es Zierrathe und Spielwerk für ein kleines Mädchen wären.

„Das sind sie auch (sprach die Zigeunerinn), und welchem kleinen Mädchen sie gehören, das

zeigt die Schrift in diesem zusammen gefalteten Papier."

Der Stadtrichter öffnete den Zettel, und las: „Das kleine Mädchen heißt Doña Costanza de Azevedo y Menesses, ihre Mutter Doña Guiomar de Menesses, und ihr Vater Don Fernando de Azevedo, Ritter des Ordens von Calatrava. Ich entführte sie am Himmelfahrtstage Morgens um acht Uhr, im Jahr 1595. Das Mädchen führte die Sächelchen bey sich, die in diesem Kästchen aufbewahrt sind."

Kaum hörte die Stadtrichterinn die Worte des Zettels, so erinnerte sie sich auch der Spielsachen, küßte sie tausendmahl, und ward vor Rührung ohnmächtig. Der Stadtrichter vergaß, sich nach seiner Tochter zu erkundigen, um seiner Gemahlinn zu Hülfe zu kommen. Sie erhohlte sich, und sagte: „Gutes Weib! eher mein Engel, als eine Zigeunerinn! sagt mir, wo ist das Mädchen, dem diese Sachen zugehören?"

„Wo anders, gnädige Frau, als in eurem Hause? (sprach die Zigeunerinn). Sie gehören der

kleinen Zigeunerinn, die Euch Thränen aus den Augen gelockt hat, und die ohne allen Zweifel eure Tochter ist; denn ich selbst stahl sie Euch in Madrid aus eurem Hause, an dem Tage und zu der Stunde, die auf dem Zettel angemerkt ist."

Wie dieß die gerührte Dame hörte, warf sie vor Freuden ihre Pantoffel ab, und lief ausser Athem in den Saal, wo sie Preciosen verlassen hatte. Sie fand sie von ihren Mädchen und Aufwärterinnen umringt, und noch immer in Thränen. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff sie das Mädchen, schnürte ihr in der Geschwindigkeit den Busen offen, und suchte nach einem kleinen weissen Muttermahl unter ihrer linken Brust. Sie fand es; doch war es durch die Länge der Zeit viel grösser geworden. Mit gleicher Eilfertigkeit entblößte sie ihr jetzt den rechten Fuß, einen Fuß, der wie aus Schnee und Elfenbein gedrechselt war, und fand auch dort, was sie suchte, nämlich die beyden kleinsten Zehen inwendig an einander gewachsen; denn man hatte sie in der Kindheit nicht trennen wollen, um der Kleinen nicht wehe zu thun. Mit einem Worte, die Brust des Mädchens, ihre Zehen, die Spielsachen, die Zeit und Stunde ihrer Entführung, die Freude und Rüh-

rung der Aeltern bey ihrem ersten Anblick, alles überzeugte die Stadtrichterinn, daß Preciosa ihre Tochter wäre. Sie schloß sie in ihre Arme, und eilte mit ihr zurück in das Cabinett, wo sich ihr Gemahl mit der Zigeunerinn befand. Preciosa war ganz erstaunt, und begriff nicht, warum man sich mit ihrer Person so sehr beschäftigte; zumahl da die Stadtrichterinn sie umarmte, und sie mit Küssen bedeckte. Doña Guiomar trat mit ihrem theuern Schatze in den Armen in das Cabinett ihres Gemahls, und überlieferte ihn aus ihrer Umarmung in die seinige. „Empfange (sagte sie) deine Tochter Costanza; denn Du darfst nicht im geringsten zweifeln, daß sie es wirklich ist. Ich habe die Merkmahle an der Brust und an den verwachsenen Zehen untersucht, und noch mehr als diese hat mir die Empfindung meines Herzens gesagt, von dem Augenblick an, da meine Augen sie zuerst erblickten.“

„Ich zweifle gar nicht, (sprach der Stadtrichter, indem er Preciosen in seine Arme nahm); denn ich spüre dieselben Empfindungen. Und wie könnten auch, um uns zu täuschen, so mancherley Umstände ohne ein Wunderwerk zusammentreffen!“

Alle Leute im Hause waren voll Verwunderung, und fragten sich unter einander, was vorginge; doch keiner errieth das Räthsel. Denn wie hätte ihnen der Gedanke einfallen sollen, daß die kleine Zigeunerinn die Tochter ihrer Herrschaft wäre? Der Stadtrichter empfahl seiner Gemahlinn und Tochter und der alten Zigeunerinn, die Entdeckung geheim zu halten, bis er selbst sie bekannt machen würde. Zugleich versicherte er der alten Zigeunerinn, daß er ihr verziehe, daß sie ihm den Schatz seines Herzens gestohlen hätte; indem ihn die Wiedererstattung desselben so reichlich entschädigte. Doch schmerzte es ihn, daß sie, da ihr Preciosens Stand bewußt wäre, sie mit einem Zigeuner verlobt hätte, und noch dazu mit einem Menschen, der sich des Diebstahls schuldig gemacht hätte.

„Ach nein, gnädiger Herr (sagte Preciosa), er ist weder ein Zigeuner, noch ein Dieb, obgleich er einen Todtschlag begangen hat. Allein er tödtete denjenigen, der seine Ehre mordete, und da konnte er nicht umhin, sich zu fühlen, und seinen Beleidiger ums Leben zu bringen.“

„Wie so, mein Kind! (sprach Doña Guiomar) Du sagst, er sey kein Zigeuner?"

Hierauf erzählte die Zigeunerinn mit wenigen Worten die Geschichte des Andres Cavallero: daß er ein Sohn des Don Francisco de Carcamo, Ritters von Santiago wäre; daß er Don Juan de Carcamo hiesse, und bereits denselben Orden trüge; und daß sie seine Kleider in Verwahrung hätte, die er ablegte, wie er sich unter die Zigeuner begab. Sie erzählte ferner die Abrede zwischen Preciosen und Don Juan, vermöge welcher er eine Prüfungszeit von zwey Jahren aushalten sollte, ehe ihre Verlobung entschieden würde. Sie rühmte ihre beyderseitige Sittsamkeit, und die liebenswürdige Gemüthsart des Don Juan. Die Aeltern verwunderten sich über alle diese Umstände nicht weniger, als über die Wiedererstattung ihrer Tochter, und der Stadtrichter befahl der Zigeunerinn, die Kleider des Don Juan herzubringen. Sie that es, und kam wieder mit einem andern Zigeuner, welcher die Sachen trug. Während ihrer Abwesenheit thaten die Aeltern tausend Fragen an ihre Tochter, welche sie mit so vieler Anmuth und Verstand beantwortete, daß die Aeltern sich in

sie hätten verlieben müssen, wenn sie auch nicht ihr Kind gewesen wäre. Sie fragten Preciosen, ob sie Neigung zu Don Juan hätte, und sie antwortete: nicht weiter, als die Dankbarkeit sie demjenigen verpflichtete, der sich um ihrentwillen bis zum Zigeuner erniedrigt hätte; doch sollte ihre Erkenntlichkeit nie die Gränzen überschreiten, welche ihre Aeltern ihr vorschrieben.

„Sey ruhig, meine Preciosa (sagte ihr Vater). Diesen Nahmen Preciosa sollst Du behalten, zum Gedächtniß dessen, daß wir Dich verlohren und wiedergefunden haben, und sey versichert, daß ich als Vater schon Sorge tragen werde, Dich deinem Stande gemäß zu verheirathen.“

Preciosa seufzte, und ihre Mutter, die wohl merkte, daß die Liebe zu Don Juan ihr diesen Seufzer auspreßte, sagte zu ihrem Gemahl: „Ich dächte, da Don Juan de Carcamo von so edler Abkunft ist, und unsere Tochter so zärtlich liebt, so thäten wir nicht unrecht, sie ihm zu geben.“

„Wir haben sie erst heute wiedergefunden, (gab er zur Antwort), und Du willst, daß wir sie schon

wieder verlieren sollen? Laß uns ihrer eine kurze Zeit geniessen; denn wenn wir sie verheirathen, gehört sie nicht mehr Dir, sondern ihrem Gemahl."

„Du hast Recht, mein Lieber (versetzte Doña Guiomar). Aber gieb doch Befehl, daß Don Juan erlöset wird; denn man hat ihn gewiß in einen elenden Kerker geworfen."

„Ja wohl (sprach Preciosa); als einem Diebe und Mörder, und zumahl als einem Zigeuner, hat man ihm wohl kein besseres Quartier gegeben."

„Ich will ihn selbst besuchen, (sprach Don Fernando), unter dem Vorwande, ihn zu verhören; und ich bitte Euch noch einmahl, Kinder, laßt Euch nichts von dieser Geschichte merken, bis ich es verlange."

Hierauf umarmte er Preciosen, und begab sich sogleich nach dem Gefängniß. Er ging in den Kerker, wo Don Juan gefangen saß, und ließ niemand mit hinein gehen. Er fand ihn mit beyden Füssen in einen Stock gespannt, und mit Schel-

sen an den Händen; denn man hatte ihm die Fesseln nicht abgenommen. Die Zelle war stockfinster, und er ließ oben ein Fensterchen öffnen, durch welches aber nur ein schwacher Lichtstrahl hinein fiel. Wie er den Jüngling erblickte, sprach er: „Wie geht's, mein schöner Kauz? Ich wünschte, daß ich alle Zigeuner in ganz Spanien hier angeschmiedet sähe, um sie so, wie Nero es mit den Römern machen wollte, alle auf einen Tag abzuthun, ohne mehr als einen Streich daran zu wagen. Wisse, Du abgefeimter Bube, daß ich der Stadtrichter bin, und gestehe mir hier unter vier Augen, ob es wahr sey, daß Du eine gewisse junge Zigeunerinn zur Frau hast, die sich bey eurer Bande befindet."

Wie Andres dieß hörte, bildete er sich ein, daß der Stadtrichter sich in Preciosen verliebt hätte; denn die Eifersucht ist ein so leichtes Wesen, daß es aus einem Körper in dem andern wandert, ohne einen davon zu zerreissen, aufzulösen, oder zu zerstören. Nichts desto weniger gab er ihm zur Antwort: „Wenn sie gesagt hat, daß ich ihr Gemahl bin, so ist es die Wahrheit, und wenn sie gesagt hat, daß ich es nicht bin, so hat sie nicht

wieder verlieren sollen? Laß uns ihrer eine kurze Zeit geniessen; denn wenn wir sie verheirathen, gehört sie nicht mehr Dir, sondern ihrem Gemahl."

„Du hast Recht, mein Lieber (versetzte Doña Guiomar). Aber gieb doch Befehl, daß Don Juan erlöset wird; denn man hat ihn gewiß in einen elenden Kerker geworfen."

„Ja wohl (sprach Preciosa); als einem Diebe und Mörder, und zumahl als einem Zigeuner, hat man ihm wohl kein besseres Quartier gegeben."

„Ich will ihn selbst besuchen, (sprach Don Fernando), unter dem Vorwande, ihn zu verhören; und ich bitte Euch noch einmahl, Kinder, laßt Euch nichts von dieser Geschichte merken, bis ich es verlange."

Hierauf umarmte er Preciosen, und begab sich sogleich nach dem Gefängniß. Er ging in den Kerker, wo Don Juan gefangen saß, und ließ niemand mit hinein gehen. Er fand ihn mit beyden Füssen in einen Stock gespannt, und mit Schel-

len an den Händen; denn man hatte ihm die Fesseln nicht abgenommen. Die Zelle war stockfinster, und er ließ oben ein Fensterchen öffnen, durch welches aber nur ein schwacher Lichtstrahl hinein fiel. Wie er den Jüngling erblickte, sprach er: „Wie geht's, mein schöner Kauz? Ich wünschte, daß ich alle Zigeuner in ganz Spanien hier angeschmiedet sähe, um sie so, wie Nero es mit den Römern machen wollte, alle auf einen Tag abzuthun, ohne mehr als einen Streich daran zu wagen. Wisse, Du abgefeimter Bube, daß ich der Stadtrichter bin, und gestehe mir hier unter vier Augen, ob es wahr sey, daß Du eine gewisse junge Zigeunerinn zur Frau hast, die sich bey eurer Bande befindet."

Wie Andres dieß hörte, bildete er sich ein, daß der Stadtrichter sich in Preciosen verliebt hätte; denn die Eifersucht ist ein so leichtes Wesen, daß es aus einem Körper in dem andern wandert, ohne einen davon zu zerreissen, aufzulösen, oder zu zerstören. Nichts desto weniger gab er ihm zur Antwort: „Wenn sie gesagt hat, daß ich ihr Gemahl bin, so ist es die Wahrheit, und wenn sie gesagt hat, daß ich es nicht bin, so hat sie nicht

weniger die Wahrheit gesprochen; denn es ist unmöglich, daß Preciosa eine Unwahrheit sagen kann."

„Ist sie so wahrhaft? (versetzte der Stadtrichter). Von einer Zigeunerinn ist das nicht wenig gesagt. Nun, wohlan Bursche; sie hat gesagt, daß sie mit dir zwar verlobt, aber noch nicht verheirathet ist. Sie weiß, welch ein Verbrechen Du begangen hast, und daß Du dafür wirst sterben müssen; und sie hat mich gebeten, sie vor deinem Tode mit Dir zu verheirathen, weil sie wünscht, die Ehre zu haben, die Witwe eines so grossen Spitzbuben zu heissen, als Du bist."

„So seyd so gut, Herr Stadtrichter, ihre Bitte zu gewähren. Wenn ich ihre Hand empfange, so werde ich vergnügt in ein anderes Leben wandern, indem ich in diesem Leben die Zufriedenheit geniesse, ihr zu gehören."

„Du mußt das Mädchen wohl sehr lieb haben," sprach der Stadtrichter.

„So sehr (antwortete der Gefangene) daß meine Liebe für nichts zu achten wäre, wenn ich sie aussprechen könnte. Mit einem Worte, Herr Stadtrichter, macht nur ein Ende in meiner Sache. Ich habe einen Menschen erschlagen, der mir meine Ehre raubte. Ich liebe diese Zigeunerinn bis zur Anbetung, und ich werde vergnügt sterben, wenn ich ihre Gunst mit ins Grab nehme. Denn ich weiß, daß die Gnade des Himmels uns nicht fehlen wird, da wir beyde keusch und rechtschaffen die Pflichten erfüllt haben, zu welchen wir uns an beyden Seiten verbunden hatten."

„Gut (sprach der Stadtrichter); ich lasse Dich diesen Abend abhohlen. In meinem Hause sollst Du mit Preciosen getraut werden, und morgen Mittag hängst Du am Galgen; so erfülle ich, was Ihr beyde wünscht, und was die Gerechtigkeit von mir fordert."

Andres dankte ihm, und der Stadtrichter begab sich nach Hause, und erzählte seiner Gemahlinn, was er mit Don Juan gesprochen hätte, und was er ferner zu thun Willens wäre.

In der Zwischenzeit gab Preciosa ihrer Mutter Nachricht von ihrem ganzen Lebenslaufe, und daß sie immer geglaubt habe, eine Zigeunerinn und die Enkelinn der Alten zu seyn. Inzwischen habe sie sich doch stets höher geschätzt, als man von einer Zigeunerinn erwarten könne. Ihre Mutter fragte sie, ob sie den Don Juan de Carcamo liebte. Mit verschämtem Blick und niedergeschlagenen Augen gestand sie: da sie sich für eine Zigeunerinn gehalten, und geglaubt habe, durch eine Heirath mit einem so vornehmen Cavalier, wie Don Juan, ihr Glück zu machen, und da sie sich durch die Erfahrung von seinem guten Character und seiner tugendhaften Führung überzeugt habe, so sey er ihr nicht ganz gleichgültig geblieben. Inzwischen bestätige sie, was sie bereits gesagt habe: daß sie keinen andern Willen zu haben verlange, als den Willen ihrer Aeltern.

Der Abend kam, und um zehn Uhr ungefähr ward Andres aus dem Gefängniß geführt, ohne Fesseln und Halseisen, jedoch mit einer schweren Kette belastet, die ihm den ganzen Leib umgab. In diesem Aufzuge brachte man ihn, ungesehen von andern, als von seinen Begleitern, nach dem Hause

des Stadtrichters, und man führte ihn in der grössesten Stille insgeheim in ein Zimmer, wo man ihn allein ließ. Bald nachher kam ein Geistlicher zu ihm, und verlangte, er sollte beichten, weil er am folgenden Tage sterben müßte.

„Ich will gern beichten (antwortete Andres). Allein wie kommt es, daß man mich nicht erst verheirathet? Wahrlich, das Brautbett, das mich nach der Trauung erwartet, ist eben nicht beneidenswerth.“

Doña Guiomar, die von allen diesen Anstalten wußte, sagte zu ihrem Gemahl, er übertriebe die Rolle, und ängstigte dem armen Don Juan zu sehr; er möchte Maß halten, damit er nicht sein Leben in Gefahr brächte. Der Stadtrichter folgte ihrem Rath, und ging hinein, dem Geistlichen zu sagen, der Zigeuner sollte erst mit Preciosen verheirathet werden; hernach könnte er beichten und sich von ganzem Herzen Gott empfehlen, welcher oft seine Barmherzigkeit eben dann in der grössesten Fülle bewiese, wenn die Hoffnung am schwächsten würde.

Andres ward hierauf in einen Saal geführt, wo sich ausser Doña Guiomar, dem Stadtrichter, Preciosen, und zwey Bedienten des Hauses, niemand gegenwärtig befand. Wie Preciosa den Don Juan mit Ketten beladen und mit blassem Antlitz und verweinten Augen gewahr ward, sank ihr das Herz, und sie mußte sich auf den Arm ihrer Mutter stützen, die neben ihr stand, und sie umarmend zu ihr sagte: „Sey getrost, mein Kind, und fasse Dich; alles was Du siehst, wird sich zu deinem Glück und Zufriedenheit endigen."

Da sie von allem nichts begriff, so wußte sie nicht, wie sie sich trösten sollte. Die alte Zigeunerinn stand wie versteinert, und jedermann erwartete mit Ungeduld, wie die Sache ablaufen würde. Der Stadtrichter sagte: „Herr Pfarrer, dieser Zigeuner und diese Zigeunerinn sind diejenigen, die Eur Würden verheirathen sollen."

„Das kann ich nicht eher thun, erwiederte der Geistliche, bis die nöthigen Formalitäten vorher beobachtet sind. Wo ist das Aufgebot geschehen, und wo ist der Erlaubnißschein meines Vorgesetzten, daß ich die Trauung verrichten kann?"

„Es ist wahr, ich habe versäumt, die Erlaubniß einzuhohlen (versetzte der Stadtrichter); allein ich will dafür sorgen, daß der Vicarius sie geben soll.“

„Bis ich sie sehe, muß ich um Entschuldigung bitten,“ sprach der Pfarrer, und um kein Aufsehen zu machen, ging er ohne weiteren Wortwechsel aus dem Hause, und ließ sie alle in Verwirrung.

„Der gute Pater hat Recht (sprach der Stadtrichter); und vielleicht ist es eine Schickung des Himmels, damit die Hinrichtung des Andres aufgeschoben werde. Denn seine Heirath mit Preciosen muß erst vollzogen werden, und das Aufgebot muß allerdings vorhergehen. Damit wird Zeit gewonnen, und die Zeit pflegt manche bittere Schwierigkeit zu einem glücklichen Ende zu bringen. Inzwischen möchte ich gern von Andres hören, im Fall das Schicksal seinen Umständen eine solche Wendung gäbe, daß er ohne Angst und Furcht zum Besitz Preciosens gelangte, ob er sich dann wirklich glücklich schätzen würde, es sey als Andres Cavallero, oder — als Don Juan de Carcoma.“

Wie Don Juan sich bey seinem Nahmen nennen hörte, gab er zur Antwort: „Da Preciosa das Stillschweigen nicht beobachten können, sondern entdeckt hat, wer ich bin, so erkläre ich, wenn auch ein noch günstigeres Schicksal mich zum Herrn der Welt gemacht hätte, so würde ich doch Preciosen als das Ziel meiner Hoffnungen betrachten, und mir ausser dem Himmel kein grösseres Glück wünschen."

„Um dieser Liebe willen, die Ihr mich blicken laßt, Don Juan, (erwiederte Don Fernando) will ich zu seiner Zeit dafür sorgen, daß Preciosa eure rechtmässige Gemahlinn werden soll, und hiemit gebe ich sie Euch vorläufig in der Hoffnung, als das köstlichste Kleinod meines Hauses, meines Lebens, und meines Herzens; denn in ihrer Person empfanget Ihr meine einzige Tochter Doña Costanza de Menesses, die wenn sie eben so zärtlich liebt, als Ihr, Euch ebenfalls an Rang und Geburt nichts nachgiebt."

Andres war voll Erstaunen über die Liebe, die man ihm erwies, und nun erzählte ihm Doña Guiomar mit wenigen Worten, wie sie ihre

Tochter verlohren und wiedergefunden, und welche unbezweifelte Beweise die alte Zigeunerinn von ihrem Raube beygebracht hätte; welches alles die Verwunderung und das Erstaunen des Don Juan noch vermehrte. Mit unbeschreiblicher Freude umarmte er seine Schwiegerältern, die er seine Aeltern und Gebieter nannte, und Preciosens Hände küßte, welche mit Thränen die seinige empfing.

Nunmehro ward das Geheimniß aufgehoben, und wie die Bedienten, welche gegenwärtig waren, hinausgingen, verbreitete sich überall die Nachricht von der glücklichen Begebenheit. Wie sie der Dorfschulze, der Oheim des Erschlagenen erfuhr, merkte er bald, daß man ihm den Weg seine Rache zu suchen, versperren, und daß man den Schwiegersohn des Stadtrichters nicht nach der äussersten Strenge bestrafen würde.

Don Juan zog seine Reisekleider an, welche die Zigeunerinn mitgebracht hatte; sein Gefängniß ward in Freyheit, und seine eisernen Ketten wurden in goldene Fesseln der Liebe verwandelt. Die Traurigkeit der gefangenen Zigeuner verwandelte sich gleichfalls in Freude, wie man sie am folgenden

Tage entließ. Der Oheim des Erschlagenen bekam zweytausend Ducaten, um seine Klage zurück zu nehmen, und sich mit Don Juan auszusöhnen. Dieser vergaß auch seinen Cameraden Clemente nicht, und erkundigte sich sorgfältig nach ihm; allein er war nirgends zu finden, und man hörte nichts von ihm, bis endlich nach einigen Tagen sichere Nachricht kam, daß er mit einer von den genuesischen Galeren abgegangen war, die sich in dem Hafen von Carthagena befunden hatten, und schon abgesegelt waren.

Der Stadtrichter versicherte dem Don Juan, daß er gewisse Nachricht hätte, daß sein Vater Don Francisco in jener Stadt zum Stadtrichter ernannt wäre, weswegen er es für billig hielte, seine Ankunft abzuwarten, damit die Vermählung mit seiner Zustimmung vollzogen würde. Don Juan erwiederte, daß er zwar bereit wäre, allen seinen Befehlen zu gehorchen; allein seine Verheirathung mit Preciosen müßte keinen Aufschub leiden. Der Erzbischof gab Erlaubniß, die Vermählung nach einmahligem Aufgebot zu vollziehen. Die ganze Stadt feyerte sie mit Erleuchtungen, Stiergefechten und Spielen am Tage der Hochzeit,

weil der Stadtrichter sehr geliebt war. Die alte Zigeunerinn blieb im Hause der Neuvermählten und wollte sich nicht von ihrer gewesenen Enkelinn scheiden. Die Nachricht von diesen Begebenheiten und von der Verheirathung der kleinen Zigeunerinn erscholl bis nach Madrid, und Don Francisco erfuhr, daß sein Sohn der Zigeuner, und daß Preciosa dieselbe Zigeunerinn wäre, die er gesehen hatte. Ihre Liebenswürdigkeit entschuldigte bey ihm den Leichtsinn seines Sohnes, den er schon für verlohren hielt, wie er erfuhr, daß er nicht nach Flandern gegangen war; zumahl da es ihm einleuchtete, wie vortheilhaft es für ihn wäre, sich mit der einzigen Tochter eines so reichen und vornehmen Cavaliers, als Don Fernando de Azevedo zu verheirathen. Er beschleunigte seine Abreise, um seine Kinder bald zu sehen, und in zwanzig Tagen kam er nach Murcia. Bey seiner Ankunft gab es neue Feste, bey welchen man einander seine Begebenheiten erzählte. Die Dichter der Stadt (deren es einige sehr gute giebt) besangen die sonderbare Geschichte und zugleich die beyspiellose Schönheit des Zigeunermädchens, und der Licenziat Pazo schilderte sie in solchen Versen, daß der Ruf der schönen Preciosa gewiß Jahrhunderte überleben wird.

Wir müssen nicht vergessen zu sagen, daß die verliebte Dorfjungfer öffentlich vor Gericht erklärte, der Diebstahl des Zigeuners Andres sey von ihr erdichtet, und daß sie ihre Liebe und ihr Vergehen gestand. Man ließ es ohne Strafe hingehen; weil die Freude über das Wiederfinden der Neuvermählten alle Rache erstickte, und nur die Gnade wirken ließ.

II.

Der edelmüthige Liebhaber.

„O Ihr beklagenswerthen Trümmer des unglücklichen Nicosia, die Ihr noch raucht von dem Blute eurer tapfern, aber unglücklichen Vertheidiger! Fehlte Euch nicht das Gefühl und die Sprache, so könnt' ich Einsamer hier mit Euch unser gemeinschaftliches Unglück bejammern; und vielleicht milderte unsern beyderseitigen Kummer der Trost, Gesellschaft im Unglück zu finden. Euren halb zertrümmerten Thürmen bleibt vielleicht noch die Hoffnung übrig, wieder aufgebauet zu werden; wenn Ihr dann auch nicht eine so gerechte Sache vertheidigt, als diejenige war, für welche man Euch umstürzte. Aber ich Unglücklicher — welches Heil darf ich hoffen in dem drückenden Elend, worin ich

mich befinde! Ich bin so tief gefallen, daß ich im Stande der Freyheit das Glück nicht kannte, und daß ich es in der Sclaverey weder besitze, noch hoffen darf.“

So wehklagte ein Christensclave, indem er von einem Hügel auf die umgestürzten Mauern des erstürmten Nicosia herunterblickte. So sprach er zu ihnen, und so verglich er sein Unglück mit dem ihrigen; als wären sie fähig, seine Klagen zu verstehen. Denn wo ist der Unglückliche, dem seine vom Kummer zerrüttete Einbildungskraft nicht oft Reden abnöthigt, welche mit der Vernunft nicht bestehen können!?

Nahe bey ihm standen vier Zelte aufgeschlagen. Aus einem derselben trat ein wackerer Jüngling in türkischen Kleidern hervor, und sagte zu dem Christen: „Ich wette, Freund Ricardo, deine immerwährende Schwermuth hat Dich schon wieder in diese Gegend getrieben.“

„Das hat sie (versetzte Ricardo). Aber was hilft es mir, wenn ich doch nirgends Rast, noch Ruhe finden kann, ich mag mich wenden, wo-

hin ich will? Der Anblick dieser Trümmer wird vielmehr für mich eine neue Quelle des Kummers."

„Du meynst die Trümmer von Nicosia?" sprach der Türk.

„Welche sonst? (versetzte Ricardo) da sich hier dem Auge keine andern darbieten."

„Wenn Du über sie Betrachtungen anstellst, so können sie Dir noch lange Stoff zum Trauern geben (versetzte der Türk). Denn wer diese reiche und berühmte Insel vor zwey Jahren gesehen hat, wie ihre Bewohner in Ruhe und Stille noch alles genossen, was das irdische Glück dem Menschen gewähren kann, und sieht nun, wie sie theils im Elende herumwandern, theils in ihrem Vaterlande mit Sclaverey und Armuth kämpfen, wie kann sich der des Mitleidens mit ihrem Unglück enthalten? Doch laß uns dieses beyseite setzen, da es nicht zu ändern ist, und laß uns sehen, ob deinem eigenen Unglück nicht kann abgeholfen werden. Ich beschwöre Dich deswegen, bey dem guten Willen, den ich Dir bewiesen habe, und bey unserer Landsmannschaft und Jugendfreundschaft, mir zu sagen, was

Dich so unbeschreiblich traurig macht. Denn obgleich die Gefangenschaft allein im Stande ist, das fröhlichste Herz in der Welt nieder zu schlagen, so bilde ich mir doch ein, daß dein Gram eine entferntere Ursache hat. Denn ein Herz, wie das deinige, pflegt sich nicht durch gewöhnliche Unfälle zu so ausserordentlichen Ausbrüchen des Unmuths hinreissen zu lassen; und das bin ich von Dir um desto mehr überzeugt, da ich weiß, daß es Dir nicht an Mitteln fehlt, Dich loszukaufen, und da Du auch nicht als ein Staatsgefangener in den sieben Thürmen sitzest, aus welchen man spät, oder niemahls wieder loskommt. Da Dir nun dein böses Schicksal die Hoffnung, deine Freyheit wieder zu erlangen, noch nicht geraubt hat, und Du mir doch so traurige Merkmahle eines unglücklichen Gemüthszustandes blicken lässest, so wundere Dich nicht, wenn ich voraussetze, daß dein Schmerz eine andere Ursache habe, als den Verlust deiner Freyheit; und diese Ursache bitte ich Dich, mir zu entdecken, und erbiete mich zu allem, was ich vermag, um Dir zu helfen. Wer weiß, ob es nicht das Schicksal zu deinem Besten so gefügt hat, daß ich dieses Kleid trage, welches ich verabscheue? Du weißt, Ricardo, daß mein Herr der Cadi in dieser Stadt

ist, und Du weißt auch, wie mächtig er ist, und wieviel ich über ihn vermag. Du weißt ferner, wie sehnlich ich wünsche, nicht in dem Zustande zu sterben, in welchem ich mich nur des äusserlichen Scheines wegen befinde. Nein; wenn mir sonst nichts übrig bleibt, so bekenne ich öffentlich und ungescheut den christlichen Glauben, den ich aus Unverstand und jugendlichem Leichtsinn verlassen habe; und obwohl ich weiß, daß mein Bekenntniß mir das Leben kosten wird, so will ich doch lieber meine Seele retten, und mein Leben gern um ihrentwillen verlieren. Aus diesem allen kannst Du die Folge ziehen, und Dich darauf verlassen, daß Dir meine Freundschaft von einigem Nutzen seyn kann. Damit ich aber wisse, wie und durch welche Mittel Dir zu helfen sey, so mußt Du mir sagen, worin deine Leiden bestehen; so wie der Arzt sich den Zustand des Kranken muß berichten lassen. Ich versichere Dir, daß ich dein Geheimniß aufs sorgfältigste bewahren will."

Ricardo schwieg, so lange sein Freund redete. Er fühlte die Nothwendigkeit, sich ihm zu entdecken, und gab ihm zur Antwort: „Wenn Du die Mittel, mir zu helfen, eben so gut errathen könntest, Freund

Mahmud, als Du es mit demjenigen getroffen hast, was Du von meinem Unglück denkest, so würde ich mich über den Verlust meiner Freyheit freuen, und würde mein Unglück nicht gegen das grösseste Glück in der Welt vertauschen wollen. Allein ich weiß, leider, daß jenes so groß ist, daß alle Menschen die Ursache wissen könnten, woher es entstand, und doch würde es Niemand unternehmen, nicht etwan ihm abzuhelfen, sondern es auch nur lindern zu wollen. Damit Du Dich von dieser Wahrheit überzeugest, so will ich Dir alles mit so wenigen Worten, als möglich, erzählen. Ehe ich mich aber in dem verwickelten Labyrinth meiner Trübsale vertiefe, so sage mir vorher: was ist die Ursache, daß Hassàn Paschà, mein Herr, vor seinem Einzuge in Nicosia, wo er zum Statthalter bestellt ist, diese Zelte hier hat aufschlagen lassen?"

„Das will ich Dir mit wenigen Worten sagen (sprach Mahmud): Es ist Sitte bey den Türken, wenn ein neuer Paschà in die ihm anvertraute Provinz kommt, daß er nicht eher in die Stadt zieht, wo sein Vorweser sich aufhält, bis dieser heraus kommt, und ihm den Richterstuhl über-

läßt. Indeß alsdann der neue Paschà über die Regierung seines Vorwesers ein Urtheil fället (wobey diesem weder Freundschaft noch Bestechung etwas helfen können, wenn er nicht schon bey Zeiten seine Maßregeln genommen hat), wartet der alte Paschà wieder vor den Thoren der Stadt. So bald seine Staatsverwaltung untersucht ist, giebt man ihm seine Beglaubigung darüber in einem versiegelten Briefe, mit welchem er sich bey der Pforte, oder dem hohen Rathe des Großsultans melden muß. Wenn der Großwessir und die vier Paschàs, seine Beysitzer, den Beglaubigungsbrief gelesen haben, wird er nach Maßgabe desselben entweder belohnt, oder bestraft; wiewohl er sich in dem letzteren Falle gemeiniglich mit Geld loskauft. Wenn keine Beschuldigungen gegen ihn angebracht werden, und er wird nicht zur Belohnung seiner Dienste anderswo befördert, so verschafft er sich durch Geschenke und Bestechungen diejenige Bedienung, die er sich wünscht; denn in jenem Lande werden die Aemter nicht dem verdientesten, sondern dem meistbietenden gegeben; alles ist dort feil, und zu allem finden sich Käufer. Wer eine Stelle zu vergeben hat, plündert denjenigen, dem er sie giebt, und dieser plündert wieder seine Untergebenen, um sich mit dem erpreß-

ten Gelde den Weg zu höhern Stellen zu bahnen. Kurz, alles in diesem Reiche ist despotisch und gewaltsam; und wenn es daher nicht schon längst umgestürzt, oder seinem Umsturze nahe ist, so glaube ich, daß nur unsere Sünden ihm zur Stütze dienen, zumahl solche ungeheure Verbrechen gegen den Himmel, wie das meinige, dessen sich Gott erbarme! Aus den angeführten Ursachen hat dein Herr, Hassan Paschà sich vier Tage hier im Lager aufgehalten, und der Paschà von Nicosia ist bloß deswegen noch nicht ausgezogen, weil er sehr krank war. Jetzt ist es besser mit ihm, und er wird heute, oder morgen heraus kommen, und ein Lager jenseits des Hügels beziehen; worauf dein Herr sich unverzüglich in die Stadt begeben wird."

„Nun, so höre mir zu, (versetzte Ricardo;) doch kaum weiß ich, ob ich mein Versprechen halten kann, daß ich Dir mit wenigen Worten mein Unglück erzählen wollte. Es ist so groß und so unermeßlich, daß keine Rede vermögend ist, es ganz auszudrücken; doch will ich thun, was ich kann, und so viel mir die Zeit gestattet. Vor allen Dingen muß ich Dich fragen, ob Du in unserer Stadt

Trapano*) ein Mädchen kennst, welchem das Gerücht den Nahmen des schönsten Frauenzimmers in ganz Sicilien beylegt: Ein Mädchen, von welchem die tadelsüchtigste Zunge gestehen, von welchem die strengste Beurtheilung einräumen muß, sie sey die grösseste Schönheit, welche vergangene Zeiten gekannt haben, welche die gegenwärtige Zeit besitzt, und welche die Zukunft erwarten kann. Ein Mädchen, von welchem die Dichter sangen, ihr Haar wäre golden; ihre Augen strahlende Sonnen; Purpurrosen ihre Wangen; ihre Zähne Perlen; ihre Lippen Rubinen, und ihr Hals Alabaster; und daß alle Theile mit ihrem Ganzen, und ihr Ganzes mit allen seinen Theilen aufs vollkommenste übereinstimmte; indeß die Natur über alles den sanftesten, ungeschminktesten und vollkommensten Farbenschmuck hingegossen hätte, an welchem der Neid selbst keinen Fehler oder Flecken finden könnte. Wie, Mahmud! ist's möglich, daß Du mir noch nicht gesagt hast, wer sie war, und wie sie hieß? — Wahrlich, entweder Du hörst mich nicht an, oder Du hattest

---

*) Trapano, an der nordwestlichen Spitze Siciliens, ist eine wegen ihres Salzhandels bekannte Stadt und Hafen.

weder Sinne, noch Empfindung, wie Du noch in Trapano warest.“

„In der That, Ricardo (antwortete Mahmud), wenn diejenige, die Du als eine so ausbündige Schönheit beschreibst, nicht Leonissa, die Tochter des Rodolfo Florencio ist, so weiß ich nicht, wer sie seyn kann; denn nur sie allein war so berühmt, wie Du sie schilderst.“

„Sie ist es (sprach Ricardo). Sie ist für mich die vorzüglichste Quelle alles Glücks und alles Unglücks. Sie ist es — und nicht der Verlust meiner Freyheit — um derentwillen ich unzählige Thränen vergossen habe, vergiesse, und noch vergiessen werde; um derentwillen meine Seufzer die Lüfte nah' und fern erfüllen; und um derentwillen meine Klagen den Himmel bestürmen, daß er sie erhöre, und jedes Ohr um Mitleiden anrufen. Um ihrentwillen erscheine ich vor Dir, wie ein Thor, oder wenigstens wie ein Mensch, der wenig Kraft und noch weniger Muth hat. Diese Leonissa — eine Löwinn gegen mich, und ein frommes Lamm für einen andern — hat mich in diesen unglücklichen Zustand versetzt. Denn ich muß Dir sagen,

von meiner zarten Kindheit an, oder wenigstens seit der Zeit, da ich meine Vernunft zu brauchen lernte, habe ich sie nicht nur geliebt, sondern angebetet, und mich ihr mit einer solchen Innigkeit hingegeben, als wenn ich im Himmel und auf Erden keine höhere Gottheit kennte, welcher ich dienen und sie anbeten könnte. Ihre Aeltern und Verwandten wußten meine Wünsche, und bewiesen darüber nie einiges Mißvergnügen, weil sie sahen, daß sie einen tugendhaften und lobenswürdigen Endzweck hatten; und ich bin versichert, daß sie dieses Leonissen oft vorstellten, um sie geneigt zu machen, mich zu ihrem Gemahl zu wählen. Allein sie hatte ihr Augenmerk auf einen gewissen Cornelio, den Sohn des Ascanio Rotulo (den Du wohl kennen wirst) gerichtet; einen geschniegelten Knaben mit weichen Händchen, krausen Locken, honigsüsser Stimme, lieblicher Rede, kurz ein Männchen von lauter Honig und Zucker inwendig, und von aussen in lauter weiche Kleider und Flitterstaat gehüllt; so daß Leonissa mein weniger zartes Gesicht nicht achtete, meine eifrigen und fleissigen Aufwartungen verschmähte, und meine aufrichtige Neigung mit Abscheu und Widerwillen vergalt. Ja so weit ging meine Liebe zu ihr, daß ich mich würde glück-

lich geschätzt haben, wenn sie mich auch durch Strenge und Undank ins Grab gestürzt, und nur nicht diesem Cornelio unverkenntliche (obgleich sittsame) Merkmahle ihrer Gunst gegeben hätte. Aber denke nur, wenn zu dem Schmerz, sich verschmäht zu sehen, sich auch noch die grössеste und fürchterlichste Wuth der Eifersucht gesellt, wie muß dann ein Herz, von dieser zwiefach tödtlichen Pest gefoltert, leiden! Leonissens Aeltern schwiegen still zu den Gunstbezeigungen, welche sie dem Cornelio erwies; weil sie mit Grund glaubten, daß dieser Jüngling, angereizt von ihrer unvergleichlichen Schönheit, sie zu seiner Gemahlinn wählen würde, und daß sie an ihm einen reichern Schwiegersohn bekämen, als an mir. Dieß wäre freylich wohl möglich gewesen; allein ohne Ruhm zu sagen, ein besseres Gemüth, edlere Gesinnungen, und geprüftere Tugenden hätten sie nicht bey ihm gefunden, als bey mir. Indem ich um Leonissen warb, erfuhr ich einst, daß sie an einem gewissen Tage im May (es ist nun etwas über ein Jahr) mit ihren Aeltern und mit allen ihren Verwandten und Bedienten sich in dem Garten des Ascanio belustigen würde, welcher an der Seeküste auf dem Wege nach den Salzgruben liegt."

„Ich kenne den Ort, und habe manche vergnügte Stunden und Tage dort zugebracht (sprach Mahmud). Fahre nur fort, Ricardo.“

„Kaum hatte ich diese Nachricht erhalten (sprach Ricardo), so bemächtigte sich meiner Seele eine Wuth, eine Raserey, eine Hölle der Eifersucht, mit solcher Macht und Gewalt, daß sie mich meiner Sinne beraubten; wie Du hören wirst, wenn ich Dir sage, was ich that: Ich ging nach dem Garten, wo Leonissa sich befinden sollte, und ich sah, daß der grössesie Theil der Gesellschaft in zerstreuten Gruppen sich die Zeit vertrieb, und daß Cornelio und Leonissa, wiewohl ein wenig von einander entfernt, unter einem Nußbaume saßen. Wie meine Erscheinung auf sie wirkte, das kann ich Dir nicht sagen. Was mich betrifft, so hatte ihr Anblick eine solche Wirkung auf mich, daß ich Gesicht und Besinnung verlohr, und eine Zeit lang wie eine stumme Bildsäule ohne Bewegung da stand. Allein bald weckte der Verdruß meine Galle; die Galle setzte das Blut meines Herzens in Wallung; das Blut erregte meinen Zorn, und mein Zorn setzte Hand und Zunge in Bewegung. Meine Hände wurden zwar durch die Ehrfurcht zurück gehalten,

welche ich glaubte, dem schönen Gegenstande schuldig zu seyn, den ich vor mir sahe: Aber meine Zunge brach das Stillschweigen. „Du freuest Dich wohl (so redete ich sie an), Du Todfeindinn meiner Ruhe! daß Du deine Augen sorglos an demjenigen weiden kannst, welcher den meinigen eine Ursache endeloser und schmerzlicher Thränen seyn wird. Nähere Dich ihm; nähere Dich noch etwas mehr, Grausame! und schlinge Dich, wie der Epheu, um den saftlosen Stamm, der sich Dir entgegenbiegt. Locke, kräusele das Haar dieses neuen Ganymeds, und höre die Süssigkeiten an, die er Dir eben so kleinlaut, als laulich vorlispelt. Ergieb Dich gänzlich dem verzogenen Knaben, an dem Du deine Blicke labest; damit ich mit dem völligen Verlust der Hoffnung, Dich zu besitzen, auch das Leben verliere, das mir zur Last ist. Denkst Du denn, stolzes, unbedachtsames Mädchen, daß die Gesetze, nach welchen alle Dinge in der Welt geschehen, nur Dir allein zu Gefallen sollen umgewandelt werden? Denkst Du, (sag' ich,) daß dieser Jüngling — stolz auf seinen Reichthum, eingebildet auf seinen Schmuck, unerfahren wegen seiner Jugend, trotzig auf seinen Adel — Dich mit Beständigkeit lieben wird, oder lieben kann? daß er das Unschätzbare zu schätzen,

und das Verdienst zu erkennen versteht, für welches nur reifere und vernünftigere Jahre einen Sinn haben? Glaubst Du das, so erkenne deinen Irrthum; denn die Welt hat nur dieß einzige Gute, daß die Handlungen der Menschen sich immer gleich sind; so daß nur der Unwissende und Unerfahrne sich darin betriegen kann. Wer jung ist, ist wankelmüthig; der Stolz ist vom Reichthum, die Eitelkeit von der Pracht, und die Eigenliebe von der Schönheit unzertrennlich; und wo sich dieß alles vereinigt findet, da ist die Thorheit, diese Mutter alles Unglücks, zu Hause. Und Du, Jüngling, der Du meynest, diese Palme so leicht davon zu tragen, welche vielmehr meiner aufrichtigen Sehnsucht gebührt, als deinen müssigen Aufwartungen: Warum stehst Du nicht auf von dem blumigen Lager, wo Du Dich ausstreckest; warum reissest Du mir nicht das Herz aus dem Busen, welches das deinige verabscheuet? — und zwar nicht so sehr deswegen, daß Du mich beleidigest; sondern weil Du das Kleinod nicht zu schätzen weißt, das Dir das Glück in die Hände liefert. Du zeigest deutlich, wie wenig Du es achtest, da Du keine Bewegung machst, es zu vertheidigen; damit Du nicht die Falten deines zierlichen Kleides in Unordnung bringest. Wäre

Achilles ein Träumer gewesen, wie Du, so wäre dem Odysseus wahrlich sein Anschlag nicht gelungen, wenn er ihm auch noch so viele glänzende Rüstungen und blinkende Schwerter gezeigt hätte. Geh hin, und tändle mit den Mägden deiner Mutter. Dort pflege deines Haars und deiner weichen Hände, die besser geschickt sind, Seide zu haspeln, als das stählerne Schwert zu führen."

Während dieser ganzen Rede stand Cornelio nicht auf von seinem Sitze; sondern saß still, und sah mich mit staunenden Blicken unbeweglich an. Weil ich ihm das, was Du gehört hast, mit erhobener Stimme sagte, so liefen diejenigen, die im Garten waren, zusammen, und vernahmen die harten Worte, die ich noch ferner gegen ihn ausstieß. Endlich faßte er Muth, wie er so viele Leute um sich versammelt sahe, wovon die meisten seine Verwandten, Freunde und Diener waren, und er that, als wenn er aufstehen wollte. Doch ehe er auf die Beine kam, griff ich zum Degen, und fiel ihn und alle seine Helfershelfer an. Leonissa sah kaum meinen Degen blinken, als sie plötzlich in Ohnmacht fiel; welches mich noch wüthender und beherzter machte. Ich kann Dir nicht sagen, ob die Menge

derer, die wider mich waren, sich bloß vertheidigten, wie man sich gegen ein reissendes Thier vertheidigt; oder ob mein Glück und meine Geschicklichkeit, oder der Himmel selbst, mir half (der mich vielleicht zu grösseren Unglücksfällen bestimmt hatte); genug, ich verwundete sieben, oder acht, von denen, die mir am nächsten standen. Dem Cornelio kamen seine Füsse zu Statten, die ihn durch eine schnelle Flucht meinem Arm entrückten. Indem ich mich noch in dieser augenscheinlichen Gefahr befand, umringt von Feinden, die wegen ihrer empfangenen Wunden nach Rache dürsteten, sandte mir das Schicksal eine Rettung von solcher Art, daß ich lieber wünschen möchte, auf der Stelle das Leben verlohren zu haben, als daß ich es damahls behalten mußte, um es jetzt stündlich tausend und tausend Mahl zu verlieren. Unerwartet stürzte nämlich eine Schaar Türken in den Garten, die zu zwey Raubschiffen von Viserta gehörten, welche in einer benachbarten Bucht, unbemerkt von den Schildwachen auf den Wachtthürmen und von den streifenden Küstenbewahrern, gelandet waren. So bald meine Gegner sie erblickten, liessen sie von mir ab, und eilten, sich in Sicherheit zu setzen; so daß die Türken von allen denen, die im Garten waren,

nicht mehr als drey Personen in ihre Gewalt bekamen, nebst Leonissen, die sich noch nicht von ihrer Ohnmacht erhohlt hatte. Mich konnten sie nicht eher überwältigen, bis ich vier gefährliche Wunden erhalten hatte; welche jedoch vier Türken mit dem Leben entgelten mußten, die mein Schwert vorher zu Boden streckte. Die Türken führten diesen Ueberfall mit ihrer gewöhnlichen Eilfertigkeit aus, und kehrten (nicht sonderlich vergnügt über ihren Fang) nach ihren Schiffen zurück; stachen in See, und kamen mit Rudern und Segeln bald nach der Insel Fabiana *), wo sie Musterung hielten, und fanden, daß sie an Todten vier Mann verlohren hatten, und zwar vier von ihren besten Leventes, oder Seesoldaten. Diesen Verlust wollten sie an mir rächen, und schon befahl der Rais des Hauptschiffes, die Segelstange herabzulassen, um mich daran zu hängen. Leonissa, die sich in der Zwischenzeit erhohlt hatte, sahe dieß alles mit an. Sie rang ihre liebenswürdigen Hände, und vergoß Ströme von Thränen, wie sie sich in den Händen der See-

*) Fabiana, oder Favagnana, eine Insel, nicht weit von Trapano, südwestlich.

räuber befand. Zugleich horchte sie mit ängstlicher Aufmerksamkeit, ob sie nicht etwas von dem verstehen könnte, was die Türken unter sich sprachen. Einer von den Christensclaven auf der Ruderbank sagte ihr auf italiänisch, der Rais hätte befohlen, jenen Christen (er zeigte auf mich) aufzuhängen, weil er, indem er sich vertheidigte, ihm vier von seinen besten Soldaten erschlagen hätte. Bey dieser Nachricht zeigte Leonissa sich zum ersten Mahl in ihrem Leben mitleidig gegen mich; indem sie den Gefangenen bat, den Türken zu sagen, sie möchten mich nicht umbringen; weil sie sonst ein grosses Lösegeld einbüssen würden; sondern sie möchten nach Trapano zurück kehren, wo man mich gewiß gleich auslösen würde. Dieß (sage ich) war die erste und die letzte Barmherzigkeit, welche mir Leonissa bewies; und auch diese diente nur, mich noch unglücklicher zu machen. Wie die Türken hörten, was ihnen der Gefangene sagte, glaubten sie seinen Worten, und ihr Eigennutz besänftigte ihre Rachsucht. Am folgenden Morgen kehrten sie mit einer Friedensflagge nach Trapano zurück. Ich hatte die Nacht in den heftigsten Schmerzen zugebracht; nicht so wohl wegen meiner Wunden, als wegen der Gefahr, in welcher

sich meine unbarmherzige Feindinn unter diesen Barbaren befand. Wie sie bey Trapano ankamen, lief die eine Galiote in den Hafen ein, indeß die andere auf der Rehde vor Anker ging. In kurzer Zeit war das ganze Ufer mit neugierigen Zuschauern besetzt, und der saubere Cornelio stand von ferne, und beobachtete, was auf der Galiote vorging. Mein Haushofmeister kam gleich herbey, um über meine Auslösung zu unterhandeln; allein ich befahl ihm, sich nicht um meine Befreyung zu bekümmern, sondern nur Leonissen die Freyheit zu verschaffen, wenn er auch mein ganzes Vermögen für sie hingeben müßte. Ich trug ihm zugleich auf, Leonissens Aeltern zu sagen, sie möchten ihn für die Loskaufung ihrer Tochter sorgen lassen, und sich selbst nicht darum bemühen. Der oberste Befehlshaber der Türken, Nahmens Jussuf, forderte sechstausend Thaler für Leonissen und viertausend für mich; und erklärte dabey, daß er uns nicht anders, als beyde zusammen, losgeben würde. Er forderte diese grosse Summe, (wie ich hernach erfuhr) deswegen, weil er sich in Leonissen verliebt hatte, und nicht geneigt war, sie los zu geben; sondern mich dem andern Rais, mit welchem er gemeinschaftlich auf Beute ausgegangen war, zu

viertausend Thaler zu überlassen, und ihm noch tausend Thaler bar dazu zu geben, damit er Leonissen, deren Werth er auf andere fünftausend Thaler mehr anschlug, für sich behalten könnte. Darum bestand er auf die Summe von zehntausend Thalern für uns beyde. Leonissens Aeltern, die sich auf die Versicherungen meines Haushofmeisters verliessen, boten dem Seeräuber nichts. Auch Cornelio dachte nicht daran, ihrentwegen seine Lippen zu öffnen. Nach langem Unterhandeln von beyden Seiten bot endlich mein Haushofmeister fünftausend Thaler für Leonissen, und dreytausend für mich; und Jussuf, durch das Zureden seines Mitgenossen und seiner Leute bewogen, mußte den Handel eingehen. Weil aber mein Haushofmeister das bare Geld nicht in dem Augenblick anschaffen konnte, bat er um drey Tage Frist, um es aufzubringen, wenn er auch zu diesem Ende meine Güter um jeden Preis losschlagen müßte. Dieser Aufschub war dem Jussuf sehr lieb; denn er hoffte, in der Zwischenzeit Gelegenheit zu finden, den ganzen Handel wieder rückgängig zu machen. Er ging deswegen wieder nach der Insel Fabiana, und versprach, in drey Tagen wieder zu kommen, um das Lösegeld abzuhohlen. Allein mein böses Schicksal,

welches nicht aufhörte, mich zu verfolgen, fügte es so, daß eine Schildwacht, welche die Türken auf dem Gipfel einer Anhöhe ausgestellt hatten, in der hohen See sechs lateinische Segel *) entdeckte, welche sie für ein maltheſisches, oder sicilianisches Geschwader hielt. Die Schildwacht kam in der grössesten Geschwindigkeit gelaufen, diese Nachricht zu überbringen; und den Augenblick eilten die Türken (welche eben theils ihre Mahlzeit am Lande hielten, theils ihre Kleider wuschen) an Bord; lichteten die Anker; spannten die Segel; griffen zu

*) Die lateinischen Segel sind vorzüglich im mittelländischen Meere gebräuchlich; doch findet man sie ebenfalls an der ganzen westlichen Küste von Europa bis an die westliche Küste von Frankreich. Sie sind dreyeckig, mit zwey spitzigen und einem stumpfen Winkel. Der längste Schenkel dieses Dreyecks ist an der Segelstange befestigt, welche den Mast nicht, wie andere Segelstangen, in einer wagerechten, sondern in einer Diagonallinie durchschneidet, und mit dem vorwärts gelehnten Mast die Figur eines X macht. Der Mast ist aber äusserst kurz und stark; hingegen die Segelstange, die wohl 6 bis 8 Mahl so lang ist, wie der Mast, ist schmächtiger und läuft oben ganz spitzig zu. Da nun das Segel, bey seiner ansehnlichen Grösse, ebenfalls unten breit und oben spitzig ist, so kann es ohne Gefahr des Umschlagens viel Wind fassen. Beym Lavieren wird die Segelstange von einer Seite des Masts nach der andern herumgeworfen, wenn man wenden will.

den Rudern; und steuerten nach der barbarischen Küste zu. In zwey Stunden verlohren wir die Galeeren aus dem Gesichte; und unter dem Schutze der Insel und der anbrechenden Nacht, befanden sich die Türken bald ausser der Gefahr, die ihnen gedroht hatte. Ich lasse Dich selbst urtheilen, Mahmud, wie mir während dieser Reise zu Muthe war, die ich so sehr wider meine Erwartung antreten mußte; zumahl, wie die Galioten am folgenden Tage bey der Insel Pantanalea ankamen, wo die Türken landeten, um (wie sie es nennen) Holz und Fleisch zu hohlen; und noch mehr, wie die beyden Befehlshaber ans Land stiegen, und Anstalt machten, ihre Beute zu theilen. Wie die Reihe an Leonissen und mich kam, gab Jussuf dem Fetallah (so hieß der andere Rais) sechs Christen, nämlich vier als Rudersclaven, und zwey bildschöne corsicanische Knaben, und mich selbst dazu, um Leonissen für sich zu behalten; womit Fetallah zufrieden war. Obwohl ich das alles mit ansehen mußte, und wohl merken konnte, was vorging, so verstand ich doch nicht was sie sagten, und würde auch von dem Ausgange ihrer Unterhandlung nichts gewußt haben, wenn nicht Fetallah zu mir gekommen

wäre, und auf Italiänisch zu mir gesagt hätte: „Christ! Du bist nun mein Eigenthum, und man hat Dich mir zu zweytausend goldnen Kronen angerechnet. Willst Du deine Freyheit wieder haben, so mußt Du mir viertausend Kronen wiedergeben, oder in der Sclaverey sterben.“ Ich fragte ihn, ob die Christinn ihm auch zugefallen wäre. Er antwortete: Nein; Jussuf hätte sie behalten, um sie zur Türkinn zu machen, und zur Frau zu nehmen. Dieses bestätigte auch einer der Sclaven, welcher sehr gut Türkisch verstand, und ihre Unterhandlung mit angehört hatte. Ich bat meinen Herrn, Anstalt zu machen, daß er die Christinn bekäme, und versprach ihm, für sie allein zehntausend Thaler zu bezahlen. Er gab mir zur Antwort: dieß sey nicht möglich; allein er wolle dem Jussuf die Grösse des gebotenen Lösegeldes wissen lassen; weil ihn diese vielleicht bewegen möge, seinen Vorsatz zu ändern, und die Christinn los zu geben. Er erfüllte sein Versprechen; befahl aber auch sogleich seinen Leuten, sich wieder einzuschiffen, weil er nach Tripoli gehen wollte, wohin er zu Hause gehörte. Jussuf entschloß sich ebenfalls, wieder nach Viserta zu gehen; und sie begaben sich so eilig an Bord, wie sie zu thun pfle-

gen, wenn sie entweder vor bewaffneten Schiffen fliehen, oder auf andere Schiffe Jagd machen wollen. Dießmahl eilten sie aber, weil es schien, daß das Wetter sich ändern und stürmisch werden wollte. Leonissa war am Lande; jedoch an einem Orte, wo ich sie nicht zu Gesichte bekam; bis wir einander beym Einschiffen am Ufer begegneten. Ihr neuer Herr (und noch neuerer Liebhaber) führte sie an der Hand. Wie sie die Schiffstreppe hinansteigen wollte, wandte sie ihre Augen auf mich, und die meinigen hingen mit so zärtlicher und schmerzhafter Empfindung an ihr, daß meine Blicke sich unverhofft umnebelten, und daß ich ohne Besinnung zu Boden sank. Leonissen widerfuhr dasselbe; sie fiel von der Treppe ins Wasser, und Jussuf, der sich ihr nachstürzte, rettete sie in seinen Armen. Dieß erfuhr ich erst am Bord unserer Galiote, wohin ich besinnungslos gebracht ward. Wie ich aber aus meiner Ohnmacht wieder zu mir selbst kam; wie ich mich am Bord unsers Schiffes allein befand, und sah, daß die andere Galiote einen andern Weg steuerte, und die Hälfte meiner Seele, ja meine ganze Seele mit sich hinweg nahm; da sank mir abermahl das Herz, und ich verwünschte von neuem mein Schicksal, und rief

mit lauter Stimme dem Tode. So durchdringend war meine Klage, daß mein Herr, der es überdrüssig ward, mich anzuhören, mich mit Prügeln zu züchtigen drohte, wenn ich nicht abliesse. Ich unterdrückte meine Thränen, hemmte meine Seufzer, und hoffte, indem ich sie zurück hielte, sie würden sich einen Weg öffnen, auf welchem meine Seele (der Last eines unglücklichen Leibes müde) mit ihnen entfliehen könnte. Allein das Schicksal, nicht zufrieden, daß es mich in diese Bedrängniß gebracht hatte, wollte mir auch noch die letzte Hoffnung rauben; denn plötzlich erhob sich der Sturm, den wir schon längst befürchtet hatten. Der Südwind, der uns entgegen blies, ward auf einmahl so heftig, daß wir uns ihm überlassen, und vor dem Winde hintreiben mußten. Unser Rais hoffte zwar, die Spitze der Insel zu umsegeln, und an der nördlichen Seite Schutz vor dem Winde zu finden. Allein es gelang ihm nicht; der Wind blies so heftig, daß wir in vierzehn Stunden so weit zurück kamen, als wir in zwey Tagen gesegelt waren, und uns kaum noch sechs bis sieben Meilen von der Insel entfernt befanden, von welcher wir ausgefahren waren. Wir sahen kein Mittel, das Scheitern des Schiffes zu vermeiden; und zwar

nicht auf einem flachen Ufer, sondern an einer Reihe hoher schroffer Felsen, die unsern Augen den Anblick eines unvermeidlichen Todes darstellten. Nicht weit von uns sahen wir die Galiote, die mit uns ausgesegelt war, an deren Bord sich Leonissa befand. Ihre ganze türkische Besatzung bestrebte sich, nebst den Sclaven an den Rudern, das Fahrzeug von den Klippen abzuhalten. Eben dieses thaten die Unsrigen; wiewohl mit besserem Erfolge, und (dem Anschein nach) mit besseren Kräften, als die andern, welche erschöpft von der Arbeit, und überwältigt von der Macht des Sturms und des Meeres, die Ruder gehen liessen, und sich der Brandung übergaben, welche sie vor unsern Augen an die Klippen schleuderte, auf denen die Galiote mit einem fürchterlichen Stosse zu Trümmern ging. Die Nacht brach an, und das Geschrey der Verunglückten vermehrte die Verwirrung auf unserm eigenen Schiffe, und machte, daß man wenig auf die Befehle unsers Rais achtete. Ein jeder ruderte nur aus Leibes Kräften, und alles, was man thun konnte, war, das Schiff in den Wind zu drehen, und vorne zwey Anker auszuwerfen, um dem Untergange, den ein jeder für unvermeidlich hielt, noch eine kleine Weile zu entgehen. Jedermann am

Bord fürchtete den Tod; nur bey mir allein fand das Gegentheil Statt. Die schmeichlerische Hoffnung täuschte mich mit der Erwartung, diejenige bald in einem bessern Leben wieder zu sehen, welche vor wenigen Minuten das gegenwärtige verlassen hatte; und jeder Augenblick, den unser Schiff zögerte, zu Grunde zu gehen, oder an den Klippen zu zerschellen, schien mir ein Jahrhundert. Auf jeder thürmenden Woge, die sich über unsern Häuptern brach, glaubte ich den Leichnam der unglücklichen Leonissa schwimmen zu sehen. Ich will Dir jetzt, lieber Mahmud, nicht umständlich jede Furcht, jedes Schrecken, jede Angst schildern, die mich in dieser langen fürchterlichen Nacht folterten; damit ich nicht meinem Versprechen zuwider handle, Dir mein Unglück mit wenigen Worten zu erzählen. Genug, sie waren so groß und so mannichfaltig, daß der Tod, wenn er mich in jenen Augenblicken überrascht hätte, nur halbe Arbeit an mir würde gefunden haben. Der Tag brach wieder an, und das Ungewitter schien uns mit verdoppelter Wuth zu drohen. Wir fanden inzwischen, daß das Schiff in der Nacht vor den Ankern getrieben hatte, und daß es (weil der Wind ein wenig östlich gegangen,) der Spitze der Insel um vieles näher gekommen

war. Dieß gab uns Hoffnung, sie zu umschiffen; Türken und Christen wurden dadurch mit neuen Kräften belebt; und in sechs Stunden ruderten wir wirklich um die Spitze der Insel herum, und kamen in stilles Wasser, so daß wir mit Bequemlichkeit fortrudern, und unter dem Schutze der Insel ankern konnten. Hier stiegen die Türken ans Land, um Kundschaft einzuziehen, ob von dem Wrack der andern Galiote etwas an die Küste getrieben wäre. Allein der Himmel wollte mir auch nicht einmahl den armseligen Trost gewähren, Leonissens Leichnam in meine Arme zu schliessen, den ich auch leblos und zerschellt gewünscht hätte, zu sehen und zu umfangen, um die Unmöglichkeit zu überwinden, welche mein Unstern meiner Vereinigung mit ihr in den Weg legte. Ich bat deswegen einen Renegaten, der ans Land ging, er möchte ihn aufsuchen, und nachforschen, ob die Wellen ihn an das Ufer gespült hätten. Doch wie gesagt, das alles verweigerte mir der Himmel; denn in demselben Augenblicke lief der Wind um, und erhob sich von neuem so stark, daß uns der Schutz der Insel nicht mehr zu Statten kam. Fetallah wollte und konnte dem Schicksal, das ihn so hartnäckig verfolgte, nicht länger Widerstand leisten.

Er ließ das gereffte Focksegel beysetzen, stach wieder in See, und ließ das Schiff vor dem Winde ablaufen. Er selbst stellte sich ans Ruder, und suchte das offene Meer, um die Klippen und Untiefen zu vermeiden. Alle Ruder waren eingenommen; das Schiffsvolk saß auf den Ruderbänken und in den Gangwegen, und auf dem Deck war niemand zu sehen, ausser dem Steuermann, der sich zur Sicherheit an das Ruder gebunden hatte. So schnell flog unser Schiff durch die Wellen, daß wir in drey Tagen und drey Nächten Trapano, Melasso und Palermo vorbey kamen, und den Faro von Messina passierten, zum Erstaunen aller, die uns vom Lande erblickten.

Um jedoch meine Beschreibung dieses Sturms nicht so lang zu machen, als die Dauer desselben war, so will ich Dir nur sagen, daß wir endlich von Arbeit, Hunger und Mühseligkeit erschöpft, nachdem wir fast ganz Sicilien umschifft hatten, zu Tripoli in der Barbarey ankamen, wo mein Herr, ehe er noch mit seinen Soldaten abgerechnet, ihnen ihren Antheil an der Beute, und dem Dey sein Fünftheil, abgegeben hatte, von Seitenstichen befallen ward, und in Zeit von drey Tagen

zur Hölle fuhr. Der Dey und der Alkaide, welchen der Großsoltan, als Erbe derjenigen, die keine Leibeserben hinterlassen, daselbst hält, nahmen das ganze Vermögen des Fetallah in Beschlag, und ich ward dem damahligen Dey von Tripoli zu Theil, welcher vierzehn Tage nachher zum Paschà von Cypern ernannt ward. Ich bin mit ihm hieher gekommen, und habe keine Neigung, mich loszukaufen; denn obwohl er mich oft darum angelegen hat, weil ihm die Soldaten des Fetallah erzählt haben, daß ich von angesehener Familie sey, so habe ich doch dieses nie bestätigt, sondern ihm vielmehr gesagt, man hätte ihn hintergangen, wenn man ihm grosse Begriffe von meinem Vermögen gemacht hätte. Und wenn ich die Wahrheit gestehen soll, Mahmud, so habe ich nicht das geringste Verlangen nach einem andern Orte, wo ich etwan Mittel fände, mich aufzuheitern; vielmehr soll Leonissens Andenken und der Schmerz, welchen ich unablässig über ihren Tod empfinde, die Last meiner Gefangenschaft vermehren, und soll mir die Lust zu jedem Genusse verleiden. Und wenn es wahr ist, daß beständige Martern entweder ein Ende nehmen, oder ein Ende mit demjenigen machen müssen, der sie duldet, so kann es nicht

fehlen, daß mein Leiden diese Folge haben wird; denn ich selbst will ihm dergestalt nachhängen, daß es in kurzem ein Leben endigen muß, das ich mit Widerwillen ertrage. Dieß, Freund Mahmud, ist meine traurige Geschichte; dieß ist die Quelle meiner Thränen und meiner Seufzer. Bedenke und urtheile nun selbst, ob es nicht hinreichend sey, meinen innersten Eingeweiden Jammergestöhn, und meinem versiegten Herzen blutige Thränen auszupressen. Leonissa ist nicht mehr; und mit ihr ist alle meine Hoffnung verlohren. Immerhin mag diese nur an einem dünnen Haare geschwebt haben, so lange sie noch lebte. Immerhin ...“

Indem Ricardo dieß „Immerhin“ aussprach, klebte ihm die Zunge am Gaumen, und er war nicht im Stande weiter fort zu reden, noch sich der Thränen zu enthalten, welche seinen Augen in Strömen entstürzten, die bis auf die Erde flossen. Mahmuds Thränen flossen mit den seinigen; doch wie die erste Ergiessung vorüber war, welche die Erinnerung an so traurige Begebenheiten veranlaßt hatte, suchte Mahmud den Ricardo durch die besten Trostgründe aufzurichten. Allein dieser unterbrach ihn, indem er zu ihm sagte:

„Rathe mir lieber, mein Freund, was ich thun kann, damit mein Herr und alle, die mit mir zu schaffen haben, mir gram werden, und damit sie sämtlich, wenn er und sie mich hassen, mir das Leben so sauer machen, und mich dergestalt verfolgen, daß Schmerz auf Schmerz, und Kränkung auf Kränkung gehäuft, mich bald zu dem gewünschten Ziel, zum Ziele meines Lebens bringen."

„Nun sehe ich (sprach Mahmud) daß das Uebermaß der Empfindung nicht immer die Zunge verstummen macht; sondern daß man alles, was man empfindet, auch wirklich durch Worte ausdrücken kann. Doch dem sey wie ihm wolle, Ricardo; dein Schmerz sey nun wirklich so groß, wie ihn deine Worte beschreiben, oder diese mögen ihn vergrössern, so sollst Du doch immer an mir einen wahren Freund finden, welcher suchen wird, Dir entweder zu helfen, oder wenigstens zu rathen; und wenn auch meine Jugend, und der Leichtsinn, der mich getrieben hat, diese Kleidung anzulegen, laut wider mich zeugen, und Dich befürchten lassen, daß Du Dich in keinem der Dinge, die ich Dir anbiete, auf mich verlassen könnest, so will ich mich bestreben, diesen Argwohn zu zerstören, und den Un-

grund einer solchen Meynung zu beweisen. Und gesetzt, Du wolltest Dir weder rathen, noch helfen lassen, so werde ich dennoch nicht versäumen, zu thun, was Dir zum Nutzen gereicht; sondern ich werde Dich wie einen Kranken behandeln, dem man nicht das giebt, was er fordert, sondern was ihm am dienlichsten ist.

In dieser ganzen Stadt ist Niemand, welcher mehr gilt, und mehr vermag, als mein Herr, der Cadi; und selbst der Deinige, der zum Statthalter bestellt ist, hat nicht so viel Gewalt, als er. Ich kann demnach wohl sagen, daß ich in dieser Stadt das meiste vermag; weil ich meinen Herrn lenken kann, wie ich will. Vielleicht bringe ich es durch ihn dahin, daß Du in seine Hände kommst, und dann, wenn Du in meiner Gesellschaft bist, wird uns die Zeit lehren, was wir thun sollen, um Dir neuen Muth zu machen, wenn Du dazu fähig und geneigt bist, und um mich von meiner jetzigen Lebensart zu befreyen, und mich zu einer besseren, oder wenigstens in ein anderes Land zu bringen, wo ich diejenige, die ich bisher geführt habe, ohne Gefahr verlassen kann."

„Ich danke Dir, Mahmud, (antwortete Ricardo) für die Freundschaft, die Du mir anbietest; wiewohl ich versichert bin, daß Du mit allem deinem guten Willen nichts thun kannst, um meinen Zustand zu verbessern. Doch laß uns das jetzt beyseite setzen, und nach dem Lager gehen. Denn wie ich sehe, so zieht eine Menge Menschen eben aus der Stadt; und vermuthlich zieht der alte Paschà aus, damit mein Herr einziehen, und sein Amt in Besitz nehmen könne.“

„Du hast Recht (sprach Mahmud), und Du wirst sehen, mit welchem Gepränge sie sich einander bewillkommen; welches Dir gewiß nicht unangenehm seyn wird.“

„Meinetwegen! (versetzte Ricardo), und vielleicht bedarf ich deines Beystands, im Fall mich in der Zwischenzeit der Gefangenwärter meines Herrn vermißt hat; ein corsicanischer Renegat, der eben nicht sehr mitleidig ist.“

Hiermit endigte sich ihre Unterredung, und sie kamen eben im Lager an, wie der gewesene Paschà daselbst eintraf, und wie ihn der neue am Eingange

seines Zelts empfing. Alì Paschà (so hieß derjenige, welcher die Regierung abtrat) kam an, begleitet von der ganzen Besatzung von Janitscharen; etwan fünfhundert an der Zahl, welche die Türken seit der Einnahme von Nicosia daselbst unterhielten. Sie kamen in zwey Zügen; der eine mit Feuerröhren, der andere mit gezückten Säbeln bewaffnet. Wie sie bey dem Zelt des Hassàn Paschà ankamen, schlossen sie einen Kreis um dasselbe. Alì Paschà machte dem Hassàn eine tiefe Verbeugung, welche dieser mit einem weniger tiefen Grusse erwiederte. Darauf ging Alì in das Zelt des Hassàn, welchen die Türken auf ein stolzes und prächtig verziertes Pferd setzten; ihn rund um das Lager, und noch eine grosse Strecke umher führten, und mit lauter Stimme ausriefen: „Es lebe Soltàn Solimàn, und Hassàn Paschà, sein Abgeordneter!“ Nachdem sie diesen Ausruf unzählige Mahl wiederhohlt hatten, führten sie Hassàn wieder nach dem Zelte zurück, wo Alì Paschà so lange verweilt hatte, und sich nunmehr mit dem Cadi und mit Hassàn eine Stunde lang verschloß. Ricardo erfuhr von Mahmud, daß dieses geschähe, um sich über die vom Alì noch unvollendeten Geschäfte und Anstal-

ten zu besprechen. Eine kleine Weile nachher kam der Cadi heraus, und rief mit lauter Stimme auf Türkisch, Arabisch, und Griechisch: daß ein jeder, welcher sich über Ali Paschà wegen erlittenen Unrechts, oder aus andern Ursachen, zu beklagen hätte, auftreten könnte; weil ihm Hassàn Paschà, der neue Befehlshaber von Cypern, Recht und Gerechtigkeit würde widerfahren lassen. So bald dieser Ausruf geschehen war, öffneten die Janitscharen ihren Kreis, und liessen einem jeden freyen Zutritt zu dem Zelt. Mahmud führte den Ricardo mit hinein, welchem auch, als einem Sclaven des Hassàn, der Zutritt nicht verweigert ward. Verschiedene Leute, so wohl Griechen, als Türken, traten auf, und trugen ihre Beschwerden vor; die aber nur lauter solche geringfügige Dinge betrafen, daß der Cadi die meisten stehendes Fusses, ohne Acten, Protocolle, Replik und Duplik, entschied. Denn die meisten gerichtlichen Verhandlungen bey den Türken (Ehesachen ausgenommen) werden ohne viele Umstände abgethan, und werden mehr nach Vernunft und Billigkeit, als nach hergebrachten Gesetzen, geschlichtet; und bey diesen Barbaren (wofern man sie in diesem Stücke so nennen kann) ist der Cadi unumschränkter Richter. Er

entscheidet alles in möglichster Kürze, und ohne einen Augenblick Verzug; und von seinem Ausspruch findet keine Appellation Statt. In dem Augenblick trat ein Schiaus (oder Gerichtsbote) herein, und sagte: es befände sich ein Jude vor der Thüre des Zelts, der eine wunderschöne Christinn zum Verkauf hätte. Der Cadi befahl, ihn herein zu lassen, worauf der Schiaus abtrat, und mit einem Juden von ehrwürdigem Ansehen wieder kam, der ein Frauenzimmer an der Hand führte, welches nach mohrischer Art mit so vieler Pracht geschmückt war, als es die reichste Mohrinn zu Fes, oder Marocco, nur seyn kann, wo der Aufwand der Weiber alle übrigen Africanerinnen übertrifft; selbst die Algerinerinnen mit all' ihrem Perlenschmuck nicht ausgenommen. Ihr Angesicht war mit einem Schleyer von carmesinrothem Taft bedeckt. Um die Aenkel trug sie goldene Spangen, und um die Arme gleichfalls goldene, mit vielen Perlen besetzte Armbänder, wie man durch die feinen, vom durchsichtigsten Nesseltuche gemachten Hemdsärmel, sehen konnte. Mit einem Worte, sie war eben so geschmackvoll, als prächtig, gekleidet. Der Cadi und die beyden Paschàs, beym ersten Anblick in Verwunderung gesetzt, befahlen dem Juden (ohne an irgend eine Frage,

oder Einleitung zu denken), der Christinn zu sagen, sie sollte ihren Schleyer abthun. Sie that es, und entdeckte ein Gesicht, welches die Augen aller Anwesenden verblendete, indem es zugleich ihre Herzen mit Wonnegefühl durchdrang. Lange von finsterem Gewölk bedeckt, bricht so die Sonne hervor, und ihr plötzlicher Glanz blendet die Augen derer, welche die Wiederkehr ihres belebenden Strahles mit Sehnsucht erwarteten: So hinreissend war die Schönheit, die Anmuth, und die Grazie der gefangenen Christinn. Am meisten wirkte der Eindruck dieses wundervollen Lichtes auf den trostlosen Ricardo, der es am besten kannte; denn es war Niemand anders, als die grausame und angebetete Leonissa selbst, deren Tod er so oft und mit so vielen Thränen beweint hatte.

Der unerwartete Anblick dieser ausbündigen Schönheit durchdrang und überwand das Herz des Alì; eben so tief und empfindlich verwundet war Hassàns Herz; und der Pfeil der Liebe verschonte selbst den Cadi nicht; welcher noch unwiderstehlicher hingerissen, keinen Blick von den Augen der schönen Leonissa verwenden konnte. Um die allgewaltige Macht der Liebe mit einem Worte zu schildern,

müssen wir noch hinzu setzen, daß in demselben Augenblicke in den Herzen dieser drey verschiedenen Personen die zuversichtliche Hoffnung entstand, diesen Schatz zu bekommen, und zu besitzen. Ohne sich darum zu bekümmern, wie, und wo, oder wenn diese Schöne in die Hände des Juden gekommen wäre, fragten sie ihn nur nach dem Preise, den er für sie forderte. Viertausend Dublonen verlangte der gierige Ebräer, und kaum hatte er diesen Preis gesagt, als Alì Paschà auch schon zuschlug, und ihm befahl, das Geld sogleich in seinem Zelt in Empfang zu nehmen. Doch Hassàn, der keine Lust hatte, sich die Beute entreissen zu lassen, wenn er auch sein Leben daran wagen sollte, sprach: „Ich selbst gebe die viertausend Dublonen, die der Jude fordert. Ich würde sie nicht bieten, oder dem Alì zuwider seyn, wenn ich nicht einen Bewegungsgrund hätte, von welchem er selbst gestehen wird, daß er Gewicht bey mir haben, und mich bewegen muß, es zu thun; denn diese schöne Sclavinn kommt keinem von uns zu, sondern nur dem Großsoltan selbst. Ich erkläre demnach, daß ich sie in seinem Nahmen kaufe; und nun will ich sehen, wer sich untersteht, sie mir zu nehmen."

„Das will ich (sprach Alì); denn ich kaufe sie in eben derselben Absicht; und es schickt sich besser für mich, dem Großherrn dieß Geschenk darzubringen, da ich Gelegenheit habe, sie unverzüglich nach Constantinopel zu führen, und mir durch sie die Gunst des Großherrn zu erwerben. Denn da ich jetzt dienstlos bin, wie Du selbst weißt, Hassàn, so muß ich Mittel suchen, wieder zum Amte zu gelangen; indeß Du jetzt auf drey Jahre versorgt bist, da Du heute die Regierung dieser reichen Insel antrittst. Aus dieser Ursache, und weil ich der erste gewesen bin, der den Preis für die Sclavinn geboten hat, ist es nicht mehr, als billig, daß Du sie mir überlässest."

„Nein; (sprach Hassàn) wenn ich sie kaufe, und sie dem Großherrn schicke, so verdiene ich um desto mehr Dank, da mich kein Eigennutz dazu antreibt. Und was die Gelegenheit, sie wegzusenden betrifft, das ist meine Sorge; ich kann eine Galeere mit meinen eigenen Schiffleuten und Sclaven ausrüsten, um sie hinüber zu bringen."

Alì, durch diese Rede in Wuth gebracht, sprang auf, griff zum Säbel, und sagte: „Hassàn! da

mein Bewegungsgrund derselbe ist, wie der Deine, daß ich diese Christinn dem Großherrn überliefern will, und da ich der erste Käufer gewesen bin, so mußt Du sie mir von Rechts und Billigkeit wegen überlassen; oder wenn Du anders denkst, so soll dieser Säbel mein Recht vertheidigen, und deine Keckheit bestrafen."

Der Cadi, der immer die Ohren spitzte, und nicht weniger entbrannt war, als die beyden Streitenden, dachte auf ein Mittel, wie er ihre Hitze dämpfen, und die Sclavinn für sich behalten könnte, ohne seine schändliche Absicht zu verrathen. Er stand auf, trat zwischen die beyden andern, und sagte: „Besänftige Dich, Hassàn, und Du, Alì, sey ruhig; denn ich bin hier, und will euren Streit auf solche Weise beylegen, daß Ihr beyde eure Absicht erreichet, dem Großherrn einen Dienst zu leisten."

Diese Rede des Cadi brachte sie zum Schweigen, und würde ihnen das Maul gestopft haben, wenn der Cadi auch noch etwas Schwereres von ihnen verlangt hätte; so groß ist die Achtung, welche diese Ungläubigen für ihre graubärtigen Mollahs

haben. „Du sagst, Alì! (fuhr der Cadi fort) Du willst diese Christinn für den Großherrn haben; und Hassàn sagt dasselbe. Du behauptest, sie müsse Dir gehören, weil Du zuerst den geforderten Preis für sie geboten hast. Hassàn widerspricht Dir, und obwohl er seine Ansprüche nicht zu begründen weiß, so finde ich doch, daß er eben so viel Recht auf seiner Seite hat, als Du; nämlich die Absicht, die er gewiß eben so früh hatte, als Du, daß er die Sclavinn zu demselben Endzweck bestimmte. Du hast nichts weiter vor ihm voraus, als daß Du zuerst gesprochen hast; doch das giebt Dir noch kein Recht, seine gute Absicht ihm gänzlich zu vereiteln. Deswegen halte ich es für das Beste, Euch auf folgende Art zu vereinigen: Die Sclavinn muß Euch beyden gehören; und da Ihr sie dem Großherrn bestimmt habt, so muß es bey ihm allein stehen, weiter über sie zu verfügen. Du, Hassàn, bezahlst unterdessen zweytausend Dublonen für sie; Alì bezahlt die andern zweytausend; und ich behalte die Sclavinn in meiner Verwahrung, um sie in eurer beyder Nahmen nach Constantinopel zu schicken, und auf diese Weise auch meinen Theil an dem Dank des Großherrn zu haben; wäre es auch nur zum Lohn dafür, daß

ich diesen Handel geschlichtet habe. Dagegen erbiete ich mich, die Christinn auf meine eigenen Kosten hinzusenden, mit dem Anstande, welcher demjenigen gebührt, dem das Geschenk zugedacht ist. Ich werde dem Großherrn den ganzen Vorfall melden, und wie sehr Ihr beyde gewetteifert habt, ihm zu dienen."

Die beyden verliebten Muselmänner fanden keine Worte, dem Cadi zu widersprechen, und hatten weder Gewalt, noch Muth, sich ihm zu widersetzen. Denn obwohl sie sahen, daß sie auf diese Weise ihre Absicht nicht erreichen würden, so mußten sie sich doch den Ausspruch des Cadi gefallen lassen, und ein jeder von ihnen tröstete sich unterdessen mit der (freylich etwas zweifelhaften) Hoffnung, auf eine, oder die andere Art noch zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Hassàn, welcher als Befehlshaber in Cypern blieb, hoffte, den Cadi durch ansehnliche Geschenke zu bewegen, ihm die schöne Sclavinn zu überlassen. Alì machte sich einen andern Plan, um seinen Zweck zu erreichen; und da keiner von ihnen an der Ausführbarkeit seines Entwurfs zweifelte, so fügten sie sich beyde ohne Schwierigkeit in den Willen des Cadi; bezahlten jeder seine

zweytausend Dublonen an den Juden, und überliessen dem Cadi die Sclavinn.

Jetzt erinnerte sie der Jude, daß die Kleider nicht mit in den Kauf gingen, und daß ihm diese allein noch andere zweytausend Dublonen kosteten — und das war wirklich die Wahrheit. Denn ihr Haar, welches theils in zierlichen Flechten ihr Haupt umgab, theils in kräuselnden Locken über die Schultern herabwallte, war mit einer Menge Perlenschnüren geschmackvoll durchflochten. Die goldenen Spangen an ihren Armen und Aenkeln waren ebenfalls mit grossen Perlen besetzt, und ihr Kleid von grünem Atlaß war überall mit Gold gestickt und verbrämt. Kurz, jedermann meynte, die Forderung des Juden für den Schmuck sey eben nicht übertrieben; und der Cadi, um sich nicht weniger freygebig zu zeigen, als die beyden Paschàs, erbot sich, den Schmuck zu bezahlen, damit die Sclavinn in demselben dem Großherrn vorgestellt würde. Die beyden Nebenbuhler waren damit um desto eher zufrieden, da ein jeder von ihnen sich schmeichelte, sie in seinen Besitz zu bekommen.

Jetzt bleibt uns nur noch übrig, die Empfindungen des armen Ricardo zu schildern; die Gedan-

ken, die ihm in dem Augenblicke durch die Seele fuhren, da er die Geliebte seines Herzens vor seinen Augen verkaufen sahe, und das Schrecken, das ihn überwältigte, wie er gewahr ward, daß er sie nur wiedergefunden hatte, um sie auf eine doppelt so schmerzliche Art wieder zu verlieren. Er konnte nicht mit sich einig werden, ob er träumte, oder wachte; und er konnte kaum seinen eigenen Augen Glauben beymessen. Denn es schien ihm unmöglich, daß diejenige so unvermuthet vor seinen Augen gegenwärtig wäre, von welcher er wähnte, daß sie die ihrigen auf immer geschlossen hätte. Er ging zu seinem Freunde Mahmud: „Kennst Du (sprach er) diese Sclavinn, mein Freund?“

„Nein; ich kenne sie nicht,“ antwortete Mahmud.

„So wisse, daß es Leonissa ist.“

„Wie? was sagst Du Ricardo?!“

„Was Du gehört hast.“

„So laß' es um Gottes willen Niemand anders hören. Das Glück scheint Dir gün-

stig zu seyn, da sie in die Hände meines Herrn kommt.“

„Glaubst Du nicht (fragte Ricardo), daß ich wohl thun würde, mich so hinzustellen, daß sie mich gewahr wird?“

„Nein; (sprach Mahmud) Dein Anblick möchte sie bestürzt machen, und Du selbst möchtest Dich verrathen. Laß Dir ja nicht merken, daß Du sie kennest, oder nur irgendwo gesehen hast; es möchte sonst meinen Planen vielleicht nachtheilig seyn.“

Ricardo folgte seinem Rath, und vermied, Leonissen anzusehen, welche ihre thränenden Blicke auf die Erde heftete. Der Cadi nahte sich ihr, und nahm sie bey der Hand, um sie dem Mahmud zu überantworten, mit dem Befehl, sie nach der Stadt zu führen, und sie seiner Gemahlinn Halima zu übergeben, und derselben zu empfehlen, ihr als einer Sclavinn des Großherrn zu begegnen. Mahmud gehorchte, und verließ seinen Freund Ricardo, dessen Augen seine Geliebte verfolgten, bis die Mauern von Nicosia sie seinen Blicken

entzogen. Dann ging er zu dem Juden, und fragte ihn, wo er diese Christensclavinn gekauft, oder wie er sie bekommen hätte. Der Jude antwortete ihm, er hätte sie auf der Insel Pantanalea von einigen Türken gekauft, die daselbst Schiffbruch gelitten hätten. Wie er sich eben weiter erkundigen wollte, ward er daran verhindert, indem man den Juden zu den Paschàs berief, welche eben dieselbe Neugier bezeigten, als Ricardo, den er folglich verlassen mußte.

Auf dem Wege nach der Stadt nahm Mahmud Gelegenheit, Leonissen auf italiänisch zu fragen, aus welchem Orte sie gebürtig wäre.

„Aus Trapano,“ gab sie ihm zur Antwort.

Mahmud fragte weiter, ob sie in dieser Stadt einen reichen und edlen Cavalier, Nahmens Ricardo, gekannt habe.

„Ja wohl, kannt' ich ihn zu meinem Unglück,“ antwortete Leonissa mit einem tiefen Seufzer.

„Wie so, zu eurem Unglück?“ fragte Mahmud.

„Weil er mich zu seinem Unglück kannte, und zu meinem Kummer.“

„Habt Ihr nicht in derselben Stadt auch einen andern hübschen Jüngling gekannt, (fragte Mahmud,) dessen Aeltern sehr reich waren, und er selbst sehr tapfer, großmüthig, und vernünftig, und der sich Cornelio nannte?“

„Ich kenne ihn ebenfalls (antwortete Leonissa), und ich kann wohl sagen, seine Bekanntschaft machte mich noch weit unglücklicher, als die Bekanntschaft des Ricardo. Aber wer seyd Ihr denn, mein Herr, der Ihr sie beyde kennet, und mich nach ihnen fragt?“

„Ich bin (sprach Mahmud) aus Palermo gebürtig, und durch mancherley Zufälle seht Ihr mich in dieser Kleidung, welche sehr verschieden ist von derjenigen, die ich sonst trug. Ich kenne jene Beyden, weil sie vor nicht gar langer Zeit beyde unter meiner Aufsicht standen. Den Cor-

nelio hatten einige Mohren aus Tripoli gefangen, und ihn an einen Türken verkauft, der ihn in diese Insel mitbrachte, wohin er mit Waaren gekommen war; denn er war ein Kaufmann aus Rhodus, und pflegte dem Cornelio alle seine Habe anzuvertrauen."

„Er wird sie wohl wissen in Acht zu nehmen (sprach Leonissa); denn das Seinige versteht er sehr gut, zu Rath zu halten. Aber sagt mir doch auch, mein Herr, wie, oder mit wem kam denn Ricardo nach dieser Insel?"

„Ein Corsar brachte ihn her, (sprach Mahmud) der ihn gefangen genommen hatte, wie er sich in einem Garten an der Küste bey Trapano befand. Er erzählte, daß man mit ihm zugleich eine junge Dame in die Sclaverey geführt hätte, deren Nahmen er mir nie hat sagen wollen. Er blieb hier einige Zeit mit seinem Herrn, der nach Mohammeds Grabe in Mecca wallfahrtete; und wie dieser eben abreisen wollte, ward Ricardo sehr krank, so daß ihn sein Herr bey mir ließ, um ihn als meinen Landsmann verpflegen und heilen zu lassen, indeß er entweder wieder käme, oder mir

auftrüge, ihn zu ihm nach Constantinopel zu senden. Allein der Himmel hat es anders gefügt; denn der arme Ricardo starb nach einigen Tagen, ohne lange krank zu liegen; doch führte er beständig den Nahmen einer gewissen Leonissa im Munde, von welcher er mir oft sagte, daß er sie zärtlicher liebte, als seine eigene Seele und sein Leben. Von dieser Leonissa erzählte er mir, sie wäre auf einer Galeere verunglückt, die auf der Insel Pantanalea *) scheiterte; und er pflegte unaufhörlich ihren Tod zu beweinen, bis er selbst vor Gram das Leben verlohr; denn ich bemerkte sonst an ihm keine Leibeskrankheit, sondern nur Zeichen des tiefsten Seelenschmerzens."

„Sagt mir, mein Herr (versetzte Leonissa), hat der andere Jüngling, dessen Ihr erwähntet, in seinen Unterredungen mit Euch (denn als Landsleute habt Ihr Euch doch wohl oft gesprochen) auch wohl bisweilen dieser Leonissa erwähnt, und wie man sie und Ricardo in die Gefangenschaft geschleppt hat?"

---

*) Pantanalea, oder Pantaleria, eine kleine Insel zwischen Sicilien und der Küste von Tunis.

„Ja, er hat sie mir genannt (sprach Mahmud), und hat mich gefragt, ob in dieser Insel eine Christinn dieses Nahmens angekommen wäre. Er beschrieb sie mir, und sagte, es würde ihm lieb seyn, sie anzutreffen, um sie loszukaufen, wenn ihr Besitzer seinen Irrthum erkannt, und gefunden hätte, daß sie nicht so reich wäre, wie er meynte. Vielleicht wäre auch ihr Herr schon durch den Genuß ihrer überdrüssig geworden; und wenn es ihm nicht über drey bis vier hundert Thaler kostete, so wollte er diese wohl an sie wenden, weil er einst einige Neigung für sie gehabt hätte."

„Diese Neigung muß nicht viel werth gewesen seyn, (sprach Leonissa), da er selbst sie nicht über vierhundert Thaler schätzte. Ricardo ist großmüthiger, tapfrer, und von bessern Sitten. Gott verzeih' es derjenigen, die Ursache an seinem Tode war — und diejenige bin ich selbst. Ich bin eben die Unglückliche, die er als todt beweint hat; und Gott weiß, wie sehr ich mich freuen würde, wenn er noch lebte, damit ich durch mein Mitleid mit seinem Unglück ihm dasjenige vergelten könnte, welches er über das meinige bezeigt hat. Wie gesagt, mein Herr, ich bin diejenige, die Cor-

nelio so wenig liebte, und die Ricardo so aufrichtig beweint hat; und durch mancherley Schicksale bin ich in den bejammernswerthen Zustand gerathen, in welchem ich mich jetzt befinde. So viele Gefahren mich bisher umgeben haben, so ist mir der Himmel doch noch immer so gnädig gewesen, mir meine Ehre unverletzt zu erhalten; und das ist mein Trost in meinem Unglück. Jetzt weiß ich weder wo ich bin, noch wer mein Herr ist; oder wohin mein widerwärtiges Schicksal mich treibt. Deswegen bitte ich Euch, mein Herr, um des christlichen Blutes willen, das in euren Adern fließt, rathet mir in meinen Leiden. Denn obgleich die Menge derselben mich schon in etwas gewitzigt hat, so folgen ihrer doch alle Augenblicke noch so viele und so grosse nach, daß ich nicht weiß, wie ich mir durchhelfen soll."

Mahmud antwortete, er wolle alles Mögliche thun, um ihr zu dienen, und ihr nach seinen Kräften mit Rath und That beystehen. Er gab ihr Nachricht von dem Streit, welcher um ihrentwillen zwischen den beyden Paschas entstanden wäre, und daß sie sich jetzt in der Gewalt des Cadi, seines Herrn, als ein dem Großherrn Selim bestimmtes

Geschenk, befände; doch ehe es dahin käme, daß man sie nach Constantinopel abschickte, hoffte er, daß es Gott, (an den er glaubte, obgleich er sich als ein schlechter Christ bewiesen hätte) wohl besser fügen würde. Er rieth ihr, ein gutes Vernehmen mit Halimen, der Gemahlinn des Cadi, zu unterhalten, unter deren Aufsicht sie, bis zu ihrer Absendung nach Constantinopel, bleiben werde. Er schilderte ihr den Character der Halima, und gab ihr manche andere nützliche Winke auf dem Wege nach dem Hause des Cadi, wo er sie Halimen übergab, und ihr dasjenige sagte, was ihm sein Herr aufgetragen hatte.

Die Mohrinn empfing Leonissen freundlich, weil sie so stattlich geschmückt und so schön war. Mahmud kehrte indessen nach dem Lager zurück, um dem Ricardo zu erzählen, was er mit Leonissen gesprochen hatte; welches er ihm alles umständlich hinterbrachte. Wie er ihrer Betrübniß erwähnte, über die Nachricht, die er ihr von Ricardos Tode gegeben hatte, kamen ihm selbst fast die Thränen in die Augen. Er sagte, er hätte die Gefangennehmung des Cornelio darum erdichtet, damit er sähe, welchen Eindruck sie auf Leonissen

machen würde; und er bemerkte, mit welchem Kaltsinn und Verachtung sie von ihm gesprochen habe; welches lauter Balsam für das Herz des Ricardo war.

„Ich erinnere mich (sprach er) einer Geschichte, Freund Mahmud, die mir mein Vater zu erzählen pflegte. Du weißt, daß er ein scharfsinniger Mann war, und daß ihm Kaiser Karl der fünfte, unter welchem er eine ansehnliche Stelle im Kriegsdienste bekleidete, sehr viel Gnade bewies. Er erzählte mir, wie der Kaiser Tunis belagerte, und es samt der Festung Goletta eroberte, traf es sich eines Tages, wie er in seinem Zelt war, daß man ihm eine Mohrinn von ausserordentlicher Schönheit vorstellte. Indem man sie hereinführte, fielen einige Sonnenstrahlen durch die Oeffnung des Zelts gerade auf die schönen Locken der Mohrinn, deren Goldglanz mit dem ihrigen wetteifern konnte; welches bey einer Mohrinn etwas Ungewöhnliches war; weil die Mohrinnen gewöhnlich auf das Rabenschwarz ihres Hauptthaars stolz sind. Unter den vielen Cavalieren, die im Zelt gegenwärtig waren, befanden sich auch zwey Spanier, der eine ein Andalusier, der andere aus Catalonien, beyde

sehr aufgeweckte Leute, und beyde Dichter. Der Andalusier, voll Verwunderung über die Schönheit des Mädchens, fing an, einige Verse auf sie herzusagen, die man Coplas zu nennen pflegt, und die aus zehn Zeilen, mit fortlaufenden gleichen Reimen bestehen. Bey den ersten fünf Zeilen der Copla hielt er einen Augenblick inne; weil ihm der Reim nicht gleich glücken wollte, um die zweyte Stanze zu vollenden. Der andere Cavalier, welcher neben ihm stand, nahm ihm (wie man sagt) das Wort aus dem Munde, und endigte die zweyte Stanze mit denselben Reimen. Diese Geschichte fiel mir eben ein, wie die schöne Leonissa in das Zelt des Paschà trat. Sie würde nicht nur die Strahlen einer Sonne, sondern aller Sonnen am Himmel verfinstern, wenn sie sich mit ihr messen wollten."

„Gemach, Freund Ricardo! (sprach Mahmud). Ich fürchte, Du gehst allmählich in deinen Lobsprüchen auf Leonissen so weit über die Gebühr, daß man Dich eher für einen Heiden, als für einen Christen halten muß. Aber laß mich doch diese Verse hören, oder diese Copla, oder wie Du sie nennst. Hernach wollen wir von andern

Dingen reden, die uns noch mehr Vergnügen, und vielleicht auch mehr Nutzen bringen."

„Sehr gern (sprach Ricardo). Bemerke dabey, daß so wohl die ersten fünf Verse von dem einen Cavalier, als die folgenden von dem andern, beyde aus dem Stegreif gesagt wurden. So lauteten sie:

Wie die Sonne — wenn ihr Strahl,
den sie plötzlich zu uns schicket,
über einen Hügel blicket —
unser Auge auf einmahl
blendet, und zugleich entzücket;

Wie der Demant, dem kein Stahl
seinen Feuerglanz entrücket:
Achsa! so sind ohne Zahl
deine Reize, meine Qual,
wenn auf Dich mein Auge blicket."

„Die Verse gefallen mir (sprach Mahmud); und noch lieber ist mir's, zu hören, daß Du Verse hersagen kannst; denn dazu wird ein heiteres Gemüth erfordert."

„Man singt eben so wohl Trauerlieder, als Lobgesänge, und beyde sind Verse (sprach Ricardo). Doch dieß beyseite! Sage mir nun, was meynst Du bey unserm Handel anzufangen? Ich habe zwar nicht verstanden, was die beyden Paschàs während deiner Abwesenheit mit einander sprachen; allein ein venezianischer Renegat, der bey meinem Herrn dient, und der dabey gegenwärtig war, und die türkische Sprache versteht, hat mir alles erzählt. Wir müssen vor allen Dingen zu verhindern trachten, daß Leonissa nach Constantinopel geschickt wird."

„Was wir zuerst zu Stande bringen müssen, (sprach Mahmud) ist, daß Du in meines Herrn Dienste kömmst. So bald wir damit fertig sind, wollen wir sehen, was weiter zu thun ist."

Indem kam der Aufseher über Hassàns Sclaven, und führte den Ricardo weg. Der Cadi ging mit Hassàn nach der Stadt zurück, und nach einigen Tagen fertigte dieser dem Alì seinen Abschied aus, welchen er ihm versiegelt übergab, um damit nach Constantinopel zu gehen. Alì reisete unverzüglich ab, und empfahl dem Cadi die

baldige Absendung der Christensclavinn, und daß er dem Großsoltan das Nöthige schreiben möchte, um seine Angelegenheiten zu begünstigen. Der Cadi versprach es; verbarg aber seine hinterlistigen Absichten. Denn wenn die Liebe zu der Sclavinn das Herz des Ali entzündet hatte, so hatte sie das Herz des Cadi nicht minder zu Pulver verbrannt.

So bald Ali voll von Hoffnung abgereiset, und sein Nachfolger nicht leer an Hoffnung zurückgeblieben war, wußte Mahmud es so einzuleiten, daß Ricardo in die Gewalt seines Herrn kam. Ein Tag verging nach dem andern, und Ricardo verlohr, vor Sehnsucht, Leonissen zu sehen, alle Gemüthsruhe. Er hatte seinen Nahmen verändert, und sich Mario nennen lassen, damit Leonissa seinen wahren Nahmen nicht hören möchte, ehe sie ihn selbst sähe. Dieß letztere hatte seine grosse Schwierigkeit, weil die Mohren im höchsten Grad eifersüchtig sind; obwohl sie es ihren Weibern eben nicht hoch anrechnen, wenn sie sich von den Christensclaven sehen lassen — vielleicht, weil sie diese nur für halbe Männer halten. So traf es sich denn auch, daß Halima eines Tages ihren Sclaven Mario gewahr ward, und ihn so auf-

merksam betrachtete, daß sein Bild auf immer in ihr Herz gegraben, und ihrem Gedächtniß eingeprä-get blieb. Weil sie vielleicht an den Umarmungen ihres alten Graubarts kein sonderliches Behagen fand, so verfiel sie leicht auf böse Gedanken; und eben so leicht vertraute sie ihr Geheimniß Leonissen, die sie ihres liebenswürdigen Characters wegen schon sehr lieb gewonnen hatte, und ihr, als einer Sclavinn des Großherrn, mit vieler Achtung begegnete. Sie erzählte ihr: der Cadi ihr Gemahl hätte einen Christensclaven ins Haus genommen, der so schön und liebenswürdig schiene, daß sie glaubte, nie einen angenehmeren Mann in ihrem Leben gesehen zu haben; und man hätte ihr noch dazu versichert, daß er ein Cavalier sey, und ein Landsmann ihres Renegaten Mahmud. Sie wüßte nicht, wie sie ihre Neigung dem Christen entdecken sollte, ohne sich seiner Geringschätzung durch den Antrag ihrer Liebe auszusetzen.

Leonissa fragte sie nach dem Nahmen des Christen; und sie gab ihr zur Antwort, daß er Mario hiesse.

„Wenn er ein Cavalier wäre (antwortete Leonissa), und aus dem Orte, den Ihr angebt, so

müßte ich ihn kennen. Allein unter dem Nahmen Mario ist mir kein Cavalier in Trapano bekannt. Gebt mir inzwischen Gelegenheit, ihn zu sehen und zu sprechen, so will ich Euch bald sagen, wer er ist, und was man von ihm erwarten kann."

„Das soll geschehen (sprach Halima). Am Freytag, wenn der Cadi sein Gebet in der Meschtschet verrichtet, will ich ihn rufen lassen; und Du kannst mit ihm allein sprechen, und ihm (wenn Du es gut findest) meine Absichten mit guter Manier merken lassen."

Kaum zwey Stunden nachdem dieses Gespräch zwischen Halimen und Leonissen vorgefallen war, ließ der Cadi den Mahmud und Mario rufen; und eben so offenherzig, wie Halima sich Leonissen entdeckt hatte, offenbarte sich der verliebte Alte seinem Renegaten und seinem Sclaven, und verlangte ihren Rath, wie er zum Besitz der Christinn gelangen könne, ohne es mit dem Großherrn, dem sie bestimmt sey, zu verderben. Doch erklärte er zugleich, daß er lieber tausendmahl sterben, als sie ihm überliefern wolle. Der alte Mollah sprach mit so vielem Feuer von seiner Leiden,

schaft, daß seinen Dienern, deren Absichten sehr von den seinigen verschieden waren, ganz warm um's Herz dabey ward. Man verabredete, daß Mario, als Leonissens Landsmann, (der sich inzwischen durchaus nicht merken ließ, daß er sie kannte) den Anfang machen sollte, ihr die Neigung des Cadi zu entdecken, und sie zu bewegen, ihm Gehör zu geben; und wenn dieser Versuch fruchtlos abliefe, so könnte der Cadi Zwang gebrauchen, weil er die Christinn in seiner Gewalt hätte. Bey dem Soltan könnte man hernach vorgeben, sie sey gestorben, damit man nicht nöthig hätte, sie nach Constantinopel zu schicken.

Der Cadi war ausserordentlich zufrieden mit den Anschlägen seiner Diener, und in seiner Freude darüber versprach er auf der Stelle dem Mahmud seine Freyheit, und das Vermächtniß seines halben Vermögens nach seinem Tode. Dem Mario versprach er ebenfalls, wenn er das Ziel seiner Wünsche erreichte, die Freyheit zu schenken, und so viel Geld, daß er reich, geehrt, und vergnügt in sein Vaterland zurück kehren könnte. War der Cadi freygebig mit seinen Verheissungen, so waren seine Bedienten nicht minder verschwenderisch mit den

ihrigen; und sie versprachen ihm nicht nur, Leonissen zu gewinnen, sondern den Mond vom Himmel herab zu hohlen, wenn er Ihnen nur Gelegenheit schaffte, Leonissen zu sprechen.

„Die soll Mario haben, so oft er will (sprach der Cadi). Ich will Halimen auf einige Tage zu ihren Aeltern schicken, welche griechische Christen sind, und während dieser Zeit soll der Thürhüter meines Harems Befehl erhalten, den Mario frey aus und eingehen zu lassen, und Leonissen will ich sagen, daß es ihr erlaubt seyn soll, ihren Landsmann zu sprechen, so oft sie will.“

So fing ein günstiger Wind an, dem Ricardo in die Segel zu blasen, und seine Herrschaft mußte selbst, ohne es zu ahnden, ihn anfachen.

Ungeachtet dieser Verabredung zwischen den dreyen, war dennoch Halima die erste, die ihren Anschlag ins Werk setzte; denn die Weiber, vermöge ihrer Natur, wissen am schnellsten und unaufhaltsamsten die Entwürfe auszuführen, von welchen sie sich Vergnügen versprechen. Der Cadi sagte noch an demselben Tage zu Halimen,

er gebe ihr Erlaubniß, ihre Aeltern zu besuchen, und sich so viele Tage, als Ihr beliebten, bey ihnen aufzuhalten. Weil sie aber von der Hoffnung belebt war, die ihr Leonissa gegeben hatte, so wäre sie dießmahl so wenig nach dem fabelhaften Paradiese des Propheten, als nach ihrer Aeltern Hause gegangen. Sie antwortete demnach: sie hätte jetzt keine Lust, und wenn sie Neigung dazu hätte, wollte sie es selbst sagen; zumahl, da sie alsdann Willens wäre, die Christensclavinn mit zu nehmen.

„Nein; das kann nicht geschehen (sprach der Cadi). Es schickt sich nicht, daß eine Sclavinn des Großherrn von Jemand gesehen werde; und überdieß darf sie nicht mit Christen umgehen. Denn Du weißt wohl, daß man sie, so bald sie im Serail ankommt, verschliessen und zur Türkinn machen wird; sie mag wollen, oder nicht."

„Wenn sie mit mir geht (sprach Halima), so hat es nichts zu bedeuten, daß sie in meiner Aeltern Haus kommt, und mit ihnen umgeht. Ich gehe ja auch zu ihnen, und bin darum nicht weniger eine gute Türkinn. Ich werde ohnehin nicht

über vier, oder fünf Tage, bey ihnen bleiben; denn meine Liebe zu Dir wird mir nicht erlauben, mich länger von Dir zu entfernen."

Der Cadi wollte ihr nicht weiter antworten, damit er ihr nicht Anlaß gäbe, etwas von seiner Absicht zu argwöhnen. Der Freytag kam, und er begab sich nach der Meschtschet, aus welcher er in weniger, als vier Stunden, nicht wieder zurück kommen konnte. Kaum sah ihn Halima um die Ecke des Hauses gehen, so ließ sie den Mario rufen; doch würde ein corsicanischer Sclave, der als Thürhüter diente, ihn nicht eingelassen haben, wenn es ihm nicht Halima ausdrücklich befohlen hätte. Er ging mit solcher Furcht und Zittern hinein, als ob er sich mit einem Heere von Feinden schlagen sollte. Leonissa war in eben derselben Kleidung, in welcher sie in das Zelt des Pascha geführt ward. Sie saß auf der untersten Stufe einer grossen Treppe, die nach dem Harem führte. Ihr Haupt war auf ihre flache Rechte gestützt, und ihr Ellenbogen auf das Knie, und ihr Blick war nach der entgegengesetzten Seite von derjenigen gerichtet, an welcher Mario hereintrat; so daß sie ihn nicht eher gewahr ward, bis

er dicht vor ihr stand. Beym Hereingehen sah Ricardo allenthalben umher, und fand nichts, als eine öde Halle, wo das tiefste Stillschweigen herrschte; bis sein Blick die Stelle traf, wo Leonissa saß. Tausend wonnige Empfindungen durchströmten in diesem Augenblicke sein Herz, welches um desto schneller schlug, da er jetzt kaum noch zwanzig Schritte von dem Gegenstande seiner Wünsche entfernt war. Allein er selbst war ein Gefangener, und seine Geliebte war in der Gewalt eines Barbaren. Diese Betrachtung machte, daß er mit langsamen Schritten sich näherte. Furchtsam und sehnsuchtsvoll, froh und beklemmt, wankte er mit zitternden und ungewissen Tritten nach dem Orte zu, wo der Mittelpunct seiner Glückseligkeit sich ihm zeigte. Plötzlich wandte Leonissa sich um, und ihre Augen begegneten den Augen des Mario, welche sie mit Sehnsucht betrachteten. Allein auf ganz verschiedene Weise zeigte sich an ihnen die Wirkung ihrer begegnenden Blicke. Mario stand wie versteinert, und konnte keinen Fuß vorwärts bewegen. Leonissa, welche nach Mahmuds Bericht den Ricardo für todt hielt, und ihn jetzt so unverhofft vor sich sahe, sprang rückwärts vier oder fünf Stufen die Treppe hinauf,

zog ein kleines Kreuz aus dem Busen, küßte es, und kreuzte sich unzählige Mahl, als wenn ihr ein Gespenst, oder ein Wesen aus einer andern Welt erschiene. Ricardo erhohlte sich zuerst von seiner Bestürzung, und weil er aus Leonissens Geberde die Ursache ihrer Furcht abnahm, sagte er zu ihr: „Es schmerzt mich, liebenswürdige Leonissa, daß die Nachricht nicht wahr ist, welche Dir Mahmud von meinem Tode gegeben hat. Ich würde dann nicht mehr, so wie jetzt, den Gedanken fürchten müssen, daß die Sprödigkeit, die Du mir sonst bewiesen hast, noch immer fortdaure. Beruhige Dich, und komm herunter. Wenn Du es wagen willst, zu thun, was Du noch nie gethan hast, und Dich mir zu nähern, so wirst Du finden, daß ich kein luftiges Schattenbild bin. Ich bin Ricardo, Leonissa! der Ricardo, der nur in so weit glücklich seyn kann, als Du es wünschest, ihn glücklich zu sehen."

Leonissa legte den Finger an den Mund; woraus Ricardo schloß, daß er schweigen, oder leiser reden sollte. Er faßte den Muth, sich ihr so weit zu nähern, daß er hören konnte, wie sie leise zu ihm sagte: „Rede sacht, Mario (mich däucht

ja, so nennt man Dich jetzt), und sprich von keiner andern Sache, als wovon ich jetzt mit Dir reden werde. Merke Dir's, daß wir uns vielleicht nie wieder sehen werden, wenn man Dich gehört hat. Halima, unsere Gebieterinn, behorcht (fürchte ich) unser Gespräch. Sie hat mir gestanden, daß sie Dich liebt, und sie hat mir angemuthet, ihre Wünsche bey Dir zu unterstützen. Bist Du geneigt, ihr zu willfahren, so werden deine Sinne mehr dabey gewinnen, als deine Seele. Willst Du dieß aber nicht, so stelle Dich wenigstens so; wäre es auch nur, weil ich Dich darum bitte, und weil Du einem Weibe, das Dir so sehr zuvorkommt, dieß Opfer nicht versagen darfst."

„Nimmer hätt' ich gedacht (antwortete Ricardo), oder mir vorstellen können, schönste Leonissa, daß Du etwas von mir begehren könntest, welches mir zu erfüllen unmöglich wäre; aber was Du jetzt von mir forderst, beweist mir meinen Irrthum. Ist denn die Neigung etwas so leichtes und lenksames, daß man sie leiten kann, wohin man will? Oder ist es einem ehrlichen und wahrheitliebenden Mann anständig, in so wichtigen Dingen zu heucheln? Wenn Du glaubst, daß man dergleichen

thun darf und thun kann, so thue was Dir beliebt; denn Du hast über meinen Willen zu gebieten. Doch weiß ich es etwan nicht, daß Du auch hierin mich hintergehst? Denn Du hast noch nie meine Neigung erforscht, und weißt folglich nicht, wozu sie Dir nützen kann. Doch damit Du nicht sagest, ich wäre Dir in der ersten Sache, die Du von mir forderteſt, ungehorsam; so will ich meine Pflicht aus den Augen setzen, um deinen Willen zu befolgen, und Halimens Wünschen verstellter Weise zu entsprechen, wie Du verlangest; wenn ich mir nur dadurch das Glück erwerben kann, Dich zu sehen. Erdenke demnach eine Antwort für mich, wie Du sie für gut findest. Ich werde sie durch eine verstellte Zustimmung bestätigen. Allein zum Lohn für das, was ich deinetwegen thue, (es ist das Aeusserste, was ich nach meiner Meynung für Dich thun kann, wenn ich Dir auch von neuem ein Herz anböte, welches Dir schon tausendmahl gehört), bitte ich Dich, mir kürzlich zu erzählen, wie Du aus den Händen der Seeräuber entgangen bist, und wie Dich der Jude, der Dich verkauft hat, in die seinigen bekam."

„Die Erzählung meiner Trübsale erfordert eine längere Zeit (antwortete Leonissa). Ich will Dir aber doch einigermassen Genüge leisten. Wisse demnach, an dem Tage unserer Trennung trieb ein heftiger Sturm das Schiff des Jussuf zurück nach der Insel Pantanalea, wo wir auch eure Galiote wieder sahen. Die unsrige mußte ohne Rettung an den Klippen scheitern. Wie mein Herr sein Verderben vor Augen sahe, ließ er in der Eile zwey Wasserfässer leer machen und fest verstopfen, band sie mit Stricken zusammen, und befestigte mich dazwischen. Darauf zog er seine Kleider ab, nahm ein anderes Faß in die Arme, band sich einen Strick um den Leib, und das Ende desselben an die Fässer, die mich über dem Wasser halten sollten. Dann sprang er beherzt in die Wellen, und zog mich nach sich. Da ich nicht den Muth hatte, ihm nachzuspringen, so stürzte mich ein anderer Türk ins Wasser. Ich fiel besinnungslos ins Meer, und kam nicht eher wieder zu mir, bis ich mich am Strande in den Armen zweyer Türken befand, die mich auf die Erde gelegt hatten; wo ich eine Menge verschlucktes Seewasser von mir gab. Mit Schrecken und Bestürzung öffnete ich die Augen, und sah den Jussuf mit eingeschlagenem Schedel neben mir

liegen. Er hatte sich, wie man mir hernach erzählte, den Kopf an den Felsen zerschlagen, indem er ans Land schwimmen wollte, und die Türken sagten mir, sie hätten mich bey dem Stricke fast leblos ans Land gezogen. Nur acht Personen aus der verunglückten Galiote retteten ihr Leben. Acht Tage lang blieben wir auf der Insel, wo mir die Türken so ehrerbietig begegneten, als wäre ich ihre Schwester, oder noch mehr gewesen. Wir verbargen uns in einer Höhle, weil die Türken fürchteten, die Besatzung einer Citadelle, welche die Christen auf der Insel haben, möchte herunter kommen, und sie gefangen nehmen. Wir lebten unterdessen von dem nassen Schiffszwieback, den die See ans Land spühlte, und den die Türken des Abends sammelten. Zu meinem Unglück befand sich die kleine Festung eben ohne Befehlshaber; denn der Hauptmann war vor wenigen Tagen gestorben; und überdieß betrug die Besatzung kaum zwanzig Mann. Dieß erfuhren wir von einem Knaben, den die Türken gefangen nahmen, wie er Muscheln am Ufer auflas. Nach acht Tagen ließ sich an der Küste ein mohrisches Fahrzeug sehen, von der Art, die sie Caramussales nennen. Die Türken wurden es gewahr; kamen aus ihrem Schlupfwinkel hervor,

und gaben dem Schiffe, welches nahe unter dem Lande fuhr, durch Zeichen zu erkennen, daß sie ihre Landsleute wären. Sie erzählten ihnen ihr Unglück, und wurden von ihnen an Bord genommen. In dem Schiffe befand sich ein reicher Jude, dem auch die ganze Ladung gehörte, welche aus Barakans und andern mohrischen Zeugen bestand, die aus der Barbarey nach der Levante geführt werden, und womit gemeiniglich die Juden handeln. Mit diesem Schiffe gingen die Türken nach Tripoli, nachdem sie mich an den Juden für zweytausend Dublonen (einen ausserordentlich hohen Preis) verkauft hatten. Schwerlich hätte wohl der Jude so viel für mich bezahlt, wenn ihn die Liebe nicht freygebig gemacht hätte. Nachdem die Türken zu Tripoli gelandet waren, setzte das Schiff seine Reise fort, und der Jude hatte die Unverschämtheit, mir seine Liebe anzutragen. Ich begegnete ihm mit der Verachtung, die seine schändliche Lust verdiente; und wie er sahe, daß er seinen Zweck bey mir nicht erreichen konnte, entschloß er sich, mich bey der ersten Gelegenheit wieder zu verkaufen. Weil er nun wußte, daß sich eben die beyden Paschàs Alì und Hassàn auf dieser Insel befänden, und daß er seine Ladung eben so gut hier los werden könnte,

als auf Chios, wohin er sie eigentlich bestimmt hatte, so landete er hier, in der Absicht, mich an einen von den Paschàs zu verkaufen. Deswegen kleidete er mich so prächtig, wie Du mich siehst, damit jene desto eher gereizt würden, mich zu kaufen. Wie ich höre, so hat mich der Cadi gekauft, um mich dem Großtürken zu schenken; welches mir nicht wenig Angst macht. Hier hat man mir eine erdichtete Geschichte von deinem Tode erzählt; und ich kann Dir versichern (wenn Du mir glaubst), daß sie mich herzlich betrübt hat; daß ich Dich aber noch mehr beneidete, als beklagte. Ich gönne Dir zwar nichts Böses — denn wenn ich gleich nicht verliebt bin, so bin ich doch nicht undankbar — sondern ich schätzte Dich glücklich, daß Du das Trauerspiel deines Lebens geendigt hättest."

„Du sagst recht (sprach Ricardo). Doch hätte mir dann der Tod auch das Glück geraubt, Dich wieder zu sehen; und ich schätze diesen wonnigen Augenblick, in welchem ich Dich wieder finde, für ein weit grösseres Glück, als jedes andere, das mir im Leben und im Tode widerfahren könnte; nur die Glückseligkeit des künftigen Lebens ausgenommen. Mein Herr, der Cadi, in dessen Gewalt

ich durch eben so sonderbare Schicksale, wie die Deinigen, gerathen bin, hat auf Dich dieselben Absichten, die Halima auf mich hat. Er hat mich zum Dollmetscher seiner Gedanken erwählt, und ich habe das Amt übernommen, nicht in der Absicht, ihm gefällig zu seyn, sondern weil es mir die Gelegenheit verschafft, mit Dir zu reden, und Dir vorzustellen, zu welchen Schritten unser Unglück uns gebracht hat; Dich, Leonissa, indem man Dich zur Vermittlerinn einer Unmöglichkeit gebraucht, welche Du leicht in deinem an mich geschehenen Antrage erkennst; und mich, indem ich ebenfalls dasjenige bewirken soll, was ich mir am wenigsten denken konnte, und welches zu verhindern ich mein Leben aufopfern würde; ein Leben, welches ich jetzt nur darum achte, weil es mir das selige Glück verschafft, Dich zu sehen."

„Ich weiß nicht, was ich Dir sagen soll, Ricardo, (antwortete Leonissa), oder wo ich einen Faden finde, der uns aus diesem Labyrinthe führt, in welches unser widerwärtiges Schicksal uns gestürzt hat. Nur dieß einzige leuchtet mir ein, daß wir uns zu demjenigen entschliessen müssen, wozu sich unsere Gesinnungen am wenigsten schicken: wir

müssen uns verstellen. Ich will deswegen Halimen in deinem Nahmen eine Antwort geben, die ihr eher eine Aufmunterung ihrer Wünsche verspricht, als sie niederschlägt. Du kannst von meinetwegen dem Cadi gleichfalls so viel zur Antwort sagen, als Du für schicklich hältst, um ihn in seinem Wahn zu lassen, ohne meine Ehre in Gefahr zu setzen. Da ich Dir diese aufs dringendste anbefehle, so kannst Du wohl denken, daß ich sie bisher, ungeachtet der mannichfaltigen Wege, durch die ich gewandelt bin, und der unzähligen Gefahren, die ich überstanden habe, stets mit Sorgfalt bewahrte. Wir werden künftig keine Schwierigkeit finden, uns zu sprechen; und dieß wird mir immer angenehm seyn; jedoch mit der Bedingung, daß Du mir nie etwas sagest, um deine Ansprüche bey mir geltend zu machen. Denn wenn Du es thätest, würde ich Dich den Augenblick verlassen; weil Du nicht glauben mußt, daß ich so schwankend in meinen Grundsätzen wäre, daß die Sclaverey mich zu Entschlüssen bewegen könnte, wozu ich mich im Stande der Freyheit nicht bringen ließ. Ich hoffe mit der Hülfe des Himmels, Dir zu beweisen, daß ich wie das Gold bin, welches immer reiner und kostbarer wird, je mehr man es im Feuer läutert. Begnüge Dich mit

dem, was ich Dir gesagt habe: daß deine Gegenwart mir nicht mehr so beschwerlich seyn wird, als vormahls. Ich gestehe Dir Ricardo, ich hielt Dich oft für hochmüthig und anmassend, und glaubte, daß Du mehr von Dir hieltest, als billig wäre. Ich bekenne meinen Irrthum; vielleicht hat mich die Erfahrung schon eines bessern überführt; und da ich billig denke, so macht mich diese Erfahrung Dir vielleicht in Zukunft geneigter. Entferne Dich jetzt; denn Halima, die etwas von unserer, oder wenigstens von der Frankensprache versteht, möchte unser Gespräch behorchen."

„Du hast Recht, meine Theuerste! (sprach Ricardo). Ich danke Dir von Herzen für deine Zurechtweisung, die ich eben so hoch schätze, als die Erlaubniß, die Du mir giebst, Dich zu sehen. Wie Du selbst sagest, so wird Dir hoffentlich die Erfahrung zeigen, wie nachgiebig mein Sinn ist, und wie demüthig ich Dich verehre; und wenn Du auch selbst meiner Aufführung gegen Dich keine Richtschnur vorschriebest, so würde sie dennoch immer so ehrerbietig seyn, als Du sie nur wünschen kannst. Wegen des Cadi mache Dir keine Sorge. Ich will seine Hoffnung wohl hinhalten; thue dasselbe bey

Halimen, und sey versichert, meine Gebieterinn, seitdem ich Dich wieder gesehen habe, ist meine Hoffnung so lebendig geworden, daß ich nicht zweifle, wir werden bald die sehnlich gewünschte Freyheit erlangen. Sey Gott empfohlen! Ein anderes Mahl will ich Dir die Umwege erzählen, durch welche das Schicksal mich in diese Lage versetzt hat, seitdem ich mich von Dir entfernte, oder vielmehr von deiner Seite gerissen ward."

Jetzt trennten sie sich. Leonissa war zufrieden und vergnügt mit dem offenen Betragen des Ricardo; und er schätzte sich ebenfalls höchst glücklich, ein Wort ohne strenge Sprödigkeit aus ihrem Munde gehört zu haben.

Halima wartete in ihrem Zimmer, und bat den Propheten, ihr durch Leonissen gute Botschaft von ihrer Unterhandlung zu senden. Der Cadi war in der Meschtschet, und erwiederte die guten Wünsche seiner Frau durch die seinigen, welche die Antwort betrafen, die er durch seinen Sclaven zu vernehmen hoffte, dem er aufgetragen hatte, mit Leonissen zu sprechen; wozu ihm Mahmud Gelegenheit verschaffen konnte, wenn

auch Halima zu Hause war. Leonissa nährte Halimens Begierden und verbotene Liebe, indem sie ihr Hoffnung gab, Mario würde sich nach ihren Wünschen bequemen; doch müßte man vorher zwey Mondtage verstreichen lassen, ehe er zu demjenigen einwilligen könnte, was er selbst noch eifriger wünschte, als sie. Denn diese Frist brauchte er nothwendig, weil er in Gebeten begriffen wäre, um seine Befreyung vom Himmel zu erflehen. Halima freuete sich über diese Nachricht von ihrem geliebten Mario, und ließ sich seine Entschuldigung gefallen; obwohl sie ihm gern noch vor Ablauf seines Gelübdes die Freyheit verschafft hätte, auf die Bedingung, daß er ihre Wünsche erfüllte. Sie ersuchte deswegen Leonissen, ihn zu bitten, seine Betstunden abzukürzen; indem sie gern dem Cadi für seine Losgebung so viel bezahlen wollte, als er verlangte.

Ehe Ricardo seinem Herrn Bericht abstattete, berathschlagte er sich vorher mit Mahmud über das, was er ihm sagen sollte. Sie beschlossen, ihm alle Hoffnung zu benehmen, und ihm zu rathen, Leonissen nach Constantinopel zu führen, und unterweges zu versuchen, mit Güte, oder mit

Gewalt seinen Endzweck zu erreichen. Um alle Ungelegenheit bey dem Großherrn zu vermeiden, müßte man eine andere Sclavinn kaufen, und unterweges entweder veranstalten, oder vorgeben, daß Leonissa krank würde; da man denn einmahl des Nachts die gekaufte Sclavinn an ihrer Stelle über Bord werfen, und vorgeben könnte, Leonissa, die Sclavinn des Großsoltans, wäre gestorben. Dieß könnte man so geschickt bewerkstelligen, daß es nie entdeckt würde, und auf diese Weise gelangte er zum Ziel seiner Wünsche, ohne bey dem Großherrn in Verantwortung zu gerathen, und für die Fortdauer seines Genusses könnte man hernach weiter sorgen. Der unglückliche alte Cadi war so verblendet, daß er ihnen alles geglaubt hätte, wenn sie ihm auch noch tausend ungereimtere Dinge vorgeschwatzt hätten, so lange sie nur seiner Hoffnung damit schmeichelten; zumahl, da ihm alles, was sie ihm sagten, sehr leicht auszuführen, und einen guten Erfolg zu versprechen schien. Und so wäre es auch vielleicht ausgefallen, wenn nicht seine beyden Rathgeber die Absicht dabey gehabt hätten, sich des Schiffes zu bemeistern, und den Cadi, zum Lohn für seine heillosen Absichten, ums Leben zu bringen.

Eine Schwierigkeit fiel dem Cadi noch ein, welche ihm die grösseste zu seyn schien, die sich ihm in den Weg stellen könnte. Er fürchtete nämlich, seine Gemahlinn Halima würde ihn nicht nach Constantinopel reisen lassen, ohne sie mit zu nehmen. Doch dieses Hinderniß ward bald aus dem Wege geräumt; indem der Cadi beschloß, daß Halima selbst (die er sich jetzt gern vom Halse schaffte) die Stelle der anzuschaffenden Christensclavinn vertreten, und statt Leonissen sterben sollte. Ricardo und Mahmud stimmten unverzüglich diesem Anschlage bey, und so bald man über dieses einig war, gab der Cadi noch an demselben Tage Halimen Nachricht, daß er Willens sey, nach Constantinopel zu reisen, um die Christinn dem Großherrn selbst zu überliefern, von dessen Freygebigkeit er sich dafür wenigstens die Stelle eines Cadi von Kahira, wo nicht gar von Constantinopel, verspräche.

Halima billigte seine Absicht; weil sie glaubte, er würde den Ricardo zu Hause lassen. Wie sie aber hörte, daß er und Mahmud ihn begleiten sollten, ward sie anderes Sinnes, und suchte ihm seinen Vorsatz wieder auszureden. Kurz, sie be-

schloß damit, daß sie ihren Gemahl auf keine Weise würde reisen lassen, wenn er sie nicht auch mitnähme. Der Cadi ließ ihr ihren Willen, weil er entschlossen war, sich diese beschwerliche Bürde bald vom Halse zu schaffen.

Unterdessen ließ Hassàn Paschà kein Mittel unversucht, den Cadi zu bereden, ihm die Sclavinn zu überlassen, und versprach ihm goldene Berge, nachdem er ihm bereits den Ricardo zum Eigenthum geschenkt hatte, dessen Lösegeld er auf zweytausend Kronen schätzte. Er gab ihm wegen der Auslieferung der Sclavinn eben denselben Kunstgriff an die Hand, daß man ihren Tod bey dem Großherrn vorschützen könne. Aber alle Geschenke und Verheissungen konnten den Cadi auf keine anderen Gedanken bringen, als daß er seine Abreise um desto mehr beschleunigte.

Angespornt von seiner eigenen Begierde, von Hassàns Anmuthungen, und selbst von Halimens Zureden (denn sie bauete nicht weniger Luftschlösser, als er), rüstete er in drey Wochen eine Brigantine von funfzehn Bänken aus, und besetzte sie mit mohrischen und griechischen Freywilli-

gen. Er schiffte alle seine Reichthümer ein; und auch Halima ließ keine Sachen von Werth in ihrem Hause zurück, und bat ihren Mann um Erlaubniß, ihre Aeltern mit zu nehmen, um ihnen Constantinopel zu zeigen. Halima hatte dieselbe Absicht, wie Mahmud, nähmlich daß sie mit seiner und des Ricardo Beyhülfe sich der Brigantine bemächtigen wollte. Sie wollte sich ihnen jedoch nicht eher entdecken, bis sie sich am Bord befände. Sie hatte sich dabey vorgenommen, nach einem christlichen Lande zu gehen, daselbst wieder eine Christinn zu werden, und den Ricardo zu heirathen, von welchem sie sich versprach, daß er sie als eine Christinn, und als Besitzerinn so grosser Reichthümer, nicht ausschlagen würde.

Unterdessen sprach Ricardo von neuem mit Leonissen, welcher er sein ganzes Vorhaben entdeckte; und sie erzählte ihm Halimens Plan, den ihr diese mitgetheilt hatte. Beyde empfahlen einander Verschwiegenheit, und stellten dem Himmel ihr Schicksal anheim, indem sie mit Verlangen dem Tage der Abreise entgegen sahen. Dieser kam. Hassàn begleitete sie mit allen seinen Soldaten bis ans Ufer, und verließ sie nicht, bis er sie unter

Segel sahe; ja er wandte seine Augen nicht von der Brigantine, bis sie sich aus dem Gesichte verlohr. Es schien, als wenn die Seufzer dieses verliebten Mohren den Wind noch mehr anfachten, der in die gespannten Segel blies, unter welchen sich das Schiff entfernte, und ihm das Ziel seiner Hoffnung entrückte.

Hassàns Liebe, die ihm schon seit so langer Zeit keine Ruhe ließ, und ihn trieb, auf Mittel zu sinnen, um nicht vor ungesättigter Begierde zu verschmachten, bewog ihn jetzt den Anschlag auszuführen, auf welchen er schon längst gedacht hatte. Er besetzte ein Schiff von siebzehn Bänken, welches er in einem andern Hafen hatte bauen lassen, mit funfzig von seinen Soldaten, lauter Leuten, auf die er sich verlassen konnte, und die er durch viele Geschenke und Versprechungen gewonnen hatte. Diesen befahl er, der Brigantine aufzulauern; das Schiff mit allen darauf befindlichen Schätzen wegzunehmen, und jede lebendige Seele am Bord über die Klinge springen zu lassen, ausser Leonissen, die er sich allein vorbehielt, als seinen Antheil an der Beute, den er allen übrigen Reichthümern vorzog. Das Schiff des Cadi befahl er zu versenken, damit

keine Spur davon übrig bliebe. Die Begierde nach einer reichen Beute beflügelte die Füsse der Soldaten, und gab ihren Herzen Muth, zumahl, da sie wenig Widerstand zu befürchten hatten, von einer schwachen Besatzung, die überdieß von keiner solchen Gefahr etwas ahndete.

Zwey Tage war das Schiff des Cadi schon unter Segel gewesen. Ihm selbst hatten sie zwey Jahrhunderte geschienen; denn er hätte gern gleich den ersten Tag seinen Plan ausgeführt. Allein seine Diener wandten ein, man müßte Leonissen erst einige Tage krank seyn lassen, damit man einen guten Vorwand hätte, sie für todt auszugeben. Er hätte zwar lieber gesehen, daß man ihren plötzlichen Tod vorgewandt hätte, damit er sich desto eher seine Frau vom Halse schaffen, und die Brunst löschen könnte, die ihm in den Eingeweiden wühlte. Allein er mußte dem Gutachten seiner Leute nachgeben.

In der Zwischenzeit hatte auch Halima dem Mahmud und Ricardo schon ihren Plan entdeckt, und sie waren Willens, ihn auszuführen, so bald sie bey den Kreuzen von Alexandria vorbey, oder bis an die Citadellen von Natolien

kämen. Weil aber der Cadi so dringend ward, versprachen sie, die erste günstige Gelegenheit wahrzunehmen.

Am sechsten Tage nach der Abfahrt sagte der Cadi zu seinen Dienern, Leonissens vorgegebene Krankheit habe nun lange genug gedauert, und er verlange, sie sollen am folgenden Tage mit Halimen ein Ende machen, und sie in einem Leichentuche ins Meer werfen, als wenn es die Sclavinn des Großherrn wäre. Wie der Tag endlich anbrach, an welchem Ricardo und Mahmud entschlossen waren, ihren Anschlag auszuführen, oder zu sterben, erblickten sie ein Schiff, welches mit allen Segeln und Rudern Jagd auf sie machte. Sie fürchteten, es wären christliche Kaper; und dann stand ihnen allen kein gutes Schicksal bevor. Denn die Mohren sahen den Verlust ihrer Freyheit voraus, und die Christen mußten erwarten, beraubt und geplündert zu werden. Ricardo und Mahmud wären zwar gern zufrieden gewesen, Leonissen und sich selbst nur in Freyheit zu sehen. Allein bey dem allen fürchteten sie die Ausschweifungen der Freybeuter; denn die Leute, welche sich diesem Gewerbe ergeben, sind immer wild und gewaltthätig, sie

mögen seyn welches Volks, oder Glaubens sie wollen. Sie machten sich demnach zur Gegenwehr fertig, so gut sie konnten, und liessen inzwischen die Ruder nicht fahren. In wenigen Stunden kam ihnen das andere Schiff bis auf einen Kanonenschuß nahe. Wie sie dieß sahen, liessen sie die Ruder gehen, braßten die Segel, griffen zu den Waffen, und erwarteten den Angriff; obwohl der Cadi sagte, sie hätten nichts zu befürchten, denn es wäre ein türkisches Schiff, und würde ihnen keinen Schaden zufügen. Er ließ zum Zeichen des Friedens eine weisse Flagge aufstecken, um diejenigen vom Angriff abzuhalten, die von ihrer Gierigkeit verblendet, schon mit voller Wuth auf die schwachvertheidigte Brigantine eindrangen. In dem Augenblick ward Mahmud gegen Westen eine Galiote von ungefähr zwanzig Bänken gewahr, und sagte es dem Cadi. Einige von den Christen an den Rudern bemerkten, daß es ein christliches Schiff wäre; und dieß vermehrte die Furcht und Verwirrung der Besatzung, so daß sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, und ihr Schicksal dem Himmel überliessen.

Gewiß hätte der Cadi in diesem Augenblicke gern alle seine Hoffnungen auf Genuß und Vergnügen hingegeben, um nur wieder in Nicosia zu seyn; so groß war die Bestürzung, in welcher er sich befand. Doch das erste Schiff benahm ihm bald seinen Irrthum, indem es, ohne sich an Friedensflagge, oder an Gleichheit der Religion zu kehren, dem seinigen mit solcher Wuth an Bord lief, daß es bald gesunken wäre. Jetzt sah' der Cadi, daß diejenigen, die ihn angriffen, Soldaten aus Nicosia waren. Wie er errieth, in welcher Absicht sie kämen, hielt er sich für verlohren; und wenn die Soldaten nicht mehr auf das Rauben, als aufs Morden bedacht gewesen wären, so wäre gewiß keine Seele am Bord lebendig geblieben. Indem sie im besten Plündern begriffen waren, rief einer von den Türken: „Zu den Waffen, Soldaten! ein christliches Schiff kommt auf uns angesegelt.“ In der That kam das Schiff, welches man schon von der Brigantine des Cadi gesehen hatte, unter christlicher Flagge herangerudert, und griff mit grossem Ungestüm Hassans Schiff an. Doch ehe sie handgemein wurden, rief einer von dem Vordersteven auf Türkisch, und fragte, was es für ein Schiff wäre. Sie gaben zur Antwort, sie gehörten

Hassàn, dem Paschà von Cypern. „Wie! (rief der Türk) Ihr seyd Musulmänner, und greift ein Schiff an, auf welchem sich, wie wir gewiß wissen, der Cadi von Nicosia befindet?“ Sie antworteten: Sie wüßten weiter nichts, als daß ihnen Hassàn befohlen hätte, das Schiff wegzunehmen, und sie, als seine Soldaten, folgten seinem Befehl. Wie dieß der Befehlshaber des andern Schiffes hörte, welches christliche Flagge führte, wandte er sich von Hassàns Schiff, und griff die Brigantine des Cadi an. Seine erste Lage tödtete über zehn Mann von den Türken, die am Bord waren, worauf er eben so schnell, als herzhaft, enterte. Kaum war er mit seinen Leuten am Bord, so ward der Cadi gewahr, daß seine neuen Feinde keine Christen waren, sondern Alì Paschà mit seinen Leuten, welcher in Leonissen verliebt war, und eben so, wie Hassàns Schiff, dem Cadi aufgelauert hatte. Um nicht erkannt zu werden, hatte er sein Volk in Christenkleider gesteckt, damit seine Räuberey desto weniger kund werden möchte. Der Cadi, der die Absichten der beyden Prätendenten wußte, rief mit lauter Stimme: „Was beginnst Du Verräther, Alì Paschà! daß Du, als Musulman, wie ein Christ mich angreifst? Und Ihr,

treulose Soldaten Hassàns! welcher Teufel hat Euch eingegeben, eine solche Frechheit zu begehen? Wie untersteht Ihr Euch, den schändlichen Begierden desjenigen zu fröhnen, der Euch hergesandt hat, Euch wider euren rechtmässigen Herrn aufzulehnen?"

Auf diesen Zuruf liessen sie alle die Schwerter sinken, sahen einander an, und erkannten sich; denn sie waren alle Soldaten, die unter einem Feldherrn gestanden, und unter einerley Fahnen gedient hatten. Beschämt über die Worte des Cadi, und über ihre eigene Schandthat, stümpften sich schon die Schneiden ihrer Säbel, und der Muth entsank ihnen. Nur Alì Paschà verschloß Augen und Ohren, fiel den Cadi an, und versetzte ihm einen solchen Hieb über den Kopf, daß er ihn würde von einander gespaltet haben, wenn er nicht mit hundert Ellen Nesseltuch wäre umwickelt gewesen. Doch stürzte er hin zwischen den Ruderbänken, und rief im Fallen: „O Du blutdurstiger Renegat, Du Feind meines Propheten! Ist es möglich, daß sich hier Niemand findet, der Dich für deine Frechheit und Grausamkeit straft? Wie darfst Du, Verruchter, deine Hand und deine Waffen erheben gegen deinen Cadi, gegen einen Diener Mohammeds?"

Diese zweyte Anrede des Cadi machte einen gewaltsameren Eindruck, als die erste. Wie Hassàns Soldaten sie hörten, fürchteten sie, die Soldaten des Alì möchten ihnen die Beute entreissen, die sie schon glaubten in Händen zu haben, und nahmen sich vor, alles daran zu wagen, um sie zu behaupten. Einer begann; die andern folgten seinem Beyspiel, und sie griffen die Truppen des Alì mit solchem Grimm und Erbitterung an, daß sie in kurzer Zeit den grössesten Theil derselben (obwohl sie ihnen an Zahl überlegen waren) aufrieben. Die übrigen sammelten sich jedoch wieder, und rächten den Tod ihrer Gefährten, so daß von Hassans Leuten kaum noch vier am Leben blieben, und auch diese waren schwer verwundet. Ricardo und Mahmud sahen dem Gemetzel zu, und steckten bisweilen die Köpfe aus der Cajütenluke hervor, um zu sehen, wie der Kampf ablaufen würde. Wie sie sahen, daß die meisten Türken geblieben, daß die übrigen schwer verwundet waren, und daß man leicht den Meister über sie spielen könnte, rief Ricardo dem Mahmud und zweyen von Halimens Neffen, die mit ihr gekommen waren; damit sie ihm hülfen, sich des Schiffs zu bemächtigen. Sie und Halimens Vater nahmen die Säbel der

Gebliebenen, sprangen auf das Vorderdeck, und riefen: „Freyheit, Freyheit!“ Die griechischen Schiffleute schlugen sich zu ihnen, und sie machten ohne Mühe die übrigen Türken nieder, ohne selbst eine Wunde zu empfangen. Darauf enterten sie die Galiote des Alì, welche ohne Vertheidigung geblieben war, und bemächtigten sich derselben mit allem, was sich darin befand. Bey dem zweyten Handgemenge war Alì einer der ersten, die ums Leben kamen. Ein Türke tödtete ihn mit Säbelhieben, um den Cadi zu rächen.

Ricardo schlug jetzt vor, alle Sachen von Werth, die sich auf ihrem eigenen und auf Hassans Schiffe befanden, in die Galiote des Alì zu bringen, die das geräumigste Fahrzeug war, zu einer jeden Reise und Ladung tauglich, und mit lauter christlichen Ruderknechten besetzt. Diese waren über die erlangte Freyheit, und über die Geschenke, welche Ricardo unter ihnen austheilte, so vergnügt, daß sie sich erboten, ihn nicht nur nach Trapano zu bringen, sondern bis ans Ende der Welt, wenn er wollte.

Voll Freude über diesen glücklichen Ausgang der Sache, gingen Mahmud und Ricardo jetzt zu

Halimen, und boten ihr an, wenn sie nach Cypern zurück kehren wollte, ihr eigenes Schiff für sie zuzurüsten, und ihr die Hälfte der eroberten Schätze wieder zu geben. Da sich aber, ungeachtet der vorgefallenen schrecklichen Auftritte, ihre Neigung für Ricardo noch nicht verlohren hatte, so sagte sie, sie wollte mit ihnen nach dem christlichen Lande ziehen, womit auch ihre Aeltern sehr freudig einstimmten.

Der Cadi kam wieder zu sich; sie verbanden ihn, so gut sie konnten, und boten ihm die Wahl an, ob er sich mit nach Europa führen lassen, oder in seinem Schiffe nach Nicosia zurück kehren wollte. Er antwortete: da das Schicksal ihn einmahl in einen solchen Zustand versetzt hätte, so dankte er ihnen für die geschenkte Freyheit, und wollte nach Constantinopel gehen, um sich über Hassàn und Alì zu beklagen. Wie er aber hörte, daß Halima ihn auch verlassen, und eine Christinn werden wollte, fehlte nicht viel daran, daß er nicht von Sinnen kam. Man rüstete sein Schiff für ihn aus; versah ihn mit dem Nothwendigen zur Reise, und gab ihm einen Theil seines eigenen Geldes wieder. Darauf nahm er Abschied

von allen; doch ehe er unter Segel ging, bat er Leonissen um eine Umarmung, und versicherte, diese Gunstbezeigung würde hinreichen, um ihn alle sein Unglück verschmerzen zu lassen. Jedermann bat Leonissen, ihm diese Gefälligkeit zu erweisen, da sie im geringsten nicht wider ihre Sittsamkeit liefe. Leonissa gab den vielen Bitten nach, und der Cadi bat sie, ihm die Hand auf das Haupt zu legen, weil er dann um desto eher hoffen würde, von seiner Wunde zu genesen. Auch dieses that ihm Leonissa zu Gefallen.

Hassâns Schiff ward in den Grund gebohrt, und weil eben ein frischer Ostwind aufsprang, welcher sie aufzufordern schien, die Segel aufzuspannen, gaben sie alsobald die Segel dem Winde, und verlohren in wenigen Stunden das Schiff des Cadi aus dem Gesichte, welcher mit Thränen in den Augen zusehen mußte, wie ihm die Winde seine Habe, sein Weib, und alle seine Wonne und Glückseligkeit entführten.

Mit ganz anderen Empfindungen segelten Mahmud und Ricardo davon. Ohne irgendwo ans Land zu gehen, fuhren sie Alexandria vorbey,

und ohne ein Segel zu rühren, oder die Ruder nöthig zu haben, kamen sie an die befestigte Insel Corfu, wo sie sich nicht länger aufhielten, als nöthig war, um frisches Wasser einzunehmen. Darauf schifften sie an den berüchtigten akrokeraunischen Klippen vorbey, und entdeckten am folgenden Tage Paquino, ein Vorgebirge des fruchtbaren Trinakriens, welchem sie, so wie der berühmten Insel Malta im Fluge vorbey kamen — so leicht segelte ihr glückliches Fahrzeug.

Nachdem sie unter Malta hingesegelt waren, erblickten sie nach vier Tagen Lampedusa, und hiernächst die Insel, an welcher sie Schiffbruch gelitten hatten, deren Anblick Leonissen eine schreckenvolle Erinnerung verursachte, indem sie sich die Gefahr dachte, worin sie daselbst geschwebt hatte. Am folgenden Tage sahen sie ihre geliebte Vaterstadt vor sich, welche ihre Herzen mit neuen Freuden erfüllte. Ihre Lebensgeister erhöhten sich durch die erneuerten frohen Gefühle; denn es ist gewiß eine von den höchsten Freuden, die man in diesem Leben empfinden kann, wenn man nach einer langen Gefangenschaft gesund und glücklich ins Vaterland zurück kehrt. Wenn etwas mit dieser Freude ver-

glichen werden kann, so ist es der Sieg über den Feind nach einem gefährlichen Kampfe.

Sie hatten am Bord ihres Schiffes eine Kiste mit einer Menge seidener Flaggen und Wimpel von allen Farben gefunden. Mit diesen ließ Ricardo das ganze Schiff auszieren. Ein wenig nach Tagesanbruch befanden sie sich kaum noch eine halbe Meile von der Stadt. Sie ruderten, einander abwechselnd, allmählich näher zum Hafen, und erhoben von Zeit zu Zeit ein lautes Freudengeschrey. Eine Menge Leute aus der Stadt eilten ihnen am Ufer entgegen; denn weil sie ein so schön geschmücktes Schiff so langsam heranrudern sahen, so blieb fast kein Mensch in der Stadt, den nicht die Neugier an den Kay trieb.

Ricardo hatte inzwischen Leonissen gebeten, sich eben so anzukleiden, wie an dem Tage, da sie in das Zelt der Paschàs geführt ward; denn er war Willens, ihre Aeltern auf eine angenehme Art zu überraschen. Sie gewährte ihm seine Bitte, und häufte Schmuck auf Schmuck, Perlen auf Perlen, und Schönheit auf Schönheit; (denn diese wird sehr durch ein fröhliches Herz erhöht,) und sie er-

schien in einem Anzuge, der alle Augen aufs neue in Verwunderung setzte. Ricardo selbst kleidete sich nebst Mahmud und allen Christen am Bord auf Türkisch; wozu sie Vorrath genug an den Kleidern der erschlagenen Türken hatten; und so kamen sie um acht Uhr Morgens im Hafen an. Der Morgen war so schön und heiter, als wenn er sich zu dem fröhlichen Einzuge festlicher geschmückt hätte. Ehe das Schiff in den Hafen einlief, ließ Ricardo das Geschütz abfeuern, welches aus der grossen Bugkanone und aus zwey Feldschlangen bestand, und von den Stadtwällen ward mit drey Schüssen geantwortet. Die Einwohner warteten mit neugierigem Verlangen auf die Ankunft des prangenden Schiffes. Wie sie aber gewahr wurden, daß es mit lauter Türken besetzt war (wie sie aus den weissen Turbanen schlossen), verwandelte sich ihre fröhliche Erwartung in Mißtrauen, und weil sie Hinterlist befürchteten, eilten sie, sich zu bewaffnen, und alle in der Stadt befindlichen Soldaten sammelten sich nebst der Reiterey der Küste längs dem ganzen Ufer. Dieß alles vermehrte den Spaß der Ankommenden, die sich langsam dem Ufer näherten, und endlich dicht am Lande vor Anker gingen. Hier legten sie Bretter

aus, zum Aussteigen, und stiegen einer nach dem andern, wie in einer Procession, ans Land, welches sie mit Thränen in den Augen küßten, und dadurch bald zu erkennen gaben, daß sie Christen waren, die sich des türkischen Schiffes bemächtigt hatten. Halima und ihre Aeltern und Neffen folgten (sämtlich in türkischen Kleidern) dem übrigen Schiffsvolke, und die schöne Leonissa beschloß den Zug mit verschleyertem Angesichte. Ricardo und Mahmud führten sie, und ihr Anblick fesselte die Augen aller ihrer Zuschauer. Wie sie ans Land kamen, folgten sie dem Beyspiele der übrigen, und neigten sich, den väterlichen Boden zu küssen.

Jetzt kam der Befehlshaber der Stadt zu ihnen, indem er wohl bemerkte, daß sie die vornehmsten Personen von allen waren. Kaum näherte er sich dem Ricardo, als er ihn auch sogleich erkannte, ihm entgegen eilte, und ihn mit herzlichem Vergnügen in seine Arme schloß. Mit ihm war auch Cornelio gekommen, nebst seinem Vater, und Leonissens Aeltern, und allen ihren und des Ricardo Verwandten, welche sämtlich zu den vornehmsten Bewohnern der Stadt gehörten. Ri-

cardo umarmte den Gouverneur, und erwiederte die Glückwünsche, die ihm jedermann brachte. Er faßte den Cornelio bey der Hand; welcher sich entfärbte, und fast vor Furcht zitterte, wie er seinen Nebenbuhler erkannte, und seine Hand in der Hand des Ricardo fühlte. Dieser nahm zugleich Leonissens Hand, und sagte: „Habt die Güte, mir zu erlauben, meine Herren, ehe wir in die Stadt gehen, und Gott in der Kirche danken für die grosse Gnade, die er uns erwiesen hat, daß ich Euch einige Worte sage, die ich auf dem Herzen habe."

Der Gouverneur bat ihn, zu reden, und versicherte, daß ihn ein Jeder mit Vergnügen und Aufmerksamkeit anhören würde. Die vornehmsten Personen umringten ihn jetzt; worauf er ein wenig die Stimme erhob, und sie folgendermassen anredete:

„Ohne Zweifel, meine Herren, erinnert Ihr Euch noch des Unglücks, welches mich vor einigen Monaten in dem Garten bey den Salzgruben betraf, und wie Leonissa zu gleicher Zeit entführt ward. Ihr werdet ebenfalls nicht vergessen haben, wie viele Mühe ich mir gab, sie wieder in Freyheit

zu setzen; indem ich meine eigene Freyheit hint-ansetzte, und mein ganzes Vermögen zum Lösegelde für sie anbot. Ich will Euch diese Handlung, wiewohl Ihr sie vielleicht für einen grossen Beweis der Freygebigkeit halten werdet, nicht anrühmen; denn ich bot dieses Lösegeld für den grössesten Schatz meiner Seele. Was uns beyden seit der Zeit widerfahren ist, erfordert längere Musse, um es zu erzählen, und eine weniger gerührte Zunge, als die meinige. Für jetzt sey es genug, wenn ich Euch sage, daß der gütige Himmel nach manchen ausserordentlichen Begebenheiten, und nach tausend-fältig getäuschten Hoffnungen der Errettung aus unsern Drangsalen, uns endlich ohne unser Ver-dienst in unser geliebtes Vaterland zurück geführt hat. So sehr wir uns mit Reichthümern und Glücksgütern überschüttet finden, so sind doch we-der diese, noch die Wiedererlangung meiner Frey-heit, die Quelle des unbeschreiblichen Vergnügens, welches ich in diesem Augenblick empfinde; son-dern meine Vorstellung von der Freude, welche diese meine in Krieg und Frieden geliebte Feindinn genießt, indem sie sich nicht nur wieder in Frey-heit, sondern auch in der Gegenwart desjenigen befindet, welcher ihr Herz besitzt. Doch bin ich

auch nicht unempfindlich gegen die allgemeine Freude derjenigen, welche meine Mitgenossen in der Trübsal gewesen sind. Wenn gleich sonst unglückliche und traurige Begebenheiten manchen Sinn verändern, und das standhafteste Herz wankend machen, so ist doch dieses mit der liebenswürdigen Zerstörerinn aller meiner liebsten Hoffnungen nicht der Fall gewesen. Mit festerem Muth und Standhaftigkeit, als man gewöhnlicher Weise erwarten konnte, hat sie die Stürme des Unglücks überstanden, und sich meinen eben so ernstlichen, als ehrerbietigen Bewerbungen um ihre Gunst widersetzt; wodurch sie bewiesen hat, daß Grundsätze, die einmahl feste Wurzel geschlagen haben, sich unter keinem Himmelsstriche verlieren. Aus allem, was ich gesagt habe, will ich nur noch diese Folge ziehen: Wenn ich einst mein Vermögen darbot, um Leonissen los zu kaufen; wenn ich ihr mein ganzes Herz in den zärtlichsten Wünschen widmete; wenn ich ihr endlich die Freyheit verschaffte, und mehr für sie, als für mich selbst mein Leben wagte: so verlange ich dieß alles (welches sonst ein dankbares Herz vielleicht für Verbindlichkeiten von einiger Wichtigkeit ansehen möchte), ihr gar nicht, als solche anzurechnen. Doch diese einzige, die ich Dir jetzt

auflege, Leonissa, mußt Du mir nicht streitig machen."

Bey diesen Worten hob Ricardo mit ehrerbietigem Anstande den Schleyer auf, welcher Leonissens Antlitz bedeckte — und es war nicht anders, als wenn der allbelebende Strahl der Sonne hinter einem Gewölk hervor ginge, das ihn eine Weile bedeckt hatte.

„Sieh hier, Cornelio, (fuhr Ricardo fort), hier übergebe ich Dir ein Pfand, welches Du über alles in der Welt schätzen mußt, was schätzenswerth ist. Und hier, schöne Leonissa, überantworte ich Dich demjenigen, dessen Andenken Du stets im Herzen getragen hast. Dieß heißt wahre Großmuth, mit welcher verglichen die Aufopferung des Vermögens, des Lebens, und der Ehre, für nichts zu achten ist. Empfange sie, glücklicher Jüngling, und wenn Du Verstand genug hast, ihren hohen Werth zu erkennen, so schätze Dich für den Glücklichsten auf Erden. Mit ihr trete ich Dir zugleich meinen ganzen Antheil an demjenigen ab, was uns das Glück zugewandt hat, und diesen schätze ich wohl dreißigtausend goldne Kronen werth.

Geniesse alles in Freyheit, Ruhe und Bequemlichkeit, viele glückliche Jahre. Ich Unglücklicher, da ich Leonissens Herz entbehre, entschliesse mich zu freywilliger Armuth; denn wer Leonissen verliert, für den ist selbst das Leben kein Gewinn."

Hier verstummte Ricardo, als klebte ihm die Zunge am Gaumen. Doch nach einer kurzen Pause, und ehe ihm jemand in die Rede fiel, hob er wieder an:

„Himmel, wie sehr können heftige Leiden den Verstand verwirren! Indem ich glaubte, ein verdienstliches Werk zu thun, habe ich nicht überlegt, was ich sagte; denn es steht ja Niemand zu, freygebig zu seyn mit einem Gute, das ihm nicht gehört. Welches Recht habe ich über Leonissen, um sie einem Andern geben zu können? Oder wie kann ich dasjenige verschenken, was so weit entfernt ist, mir zu gehören? Leonissa gehört keinem andern, als sich selbst, und zwar in solchem Maße, daß Niemand ihrem Willen Schranken setzen dürfte, wenn sie nicht Aeltern hätte, welche der Himmel noch lange Jahre erhalten wolle! Könnten die Verbindlichkeiten, die sie, als ein verständiges

Frauenzimmer, mir vielleicht schuldig zu seyn glaubt, ihr einigen Zwang auflegen, so erkläre ich sie hiemit für aufgehoben und vernichtet. Ich widerrufe deswegen, was ich gesagt habe, und gebe Cornelio nichts, weil ich ihm nichts geben kann. Doch bestätige ich das Geschenk, welches ich Leonissen mit meinem Vermögen gemacht habe, und verlange von ihr keine andere Wiedervergeltung, als daß sie meine Gesinnung für aufrichtig und rechtschaffen halte, und versichert sey, daß meine Absicht nie auf etwas anderes ging, als was ihrer beyspiellosen Sittsamkeit, ihrer hohen Tugend, und ihrer grossen Schönheit angemessen ist."

Ricardo schwieg, und Leonissa antwortete: „Wenn Du glaubst, Ricardo, daß ich dem Cornelio einige Geneigtheit bewiesen habe, zu der Zeit, da Du mich mit deiner Liebe und mit deiner Eifersucht verfolgtest; so sey versichert, daß ich dabey mit eben so vieler Unbefangenheit, als mit Gehorsam gegen den Willen und Befehl meiner Aeltern handelte, welche mir befahlen, mich so gegen ihn zu betragen; weil sie wünschten, mich mit ihm vermählt zu sehen. Wenn Du mir dieses glaubst, so wirst Du Dich auch wohl von dem übrigen über-

zeugen, was Du selbst von meiner Sittsamkeit und Klugheit erfahren hast. Es soll Dich nur überführen, Ricardo, daß mein Herz immer frey geblieben, und nur dem Willen meiner Aeltern unterworfen gewesen ist, welche ich jetzt (wie es meine Pflicht ist) demüthig bitte, mir die Erlaubniß zu geben, mich der Freyheit, die mir deine Großmuth und Tapferkeit verschafft haben, nach meinem eigenen Wunsche zu bedienen."

Die Aeltern sagten: sie gäben ihr gern diese Erlaubniß, weil sie sich von ihrem Verstande den Begriff machten, daß sie ihre Erlaubniß so gebrauchen würde, wie es ihr am meisten zur Ehre und zum Nutzen gereichte.

„Auf diese Vergünstigung bitte ich, (sprach die verständige Leonissa), daß man es mir nicht verarge, wenn ich, um nicht undankbar zu seyn, ein wenig zuvorkommend scheinen muß. Großmüthiger Ricardo! Mein Herz, welches bisher zwischen Schüchternheit, Unentschlossenheit, und Zweifel geschwebt hat, erklärt sich für Dich; damit die Welt sehe, daß nicht alle Weiber undankbar sind, indem ich zum wenigsten meine Dankbarkeit beweise.

Dein bin ich, Ricardo, und Dir will ich bis in den Tod gehören; wenn Du Dich nicht bewogen fühlest, mir die Hand eines Gemahls zu versagen, um welche ich Dich bitte."

Ricardo war ausser sich über Leonissens Anrede, und konnte kein Wort vorbringen, um ihr zu antworten. Er warf sich ihr zu Füssen, ergriff ihre Hand, und küßte sie tausendmahl, indem er sie mit Thränen der Liebe und Dankbarkeit benetzte.

Cornelio weinte vor Verdruß; Leonissens Aeltern vor Freuden; und die Umstehenden vor Verwunderung und Vergnügen. Der Bischof, oder Erzbischof, der sich gegenwärtig befand, gab den beyden Liebenden seinen Segen, und bediente sich seines Vorrechts, sie unverzüglich in die Kirche zu führen, und zu vermählen. Die Freude darüber verbreitete sich in der ganzen Stadt, und zeigte sich viele Tage lang durch Erleuchtungen, ritterliche Spiele, und andere Lustbarkeiten, welche die beyderseitigen Verwandten und Freunde anstellten. Mahmud und Halima versöhnten sich mit der Kirche, und wie Halima fand, daß sie nicht die Gemahlinn des Ricardo werden konnte, gab sie dem

Mahmud ihre Hand. Ricardo beschenkte ihre Aeltern und Neffen mit Gütern, wovon sie reichlich leben konnten. Mit einem Worte, alle wurden frey, glücklich, und zufrieden, und der Ruhm des Ricardo erstreckte sich, unter dem Beynahmen des edelmüthigen Liebhabers, nicht nur über Sicilien, sondern über ganz Italien; und noch jetzt ist sein Nahme lebendig in den Kindern, die er mit Leonissen zeugte; Jünglinge, bider und edelmüthig, wie ihr Vater, und Mädchen voll Tugend, Verstand, und Liebreiz, wie ihre Mutter.

III.

Rinconet und Cortadillo.

In dem Wirthshause zur Mühle, an der Gränze der berühmten Gefilde von Alcudìa, wenn man aus Castilien nach Andalusien kommt, befanden sich einst an einem heissen Sommertage zwey Bursche von vierzehn bis funfzehn Jahren, (wenigstens war der älteste von ihnen nicht über siebzehn), beyde von guter Miene, aber äusserst lumpig und schmutzig in ihrem Aufzuge. Mäntel hatten sie nicht. Ihre Hosen waren von Leinwand, und die Strümpfe von Menschenleder; doch machten freylich die Schuhe diesen Mangel wieder gut; denn der eine hatte ein Par Bastlatschen, die so alt, als abgetragen waren, und die Schuhe des andern waren so abgenutzt und sohlenlos, daß

sie mehr Fußschellen, als Schuhen ähnlich waren. Der eine trug eine grüne Jägermütze; der andere einen Hut ohne Schnur, mit niedrigem Kopf und breitem Rande. Der eine hatte um die Schulter und über die Brust ein Hemd gebunden, welches so gelb wie Gemsleder, und ganz in einen Aermel hineingestopft war. Der andere war ohne Schnapsack und Gepäck, obwohl er etwas Dickes im Busen zu tragen schien, welches (wie sich hernach zeigte) eine walonische Halskrause war, steif von Schmutz, und so zerrissen, wie gezupfte Scharpie. In diesen Kragen war ein Spiel Karten gewickelt, deren Ecken der lange Gebrauch abgestumpft hatte, und damit sie desto länger dauern möchten, hatte man sie beschnitten, und ihnen dadurch eine fast eyrunde Gestalt gegeben. Beyde Bursche waren stark von der Sonne verbrannt; ihre Nägel waren voll Unrath, und ihre Hände nicht sauber. Der eine trug einen Hirschfänger; der andere ein langes Messer mit einem beinernen Heft, wie die Viehhirten zu tragen pflegen. Sie waren beyde in die Laube vor der Thüre des Wirthshauses hinausgegangen, um der Kühlung zu geniessen. Indem sie hier einander gegenüber sassen, sprach der Aelteste zu dem Jüngern: „Aus welcher Provinz

sind Eur Gestrengen, Herr Junker, und wohin soll die Reise gehen?"

„Mein Vaterland, Herr Cavalier, weiß ich nicht genau (antwortete jener), und eben so wenig weiß ich, wohin ich gehe."

„Nun, wahrhaftig! Ihr seyd doch nicht aus den Wolken gefallen, und hier scheint auch nicht der Ort zu seyn, wo Ihr bleiben könnt; sondern Ihr werdet wohl weiter gehen müssen."

„Das ist wahr (sprach der Jüngere); aber bey dem allen hab' ich die Wahrheit gesprochen. Denn meinem Vaterlande gehöre ich nicht; weil ich dort Niemand habe, als einen Vater, der mich nicht als einen Sohn hält, und eine Stiefmutter, die mich vollends wie einen Fremdling behandelt. Meine Strasse zieh' ich aufs Gerathewohl, und mein Weg wäre zu Ende, so bald ich Jemand fände, der mir das Nöthige gäbe, mein armseliges Leben hin zu halten."

„Verstehn Eur Lieben irgend ein Handwerk?"

„Ich laufe, wie ein Hase; springe, wie ein Gemsbock; und schneide sauber mit der Schere.“

„Alles vortrefflich, nützlich, und löblich, (versetzte der Große), und es wird Euch gewiß nicht an einem Küster fehlen, der Euch am Allerheiligenfeste einen Theil seiner Opferpfennige abtritt, damit Ihr ihm am grünen Donnerstag Papierfestons für das Katafalk ausschneidet.“

„Mein Schneiden ist nicht von dieser Art (sprach der Kleine). Mein Vater ist mit Gott und mit Ehren ein Kleid- und Strumpfschneider *), und er hat mich gelehrt, Strumpfschäfte zuzuschneiden, die man bey Schuhen und Halbstiefeln trägt, wie Eur Gestrengen wohl wissen werden, und die man Kamaschen nennt. Diese verstehe ich so geschickt zu schneiden, daß ich wohl mein Meisterstück liefern könnte, wenn mich nicht das Unglück so sehr unter dem Druck hielte.“

---

*) Bekanntlich waren die gestrickten Strümpfe im sechszehnten Jahrhundert noch eine neue Erfindung, und die meisten Leute trugen noch leinene und tuchene Strümpfe; indeß die gestrickten nur eine Tracht der Vornehmeren waren.

„So geht's manchem braven Burschen, und ich habe immer gehört, daß nützliche Talente oft betteln gehen. Inzwischen sind Eur Lieben noch in dem Alter, daß Ihr euer Glück verbessern könnt. Allein wenn ich nicht irre, und mein Blick mich nicht sehr triegt, so habt Ihr wohl noch andere geheime Gaben, die Ihr nicht gerne kund geben wollt."

„Die hab' ich freylich; allein man darf nicht laut davon sprechen; wie Eur Lieben sehr richtig bemerken."

„So kann ich Euch versichern, daß ich einer von den verschwiegensten Menschen bin, die man auf hundert Meilen finden kann; und um Euch zu ermuntern, euer Herz gegen mich zu öffnen, so will ich Euch zu Gefallen mich zuerst entdecken; denn es kommt mir vor, daß der Zufall uns nicht ohne geheime Absicht zusammen geführt hat, und ich denke, wir werden von dieser Stunde bis an unser Lebensende die vertrautesten Freunde werden. Ich bin aus Fuenfrida gebürtig, Herr Junker; einem Orte, der berühmt wegen der vornehmen Reisenden ist, welche beständig daselbst durchziehen. Mein Nahme ist Pedro del Rincon; mein Vater ist ein

Mann von Stande, denn er dient den heiligen Kreuzzügen, als Ablaßkrämer. Ich habe ihm eine Zeit lang in seinen Geschäften geholfen, und habe sie so gut gelernt, daß ich Trotz dem Besten Ablaßbullen verkaufen konnte. Weil ich inzwischen eines Tages mich mehr in das Geld für die Bullen, als in die Bullen selbst, verliebte, so umarmte ich einen von den Beuteln, und begab mich damit nach Madrid; wo ich in wenigen Tagen Gelegenheit fand, ihn so verschrumpft zu machen, wie eine Mumie. Der Rechnungsführer war mir auf dem Fusse gefolgt; ich ward eingezogen; es fehlte mir an Gönnern; doch wegen meiner Jugend begnügten sich die Herren damit, daß sie mich an den Pranger stellten, mir den Buckel ein wenig fegen liessen, und mich auf vier Jahre aus der Stadt verwiesen. Ich faßte mich in Geduld, zog die Schultern zusammen, verschmerzte den Pranger und die Streiche, und machte mich so eilig davon, daß ich nicht Zeit hatte, an Reitpferd oder Fuhrwerk zu denken. Von meinen Sachen nahm ich mit, was ich konnte, und was ich am nöthigsten hatte; vor allen Dingen diese Karten (er zog sie bey diesen Worten aus der Halskrause hervor), womit ich mir in den Wirthshäusern und Schenken von Madrid bis hier meinen

Unterhalt im vingt et un verschafft habe. Denn so abgenutzt und gemißhandelt sie auch aussehen, so haben sie doch für einen Kenner eine geheime Tugend an sich; weil man immer so abheben kann, daß ein As unten kommt, und wenn Ihr das Spiel kennt, so werdet Ihr wissen, daß derjenige einen grossen Vortheil hat, der in der ersten Karte gewiß auf ein As rechnen kann, das ihm für Eins, oder für Elf dient, nachdem er's braucht. Damit kommt man oft zu Ein und Zwanzig, und streicht das Geld ein. Ausserdem habe ich noch von dem Koch eines gewissen Gesandten einige Künste im Quinola und im Pharao gelernt, die man die Volte zu nennen pflegt. Wenn demnach Eur Gestrengen im Strumpfmachen Ihr Meisterstück liefern können, so kann ich in der Wissenschaft der Gauner für einen Meister mitgehen. Damit bin ich vor Hunger gesichert; denn wenn ich auch nur in eine Bauerhütte komme, so findet sich immer Jemand, der ein Stündchen mit Spielen vertreiben will — und damit wollen wir gleich jetzt den Versuch machen. Wir wollen unser Netz aufstellen, und sehen, ob nicht unter den Fuhrleuten, die hier herbergen, ein Vogel hineinfällt. Wir setzen uns zum vingt et un hin, als ob wir im Ernst spiel-

ten, und wenn einer den Dritten machen will, so soll er der Erste seyn, der sein Geld sitzen läßt."

„Geschlossen! (antwortete der andere). Ich danke Euch für die Nachricht, die Ihr mir von eurem Leben gegeben habt, und Ihr macht es mir zur Pflicht, Euch meine Geschichte ebenfalls nicht zu verhehlen. Hier habt Ihr sie mit wenigen Worten: Ich bin gebürtig aus Pedroso, einem Oertchen zwischen Salamanca und Medina del Campo. Mein Vater ist ein Schneider, und hat mich sein Handwerk gelehrt. Durch meine eigene Geschicklichkeit hab' ich neben dem Schneidern auch das Beutelschneiden gelernt. Das eingeschränkte Leben im Dorfe gefiel mir eben so wenig, als die lieblose Begegnung meiner Stiefmutter. Ich verließ mein Dörfchen; ging nach Toledo, um mein Handwerk zu treiben; und that Wunder darin. Der dichteste Schleyer konnte keine Reliquienbüchse, und die geheimste Tasche keine Goldbörse vor mir verbergen, so daß mein Finger sie nicht erreicht, und meine Schere sie nicht weggeschnitten hätte, wenn sie auch von Argusaugen bewacht wurden. In vier Monaten, die ich in dieser

Stadt zubrachte, hat man mich nie in Verdacht gehabt; kein Scharwächter hat mir aufgepaßt, und kein Schnüffler mich angegeben; bis endlich (die Wahrheit zu gestehen) vor einer Woche doch ein Erzspion mir auf die Spur kam, der dem Stadtrichter Nachricht von meiner Geschicklichkeit gab, und ihn neugierig machte, mich wegen meiner seltenen Gaben kennen zu lernen. Weil ich aber aus lauter Demuth nicht mit solchen vornehmen Leuten umgehen mag, so nahm ich mich in Acht, ihm nicht zu Gesichte zu kommen; sondern machte mich so eilig aus der Stadt, daß ich mich weder um Geld, Gaul, noch Fuhrwerk bekümmern, oder mich auch nur mit einem Karren versehen konnte."

„Genug davon! (sprach Rincon), und weil wir uns nun kennen, so laßt uns alles Gepränge und Aufschneiden beyseite setzen, und einander ohne Umschweife gestehen, daß wir keinen Häller in der Tasche, und nicht einmahl Schuhe an den Füssen haben."

„Es sey darum! (sprach Diego Cortado; so hieß der jüngere Bube); und da unsere Freundschaft unauflöslich seyn soll, wie Ihr gesagt habt,

Herr Rincon, so laßt uns sie mit heiligen und löblichen Gebräuchen anfangen."

Diego Cortado stand mit diesen Worten auf, und umarmte Rincon; und Rincon umarmte ihn wieder aufs zärtlichste; worauf sie sich ungesäumt zum vingt et un mit den besagten Karten hinsetzten, die zwar nicht mit Staub, aber wohl mit Unrath und Schelmstücken besudelt waren; und in wenigen Spielen wußte sie Cortado eben so geschickt zu handhaben, wie Rincon, sein Meister.

Indem kam ein Fuhrmann heraus, um sich in der Laube abzukühlen, und schlug ihnen vor, den dritten Mann zu machen. Sie nahmen ihn auf, und in weniger, als einer halben Stunde hatten sie ihm ein Dutzend Realen abgewonnen; welches eben so viele Dolchstiche waren, die ihm durch die Seele gingen. Weil der Fuhrmann sich von zwey jungen Burschen keinen Widerstand vermuthete, wollte er ihnen das Geld wieder wegnehmen; allein der eine griff zum Hirschfänger, und der andere zu seinem Messer, und sie machten ihm so viel zu schaffen, daß er schlecht würde weggekommen seyn, wenn sich

nicht seine Cameraden ins Mittel geschlagen hätten. Von ungefähr kamen einige Reisende zu Pferde vorbey, welche in der Schenke des Schulzen, eine halbe Meile weiter, den Nachmittag zubringen wollten. Wie diese den Streit zwischen dem Fuhrmann und den beyden Buben gewahr wurden, stifteten sie Frieden, und fragten die Bursche, ob sie mit ihnen nach Sevilla gehen wollten.

„Das ist eben unser Weg, (sprach Rincon), und wir wollen Eur Gnaden gern aufwarten, so gut wir können.“

Damit sprangen sie beyde flugs vor den Maulthieren her, und gingen mit den Reitern. Der Fuhrmann blieb zornig und verdrießlich zurück, und die Wirthinn wunderte sich über die Streiche der jungen Buben, deren Unterredung sie unvermerkt behorcht hatte. Wie sie dem Fuhrmann erzählte, daß sie falsche Karten bey sich führten, raufte er sich den Bart aus, und wollte ihnen in das nächste Wirthshaus nachlaufen, um sein Geld wieder zu bekommen; denn er meynte, es wäre Schande, wenn ein Par Knaben einen bärtigen Kerl, wie ihn, zum Besten haben sollten. Seine Gefährten

hielten ihn jedoch zurück, und riethen ihm, nicht hin zu gehen, damit er nicht seine Einfalt und Unvorsichtigkeit weiter verriethe. Kurz, sie beredeten ihn zu bleiben, so schwer es ihm auch ward, seinen Verdruß zu überwinden.

Rincon und Cortado waren inzwischen so geschäftig, den Reisenden aufzuwarten, daß diese sie den grössesten Theil des Weges hinter sich aufsitzen liessen; und obwohl sie häufig Gelegenheit hatten, Versuche auf die Felleisen ihrer halben Herren zu wagen, so unterliessen sie es doch, um diese gute Gelegenheit, nach Sevilla zu kommen, nicht zu verlieren; indem sie sich sehr dahin sehnten. Wie sie jedoch ungefähr um Vesperzeit beym Zollthore von Sevilla ankamen, wo man wegen des Zolls und der Visitation etwas verweilen muß, konnte Cortado sich nicht enthalten, einen Schnitt in das Felleisen, oder Mantelsäckchen eines Franzosen zu thun, der zu der Gesellschaft gehörte. Er gab dem Felleisen mit seinem Hirtenmesser eine Wunde, die tief und weit genug war, daß die Eingeweide zum Vorschein kamen, und er zog behende ein Par Hemden, eine Sonnenuhr, und ein Taschenbuch heraus; lauter Sachen, die ihnen bey der Unter-

suchung keine grosse Freude machten. Sie meynten, der Franzose müßte doch wohl nicht bloß solche Kleinigkeiten in seinem Mantelsacke haben, und sie hatten grosse Lust, einen zweyten Versuch anzustellen; allein sie durften es nicht wagen, weil sie fürchteten, daß man die Sachen schon vermißt, und den Ueberrest in bessere Verwahrung gebracht hätte.

Ehe sie den Raub begingen, hatten sie sich schon bey ihren Wohlthätern beurlaubt. Am folgenden Tage verkauften sie die gestohlnen Sachen auf dem Trödelmarkte vor dem Sandthore, und löseten zwanzig Realen dafür. Hierauf gingen sie, die Stadt zu besehen, und wunderten sich über die Pracht der Hauptkirche, und über das Menschengewühl am Kay des Flusses; denn es war eben um die Zeit, da die Flotte beladen ward, und es lagen sechs Galeren in Ladung, deren Anblick ihnen einige Seufzer auspreßte, und sie vor dem Tage zu warnen schien, an welchem ihre Sünden sie auf lebenslang an diesen Ort bringen würden. Sie bemerkten die vielen Knaben, die mit ihren Marktkörben ab und zu liefen, und sie fragten einen von ihnen, was für ein Gewerbe sie trieben; ob es sehr beschwerlich wäre, und was man dabey gewinnen könnte. Ein asturi-

scher Bursche, an welchen sie ihre Fragen richteten, gab ihnen zur Antwort, die Arbeit wäre sehr leicht, sie kostete keine Abgaben, und könnte manchen Tag fünf bis sechs Realen eintragen, wofür er essen, trinken, und spielen könnte, wie ein König. Er brauche keinen Herrn zu suchen, dem er Bürgschaft stellen müsse, und er könne essen, zu welcher Zeit es ihm beliebe, weil er seine Speise zu allen Stunden des Tages in den Garküchen finde, deren es allenthalben in der Stadt sehr viele und gute gebe. Die Schilderung des kleinen Asturiers behagte den beyden Cameraden so wohl, als sein Gewerbe; welches ihnen bey dem ihrigen sehr zu Statten zu kommen schien, indem es ihnen Gelegenheiten verschaffte, in allen Häusern aus und ein zu gehen. Sie entschlossen sich daher den Augenblick, sich das nöthige Geräth dazu anzuschaffen; weil sie sich bey diesem Betriebe um keine Zunft, oder Zeche, zu bekümmern brauchten. Sie fragten deswegen den Asturier, was sie dazu nöthig hätten? Er antwortete ihnen: einige reine neue Quersäcke, und drey Körbe für jeden, zwey grosse und einen kleinen, zu Fleisch, Fischen, und Früchten, und die Säcke zum Brodtragen. Er führte sie selbst dahin, wo diese Sachen zum Verkauf feil waren, und sie schafften sich alles

an für das Geld, das sie aus der Beute von dem Franzosen gelöset hatten. In weniger als zwey Stunden waren sie wie Meister in ihrer neuen Handthierung, so gut standen ihnen ihre Körbe und Quersäcke. Ihr Anführer sagte ihnen, an welchen Plätzen sie sich einfinden müßten, nähmlich: jeden Morgen bey den Fleischbänken und auf dem Platze von San Salvador; an Fasttagen auf dem Fischmarkte und auf der Castanilla; alle Abend am Kay, und Donnerstags auf dem grossen Markt.

Diesen Unterricht schrieben sie sich ins Gedächtniß, und begaben sich des folgenden Tages in aller Frühe nach dem Platze von San Salvador, wo sie sich kaum zeigten, als sie gleich von andern ihrer Cameraden umringt wurden, welche an den glänzenden weissen Körben und Säcken merkten, daß sie neue Ankömmlinge wären. Sie thaten tausend Fragen, auf welche Rincon und Cortado mit Laune und Gewandtheit antworteten.

Indem kam ein Mann, wie ein geistlicher Student gekleidet, und ein Offizier gegangen. Der Student rief Cortado, und der Soldat Rincon zu sich, beyde von der Sauberkeit ihrer neuen Körbe

angelockt. „In Gottes Nahmen!“ riefen sie beyde. „Ein Handgeld, Herr Offizier, (sprach Rincon) zum Anfang meines Gewerbes.“

„Sollst ein gutes haben, mein Sohn (versetzte der Kriegsmann). Ich habe gewonnen, und bin verliebt; und ich will heute einigen Freundinnen meines Mädchens einen Schmaus geben.“

„Ladet mir nur auf, was Ihr wollt (sprach Rincon). Ich habe Lust und Kraft genug, den ganzen Markt leer zu schleppen; und wenn 's nöthig wäre, mit anrichten zu helfen, so wär' ich ebenfalls zu Dienst.“

Dem Soldaten gefiel die Munterkeit des Burschen, und er sagte, wenn er Lust hätte zu dienen, so wollte er ihn von seinem armseligen Gewerbe erlösen. Rincon gab ihm zur Antwort: weil es der erste Tag wäre, daß er es versuchte, so möchte er's nicht eher wieder aufgeben, bis er sähe, was es für Gutes, oder Unannehmliches mit sich führte. Wenn es ihm aber mißfallen sollte, so gäbe er ihm sein Wort, lieber bey ihm, als bey dem besten Domherrn zu dienen. Der Soldat lächelte, gab ihm

eine gute Tracht, und geleitete ihn nach dem Hause seiner Dame, damit er es künftig ohne Wegweiser wieder finden könnte. Rincon versprach ehrliche Bedienung und gute Aufführung. Der Offizier gab ihm drey Viertelrealen, und mit einem Sprunge war Rincon wieder am Markt, um keine Kundschaft zu versäumen; denn diese Aufmerksamkeit hatte ihnen der Asturier sehr empfohlen, und ihnen zugleich gesagt, wenn sie kleine Fische, wie Sardellen, Gründlinge, und dergleichen trügen, so könnten sie immer einige davon für sich zurücklegen; doch mit gehöriger Vorsichtigkeit und Klugheit, damit sie das Zutrauen ihrer Kundleute nicht verlöhren, worauf es bey ihrem Gewerbe am meisten ankäme.

So schnell Rincon auch zurück kam, so war doch Cortado schon vor ihm wieder auf seinem Platze. Er kam ihm entgegen, und fragte, wie es ginge. Rincon öffnete die Hand, und zeigte ihm die drey Quartillos. Cortado griff in den Busen, und zog ein Beutelchen heraus, das einmahl in vorigen Zeiten goldgelb gewesen zu seyn schien. Es war ziemlich gefüllt. „Mit diesem Beutelchen (sprach er) und mit noch zwey Quartillos in den Kauf, hat mir Seine Würden, der geistliche Herr,

meinen Gang bezahlt. Nimm den Beutel hin, Rincon; denn man weiß nicht, was geschehen kann."

Kaum hatt' er seinem Cameraden den Beutel heimlich zugesteckt, so kam der Student schwitzend und in Todesängsten zurück, und fragte Cortado, so bald er ihn ansichtig ward, ob er nicht von ungefähr einen Beutel gesehen hätte, den er ihm aufs genaueste beschrieb, worin sich funfzehn goldene Kronen, drey Ortsthaler, und einige Viertel- und Achtelrealen befunden hätten; und ob er nicht wüßte, wer ihn ihm könnte genommen haben, indem er mit ihm herum gegangen wäre, um Sachen einzukaufen.

Mit der künstlichsten Verstellung, und ohne seine Miene, oder Farbe zu verändern, gab ihm Cortado zur Antwort: „Ich kann Euch weiter nichts von dem Beutel sagen, als daß er unmöglich kann verlohren seyn, wenn Eur Würden nicht versäumt haben, ihn vorsichtig zu verwahren."

„Das ist eben mein Unglück (sprach der Student), daß ich ihn muß schlecht in Acht

genommen haben, weil man ihn mir gestoh-
len hat."

„Ja, das däucht mich selbst (sprach Cortado mit verstellter Einfalt). Doch für alles giebt's ja Mittel; nur nicht für den Tod. Das erste, was ich Eur Würden rathen kann, ist, Geduld zu haben. Unser Herr Gott hat uns ohne Geld erschaffen. Ein Tag geht, und der andere kommt. Bald giebt man, bald nimmt man. Wer weiß, ob's dem Schelm, der den Beutel gestohlen hat, nicht mit der Zeit gereut, und er bringt Euch das Geld mit Zinsen wieder."

„Die Zinsen wollt' ich ihm gern schenken," versetzte der Student.

„Und überdieß (fuhr Cortado fort), so giebt's ja noch Bannbriefe, und wer fleissig sucht, ist glücklich im Finden. Wahrhaftig, ich möchte um Vieles nicht der Dieb seyn, der Eur Würden bestohlen hat; zumahl, wenn Ihr schon ein geweihter Priester seyd. Ich würde mich fürchten, grosse Blutschande, oder Kirchenraub begangen zu haben."

„Ja wohl hat er Kirchenraub begangen, (sprach der betrübte Geistliche). Ich bin zwar selbst kein Priester, sondern nur Küster bey einem Nonnenkloster; aber das Geld in dem Beutel war das Tertial einer Pfarre, das ich für einen Priester, der mein Freund ist, gehoben hatte; folglich ist es heiliges und geweihtes Geld.“

„Er wird's zeitig genug auf dem Brode fressen müssen (sprach Rincon). Ich mag den Gewinnst nicht mit ihm theilen. Am jüngsten Tage wird alles ans Licht kommen; und da wird sich's wohl zeigen, wer dem Galgen hier entlaufen ist, und sich unterstanden hat, einen Pfarrherrn um sein Tertial zu betriegen und zu bestehlen. Aber thut mir doch den Gefallen, Herr Kirchner, und sagt mir, wie viel trägt wohl die Pfarre des Jahrs ein?“

„Satans Hörner trägt sie ein. Was Teufel! Ist's jetzt Zeit, mich zu fragen, was sie einträgt? (sprach der Küster voll Gift und Galle). Wißt Ihr was von meinem Beutel, guter Freund, so sagt mir's. Wo nicht, so geht mit Gott, und ich laß' ihn ausrufen.“

„Daran thut Ihr gar nicht übel (sprach Cortado). Aber vergessen Eur Würden ja nicht, den Beutel genau zu beschreiben, und das Geld das darin ist, richtig anzugeben; denn wenn Ihr Euch um einen Pfennig irrt, so bekommt ihr ihn in eurem Leben nicht wieder zu sehen; das kann ich Euch prophezeyen."

„Damit hat's keine Noth. Ich habe die Summe an den Fingern, wie die Glocken am Strick, und werde mich um keinen Häller irren," sprach der Kirchner, und zog ein Schnupftuch aus der Tasche, um sich den Schweiß ab zu wischen, der ihm, wie aus einem Destillierkolben vom Gesichte troff.

Kaum hatten Cortados Augen das Tuch wahrgenommen, so nahm er sich auch vor, es in seine Hände zu bekommen. Er folgte dem Kirchner nach, wie er wegging, und hohlte ihn auf der Treppe wieder ein. Hier zog er ihn auf die Seite, und schwatzte ihm so viel Unsinn vor, von der Entwendung seiner Börse, und von den Mitteln, sie wieder zu finden, indem er ihm allerhand Hoffnungen machte, und immer eins in das andere schwatzte, ohne eine einzige Rede zu Ende zu bringen, daß der

arme Küster ihm ganz verwirrt zuhörte, und sich jedes Wort zwey bis dreymahl wiederhohlen ließ; weil er nicht klug daraus werden konnte. Cortado sah ihm unterdessen immer aufmerksam ins Gesicht, und verwandte kein Auge von seinen Blikken. Der Kirchner starrte ihn eben so an, und hing (wie man zu sagen pflegt) mit den Augen an seinen Lippen. Dieß Hinbrüten des Küsters gab dem Cortado Gelegenheit, seinen Streich auszuführen. Er zog ihm behende das Tuch aus der Tasche, und nahm Abschied von ihm; indem er ihm sagte, er wollte ihn gegen Abend an demselben Orte wieder sehen; denn er hätte einen durchtriebenen Buben von seinem eigenen Alter, Grösse, und Gewerbe, sehr in Verdacht, daß er ihm die Börse gestohlen habe; und er nähme es auf sich, die Sache über kurz oder lang auszukundschaften. Damit tröstete sich der arme Küster einigermassen, und nahm wieder Abschied von Cortado. Dieser ging zu Rincon, welcher in einer kleinen Entfernung alles angesehen hatte.

Etwas weiter hin stand ein anderer Marktläufer. Dieser hatte ebenfalls alles bemerkt, und daß Cortado seinem Cameraden das Tuch gab. Er trat

näher, und sagte: „Mit Verlaub, meine Herren; Ihr seyd wohl auch Schnipfer?" *)

„Wir verstehen dieß Wort nicht, Herr Patron," sprach Rinçon.

„So! Ihr verkneißt's nicht, Ihr Herren Genfer?"

„Wir sind weder Genfer, noch Neuburger, (sprach Cortado). Wollt Ihr sonst was von uns, so sprecht. Wo nicht, so geht mit Gott."

„Also, Ihr versteht mich nicht? (sprach der Bursch). Gut; so will ich's Euch mit 'nem silbernen Löffel eingeben: Ich wollte nur fragen, meine Herren, ob Ihr nicht Beutelschneider seyd. Doch wozu die Frage? da ich weiß, daß Ihr's seyd. Sagt mir aber, warum Ihr Euch nicht bey der Schoßtafel des Herrn Monipodio gemeldet habt?"

---

*) Die Erklärung dieses Worts und anderer rothwälschen Ausdrücke, die hier vorkommen, findet sich am Ende der Novelle.

„Giebt man denn hier zu Lande Schoß und Zins vom Beutelschneiden?“ fragte Rincon.

„Wenn man auch nicht Schoß davon giebt (antwortete der andere), so läßt man sich doch bey Herrn Monipodio einschreiben. Ich rath' Euch also, mit mir zu gehen, und ihm eure Aufwartung zu machen; und untersteht Euch nur nicht, ohne seine Erlaubniß zu stehlen, oder es wird Euch theuer zu stehen kommen.“

„Ich habe immer geglaubt (sprach Cortado), das Stehlen wäre eine freye Kunst, wofür man weder Zoll, noch Abgaben entrichtete; oder wenn man ja dafür bezahlte, so geschähe es auf einem Bret, auf Kosten des Buckels, oder der Gurgel. Weil es aber so seyn muß, und weil ein jedes Land seine eigenen Sitten hat, so wollen wir uns in den hiesigen Gebrauch fügen. Denn da wir hier an dem berühmtesten Orte in der Welt sind, so werden auch wohl hier die regelmässigsten Gebräuche Statt finden. Führt uns denn nur hin, Herr Camerad, zu diesem Cavalier, von dem Ihr sprechet; denn nach allem, was wir von ihm hören, muß er sehr gelehrt, berühmt, und hocherfahren in der Kunst seyn.“

„Das sollt' ich meynen, daß er Geschicklichkeit, Muth und Erfahrung besitzt (sprach der Bursch). Denn in den vier Jahren, seit welchen er unser Vater und Vorsteher ist, sind nur vier von uns geschnürt worden; ungefähr dreißig haben Speck und Blaukohl bekommen, und zwey und sechszig sind auf den Köther kofen geschickt worden.“

„Die Wahrheit zu sagen, Herr Camerad, (sprach Rincon) wir verstehen diese Wörter so wenig, wie Griechisch.“

„Laßt uns nur weiter gehen (versetzte der andere). Ich will sie Euch unterweges schon erklären, nebst noch mehreren, die Euch so nöthig sind, zu verstehen, wie das Brod, das Ihr in's Maul steckt.“

Er gab Ihnen hierauf von der Diebssprache, die man gewöhnlich Rothwälsch zu nennen pflegt, eine ziemlich ausführliche Erklärung; denn der Weg war lang. Rincon fragte ihn darauf, ob er auch ein Beutelschneider wäre.

„Ja, das bin ich, Gott und guten Leuten zu dienen, (gab er zur Antwort). Aber ich bin noch keiner von den Ausgelernten; denn mein Lehrjahr ist noch nicht zu Ende."

„Das klingt sonderbar, (sprach Cortado), daß es Diebe in der Welt giebt, Gott und guten Leuten zu dienen."

„Herr! (sprach der andere): Ich bekümmere mich um keine Tologie; aber ich denke, daß ein jeder in seinem Beruf zur Ehre Gottes wirken kann; zumahl wo so gute Ordnung herrscht, wie bey den Untergebenen des Herrn Monipodio."

„Diese Ordnung muß allerdings sehr löblich und heilig seyn, (sprach Rincon), wenn sie den Diebstahl zum Gottesdienst machen kann."

„Sie ist so gut und gottselig, (antwortete der andere), daß ich nicht weiß, ob man eine bessere in unserm Gewerbe einführen könnte. Monipodio hat verordnet, daß wir von allem, was wir stehlen, ein Almosen zurücklegen müssen, zum Lampenöhl für ein hochheiliges Bild in dieser Stadt; und wir

haben wahrlich schon wunderbare Wirkungen von diesem guten Werke erlebt. Noch vor wenigen Tagen hielt einer von unsern Klebisgenfern, der ein Par Chammer geschnipft hatte, drey Zwicke auf der Manne aus, (so schwach er auch war, weil er das viertägige Fieber hatte), und ließ sich doch nicht zum Schuffen bringen. Wir andern Cameraden schreiben dieses seiner grossen Frömmigkeit zu; denn seine natürlichen Kräfte hätten nicht hingereicht, den ersten Zwick auszuhalten. Weil Ihr vermuthlich einige Wörter, die ich jetzt eben gebraucht habe, nicht verstehen möchtet, so will ich mein Gewissen befreyen, und sie Euch erklären, ehe Ihr mich darum fragt. Ihr müßt wissen, ein Klebisgenfer heißt bey uns ein Pferdedieb. Die Manne bedeutet die Folter, und ein Chammer ist (mit Erlaubniß zu sagen) ein Esel. Der erste Zwick des Dollingers ist die Daumschraube. Uebrigens beten wir täglich unsern Rosenkranz, und einige von unsern Leuten stehlen niemahls am Freytag, und haben am Sonnabend mit keinem Weibsbilde zu schaffen, das Maria heißt."

„Das ist ja alles vortrefflich (sprach Cortado). Aber sagt mir doch, giebt es bey Euch sonst auch noch andere Busse, oder Wiedererstattung.“

„Von Wiedererstattung ist nie bey uns die Rede. Denn diese ist unmöglich, da das Gestohlene in so viele Theile geht; indem ein jeder von unsern Gesellen und Gehülfen den seinigen bekommt, und folglich der erste Stehler nichts wieder erstatten kann. Ausserdem wird uns auch dieses von Niemand anbefohlen, da wir nie zur Beichte gehen; und wenn man auch Bannbriefe gegen uns löset, so kommen sie keinem von uns zu Ohren; weil wir nicht in die Kirche gehen, ausser an hohen Jubelfesten, wo es unter der Menge von Leuten für uns etwas zu verdienen giebt.“

„Und diese Lebensart haltet Ihr Herren für gut und fromm?“ sprach Cortado.

„Nun, was ist denn Böses dran? (versetzte der Bursch). Ist es nicht viel ärger, ein Ketzer, oder ein Renegat zu werden, Vater und Mutter umzubringen, oder Sulamitherey zu treiben?“

„Sodomiterey wollt Ihr sagen, Compeer,“ sprach Rincon.

„Das sagt' ich auch,“ sprach der Camerad.

„Es taugt alles mit einander nicht (versetzte Cortado). Weil es aber unser Schicksal einmahl gewollt hat, daß wir in diese Brüderschaft treten sollen, so laßt uns nur risch vorwärts gehen; denn ich brenne schon vor Ungeduld, diesen Herrn Monipodio zu sehen, von dem ich so viel schöne Dinge höre.“

„Euer Wunsch wird gleich erfüllt werden (sprach der Führer). Dort seht Ihr schon sein Haus. Bleibt Ihr Herren nur an der Thüre, bis ich hinein gehe, und sehe ob er Muße hat; denn um diese Stunde pflegt er Audienz zu geben.“

„Zur guten Stunde sey's gesprochen!“ sagte Rincon; und der Führer ging einige Schritte voraus, und trat in ein Haus von sehr übelem Ansehen, indeß die beyden andern vor der Thüre warteten. Er kam bald wieder, und führte sie hinein, und befahl ihnen, in einer kleinen mit Ziegeln ge-

pflasterten Halle zu warten, die so rein gewaschen war, daß sie wie lauter Carmin und Zinnober schien. An einer Seite stand eine Bank mit drey Füssen; in der andern Ecke ein grosser zerbrochener Wasserkrug mit einer Schöpfkanne ohne Schnauze und Henkel; und in der Mitte ein grosser Blumentopf. Unsere beyden Bursche betrachteten das ganze Hausgeräth, indeß Herr Monipodio sich erwarten ließ; und weil er lange zögerte, so erdreistete sich Rincon, in ein Zimmer im untersten Stocke hinein zu gehen, wo an vier Nägeln zwey Raufdegen und ein Par Tartschen von Kork hingen. Hier stand eine grosse Kiste, offen und ohne Deckel, und an der Erde lagen drey Binsenmatten. An der Wand, der Thüre gegenüber, befand sich ein grober Holzschnitt geklebt, der das Bild der heiligen Jungfrau vorstellte. Unter demselben hing ein kleines Körbchen, neben welchem ein weisses Becken in die Wand eingemauert war. Rincon schloß daraus, daß der Korb diente, um Almosen darein zu legen, und das Becken zum Weihwasser; und so verhielt es sich auch. Unterdessen traten zwey Jünglinge hinein, von ungefähr zwanzig Jahren, wie Studenten gekleidet, und kurz nach ihnen ein Par Markthelfer und ein Blinder, die alle, ohne ein Wort zu reden,

in der Halle auf und ab gingen. Bald darauf kamen ein Par alte Männer in Frießröcken, mit Brillen auf der Nase, die ihnen ein ernsthaftes, ehrwürdiges Ansehen gaben, und mit grossen Rosenkränzen in den Händen. Ihnen folgte eine verschleyerte Alte, welche stillschweigend in das Zimmer ging; mit grosser Andacht Weihwasser nahm; vor dem Bilde eine geraume Zeit niederkniete; dann, nachdem sie dreymahl die Erde geküßt, und eben so oft beyde Hände und die Augen gen Himmel erhoben hatte, aufstand, ihr Almosen in den Korb legte, und sich zu der übrigen Gesellschaft in der Halle begab. Mit einem Worte, hier versammelten sich in kurzer Zeit gegen vierzehn Personen von allerley Gewerben und Trachten, und zuletzt traten noch ein Par rüstige, wohlgekleidete Gesellen herein, mit grossen Stutzbärten, tiefen Hüten, steifen Kragen, farbigen Strümpfen, und breiten Kniebändern mit grossen Rosen. Sie trugen mächtig lange Degen, und statt der Dolche Pistolen in den Gürteln, an welchen auch ihre Tartschen hingen. Beym Hereintreten massen sie Rincon und Cortado mit ihren Blicken, als Unbekannte, deren Gegenwart sie befremdete, und fragten sie darauf, ob sie mit zu der Brüderschaft gehörten.

„Zu dienen," gab Rincon zur Antwort.

Jetzt kam die Stunde und der Augenblick, in welchem Herr Monipodio sich herunter begab, den diese löbliche Gesellschaft so sehnlich erwartete, und ihn mit Vergnügen erscheinen sah. Er schien ungefähr fünf, oder sechs und vierzig Jahr alt zu seyn, war groß gewachsen, schwarz von Angesicht, mit dicken, schwarzen, zusammengewachsenen Augenbrauen und starkem borstigen Bart, und die Augen lagen ihm tief im Kopfe. Er war im Hemde, durch dessen Schlitz ein Wald von Haaren zu sehen war, der ihm die Brust bedeckte. Ein wollener Mantel reichte ihm fast bis über die Füsse, an welchen er aufgeschlitzte Schuhe trug. Seine weiten leinenen Pumphosen hingen ihm bis auf die Knöchel herab. Sein grober Hut war von der glockenförmigen Art mit breitem Rande. Um die Brust und Schultern hing ihm ein Wehrgehänge, mit einem kurzen breiten Säbel. Seine Fäuste waren kurz und haarig; die Finger plump und dick, und die Nägel abgenagt und mit Fleisch überwachsen. Seine Schenkel bedeckte der Mantel; aber die Füsse waren übermässig groß, breit, und voll Schwielen und Hühneraugen. Mit einem Worte, er war der plumpste, häß-

lichste und ungeschlachteste Halunke von der Welt.

Der Führer unserer beyden Abentheurer kam mit ihm herunter, nahm diese bey den Händen, und stellte sie dem Monipodio vor, indem er sagte: „Dieß sind die beyden braven Bursche, von welchen ich Euch erzählt habe, Herr Monipodio. Hexemniert sie nur; so werdet Ihr finden, daß sie werth sind, in unsere Gemeinschaft aufgenommen zu werden.“

„Herzlich gern,“ sprach Monipodio.

Wir haben vergessen zu sagen, daß Jedermann in der Halle, wie Monipodio herunter kam, ihm eine tiefe und ehrerbietige Verbeugung machte, ausser den beyden Raufern, die nur den Hut ein wenig rückten, und dann gleich wieder auf und ab gingen.

Monipodio ging umher in der Halle, und unterhielt sich mit den beyden neuen Ankömmlingen, die er nach ihrem Gewerbe, Geburtsorte, und Aeltern fragte.

„Unser Gewerbe (sprach Rincon) könnt Ihr leicht errathen, da wir uns bey Euch melden. Unser Geburtsort gehört (wie mich däucht) nicht zur Sache, so wenig als unsere Abkunft; indem nicht die Frage davon ist, uns in einen adeligen Orden aufnehmen zu lassen."

„Ihr habt Recht, mein Sohn (sprach Monipodio), und Ihr thut nicht übel, diese Dinge geheim zu halten. Denn wenn die Sachen nicht nach Wunsch gingen, so wäre es nicht gut, wenn man unter dem Siegel des Notars, oder im Protocoll die Worte läse: N. N., ein Sohn des N. N. gebürtig aus N. N. ward an diesem Tage gehangen, oder ausgestrichen, oder dergleichen; welches zum wenigsten zarte Ohren beleidigen möchte. Also sag' ich noch einmahl, daß es eine nützliche Vorsichtigkeit ist, seinen Geburtsort zu verschweigen, seine Aeltern nicht zu nennen, und den eigenen Nahmen zu verändern. Obwohl nun sonst unter uns kein Geheimniß Statt findet, so verlange ich doch von Euch vor der Hand nur eure Nahmen zu wissen."

Rincon und Cortado sagten ihm die ihrigen. „Künftig, Rincon (sprach Monipodio),

sollst Du Rinconet, und Du, Cortado, sollst Cortadillo heissen. Diese Nahmen schicken sich am besten zu eurem Alter, und zu unsern Sitten; nach welchen wir es nicht minder zur Regel machen, die Nahmen der Aeltern unserer Mitbrüder zu wissen; weil wir jährlich gewisse Seelmessen für unsere verstorbenen Freunde und Wohlthäter lesen lassen, und das Stupendum dazu aus unsern Almosen zusammenbringen. Denn solche Messen, wenn sie gehörig gelesen und bezahlt werden, sollen den abgeschiedenen Seelen zur grossen Recomptation dienen. Unter unsere Wohlthäter rechnen wir den Advocaten, der uns vertheidigt; den Scharwächter, der uns warnet; den Henker, der mitleidig gegen uns ist; ferner denjenigen, welcher, wenn einer von uns auf der Flucht von einer Menge Leute verfolgt wird, die ihm nachrufen: „Halt den Dieb!" sich ins Mittel schlägt, und zu den Leuten spricht: „Ueberlaßt den armen „Teufel seinem Gewissen; er ist unglücklich genug; „seine Schuld sey auf seinem Kopf; wie er's eingebrockt hat, laßt's ihn ausfressen." Unter unsere Wohlthäterinnen zählen wir auch die mitleidigen Schwestern, die uns mit ihrem Schweiß und Arbeit im Kerker und vor Gericht beystehen. Auch

die Aeltern, die uns in die Welt setzen, sind unsere Wohlthäter; imgleichen der Gerichtsschreiber, der sich so gegen uns benimmt, daß ein Verbrechen uns nicht zur Uebelthat angerechnet, oder daß die Uebelthat nur gelinde bestraft wird. Für alle diese Wohlthäter feyert unsere Brüderschaft alle Jahr ein Adversarium, mit so vielem Pomp und Solität, als wir können."

„Das ist in der That eine Handlung, (sprach Rinconet), welche des tiefen und grossen Verstandes würdig ist, den man uns an Euch so sehr gerühmt hat, Herr Monipodio. Aber noch leben unsere Aeltern; und wenn sie ja sterben sollten, so wollen wir sogleich dieser löblichen Brüderschaft Nachricht geben, damit Ihr für ihre Seelen die Recomptation, oder das Adversarium veranstalten könnt, mit all' eurem gewöhnlichen Pomp und Solemnität; wenn Ihr's nicht lieber mit Solität thut, wie Ihr so richtig gesagt habt."

„Das soll geschehen, oder ich lasse mich reppeln," sprach Monipodio, und sagte zu dem, der sie hergeführt hatte: „Halloh, Ganchuelo! Sind die Schmieren gehörig ausgestellt?"

„Ja (sprach Ganchuelo); drey Schmieren stehen auf der Lauer, und wir haben keinen Ueberfall zu besorgen.“

„Gut; um wieder auf unsere Sache zu kommen, Kinder, (sprach Monipodio), so möcht' ich wissen, was Ihr versteht, damit ich Euch euer Amt und Geschäft anweisen könne, wie es sich am besten zu eurer Neigung und Geschicklichkeit paßt.“

„Ich verstehe mich ein wenig aufs Jonen (sprach Rincon). Ich weiß die Briefe zu pakken, Volte zu schlagen, abzuheben, und jede Karte im Finstern zu finden, so gut, wie meine Nase. Kurz, ich getraue mir, den besten Horken zu vermonen, wenn er auch Dirlinge hätte, wie ein Luchs.“

„Gut genug für den Anfang (sprach Monipodio). Doch das sind lauter abgedroschene Künste, die man nur bey solchen Weißhulmen anbringen kann, die sich die Nase am hellen Mittage auswischen lassen. Wir wollen uns aber mit der Zeit weiter sprechen. Mit einem halben Duzzend Lehrstunden kann man auf diesen Grund schon

etwas bauen, und ich hoffe mit Gottes Hülfe, Euch zu einem guten Gilcher, und vielleicht bald zum Erlat zu bilden."

„Alles Eur Gestrengen und den Herren Mitbrüdern zu dienen," sprach Rinconet.

„Und was verstehst Du denn, Cortadillo?"

„Ich verstehe die Kunst, die man zwey hinein und fünf heraus nennt, und weiß eine Tasche geschickt und behende zu finden."

„Kannst Du sonst noch was?"

„Ach nein, zu meinem grossen Leidwesen," sprach Cortadillo.

„Sey nur nicht verzagt, mein Sohn (versetzte Monipodio). Du bist in eine Schule gekommen, wo deine Gaben nicht verlohren gehen sollen, und wo Du in allem zunehmen wirst, was Dir nützlich ist. Aber sagt mir nun auch, wie steht's um den Muth?"

„Wie sollt's da anders, als gut stehen? (sprach Rinconet). Wir haben Muth, alles zu wagen, was zu unserer Kunst und Gewerbe gehört."

„Das ist schon gut (sprach Monipodio). Aber ich wollte wissen, ob Ihr auch Herz genug habt, ein halbes Dutzend Zwicke auf der Manne zu vertragen, ohne zu schuffen, oder auch nur das Maul zu verziehen."

„Wir haben hier schon gehört, was die Manne für ein Ding ist, Herr Monipodio (sprach Cortadillo); und wir haben Herz zu allem. Denn wir sind nicht so dumm, daß wir nicht wüßten, daß die Gurgel für die Zunge büßen muß, und daß der Himmel einem Wagehals (um ihn nicht anders zu nennen) Gunst genug beweist, wenn er sein Leben von seiner eigenen Zunge abhängen läßt; ist doch ein Nein eben so leicht ausgesprochen, als ein Ja!"

„Genug; mehr braucht's nicht (sprach Monipodio). Dieser Umstand allein überzeugt mich, bewegt mich, fordert mich auf, und zwingt mich, Euch mit einem Mahl zu Gilchern

zu machen, und Euch das Lehrjahr zu schenken."

„Ich bin eurer Meynung" sprach einer von den Raufern; und alle Anwesenden, welche die Unterredung angehört hatten, stimmten mit ein, und baten Monipodio, ihnen von Stund' an alle Rechte und Freyheiten der Gemeinschaft zuzustehen, weil ihre gute Miene und Reden es alles verdienten. Monipodio antwortete, daß er, um ihnen gefällig zu seyn, den Novizen alles einräume, und er erinnerte diese, es als keine geringe Gefälligkeit anzusehen; indem ihnen dadurch die Hälfte geschenkt würde, welche sie sonst im ersten Jahre von ihrem Theilik abgeben müßten; imgleichen würden sie von allen niedrigen Diensten in diesem Jahre befreyt, nähmlich den älteren Brüdern in der Klems, oder in ihren Bossen Botschaft zu bringen. Sie dürften auch in der Schwäche kauschern Jochem schöchen, und zur Kobera gehen, ohne von ihrem Barniß Erlaubniß zu bitten; mit den älteren Gilchern gleichen Theilik fordern; nebst mehr dergleichen Vortheilen: welches alles sie als eine grosse Gunst aufnahmen, so wie es von den andern mit bestem Willen zugestanden ward.

Indem kam ein Knabe hereingesprungen, und sagte, der Rennersetzer käme gegangen; er hätte aber keine Iltisse bey sich.

„Seyd nur alle ruhig (sprach Monipodio). Er ist ein guter Freund, und kommt niemahls, um uns zu schaden. Sitzt still; ich will hinaus gehen, und mit ihm sprechen.“

Damit beruhigten sie sich alle; denn sie waren zum Theil schon ein wenig unruhig geworden. Monipodio ging hinaus, und sprach vor der Thüre mit dem Diebsfänger. Wie er zurück kam, fragte er: „Wer hat heute die Schmiere zu San Salvador gehabt?“

„Ich“ sprach Sanchuelo.

„Warum ist denn noch kein gelbes Beutelchen zum Vorschein gekommen, mit funfzehn Goldgülden, zwey Ortsthalern und ich weiß nicht wieviel Viertelrealen darin?“

„Es ist wohl wahr (sprach Sanchuelo), daß solch ein Beutelchen heute vermißt worden ist;

aber ich hab' es nicht genommen, und weiß auch nicht, wer es gethan hat."

„Kein Unterblenden und keine Ausreden mit mir! (sprach Monipodio). Das Beutelchen muß heraus; denn der Kennerfetzer will's haben, und er ist ein Freund, der uns das Jahr hindurch tausend Dinge zu Gefallen thut."

Der Bursch schwor noch einmahl, daß er nichts davon wüßte. Monipodio fing an, so zornig zu werden, daß ihm die Augen funkelten. „Niemand (rief er) treibe seinen Scherz mit der geringsten unserer Verordnungen; oder es soll ihm das Leben kosten. Heraus mit dem Säckel! und wenn ihn einer verhehlt, um die Abgaben zu vermeiden, so will ich ihm seinen Theilik ohne Abzug geben, und will das Fehlende aus meiner Tasche bezahlen; denn der Kennerfetzer soll und muß befriedigt werden."

Ganchuelo fing von neuem an, zu schwören und sich zu verfluchen, und sagte, er hätte den Beutel weder genommen, noch mit Augen gesehen. Das alles brachte den Monipodio immer mehr

in Hitze, und die ganze Rotte in Bewegung; weil sie meynten, daß ihre Statuten und heilsamen Verordnungen gebrochen würden. Wie Rinconet all' diesen Lärm und Aufruhr sahe, dacht' er, es wäre am besten, ihn zu stillen, und seinem Oberhaupte, welches vor Wuth bersten wollte, gefällig zu seyn. Er berathschlagte sich mit seinem Freunde Cortadillo, und auf beyderseitiges Gutachten zog er die Börse des Küsters hervor, und sagte: „Meine Herren! hier ist der Beutel, und es fehlt nichts an dem Inhalte, den der Diebsfänger angegeben hat. Mein Camerad Cortadillo hat ihn heute erobert, nebst einem Sacktuche, das er demselben Eigenthümer abgelauert hat.“ Cortadillo zog das Tuch hervor, und zeigte es.

„Cortadillo der Gute (sprach Monipodio) — bey diesem Beynahmen soll er künftig genannt werden — kann das Tuch behalten, und ich will ihm noch ausserdem diesen Dienst lohnen. Den Beutel soll der Kennerfetzer wieder haben; denn er gehört einem Küster, der sein Verwandter ist, und man muß sich nach dem Sprichworte richten: giebt Dir einer die ganze Henne, so kannst Du ihm wohl einen Flügel wie-

der geben. Dieser gute Kennersetzer sieht uns an einem Tage mehr durch die Finger, als wir ihm in hundert vergelten können."

Alle Anwesenden lobten einstimmig den Edelmuth der beyden neuen Mitbrüder, und das Urtheil und den Spruch ihres Hauptmanns, welcher dem Häscher den Beutel hinaus brachte. Cortadillo behielt den Beynahmen des Guten, so wie Don Alonzo Perez de Guzman der Gute, der das Messer über die Mauer von Tarifa warf, um seinem einzigen Sohn den Hals damit abzuschneiden.

Wie Monipodio wieder kam, traten ein Par Weibsbilder mit ihm herein, mit gemahlten Gesichtern, mit Lippen voll Schmiere, und Busen voll Bleyweiß; in Mäntelchen von Rasch, und mit einer Miene voll Frechheit und Unverschämtheit. Rinconet und Cortadillo hielten sie auf den ersten Blick für Buhlschwestern, und irrten sich nicht. So wie sie hineinkamen, eilten sie mit offenen Armen zu den beyden Raufern, deren einer Chiquisnaque hieß, und der andere Maniferro, weil er eine eiserne Hand hatte, statt einer andern,

die man ihm von Gerichts wegen abgehauen hatte. Sie umarmten die Weibsbilder mit Freuden, und fragten, ob sie etwas mitgebracht hätten, um den Hauptcanal anzufeuchten.

„Denkst Du, wir würden so was vergessen, mein Wackrer? (fragte die eine, die sich die Gananciosa nannte). Dein Schegesla Salvatillo wird den Augenblick hier seyn, mit einem Wäschkorbe, voll mit dem, was Gott beschert hat.“

In dem Augenblicke kam auch wirklich ein Bube herein, mit einem Wäschkorbe, über welchen ein Betttuch gedeckt war. Alles freute sich über des Silvato Ankunft, und sogleich befahl Monipodio, eine von den Binsenmatten aus dem andern Gemache zu bringen, und sie mitten in der Halle auszubreiten. Zugleich befahl er der Gesellschaft, sich im Kreise zu lagern, um bey dem kühlenden Trunk von allerhand nöthigen Dingen zu schwatzen.

Die Alte, welche vor dem Bilde ihre Andacht verrichtet hatte, sagte: „Sohn Monipodio! Ich bin nicht für Wohlleben; denn mich plagt

schon seit zwey Tagen ein Schwindel, daß ich närrisch werden möchte; und überdieß muß ich noch vor Mittag meine Andachtsübungen verrichten, und mein Lichtchen vor unserer lieben Frau zum Wasser, und vor dem Crucifix bey den Augustinern aufstecken; und das würd' ich nicht unterlassen, wenn 's auch schneyte und stürmte. Ich bin nur hergekommen, weil der Renegat und Centopies mir gestern Abend einen Korb mit Wäsche ins Haus gebracht haben, der noch wohl etwas grösser ist, als dieser; und wahr und wahrhaftig, alles war noch voll Seifenlauge, welche die armen Schelme wohl noch nicht hatten abspülen können; denn sie schwitzten grosse Tropfen, und es war ein Jammer, zu sehen, wie sie keichten und wie ihnen der Schweiß vom Gesichte troff, daß sie aussahen, wie die Engelchen. Sie sagten mir auch, sie wären einem Viehhändler auf der Spur, welcher Schafe bey der Fleischbank hätte wägen lassen; und sie wollten sehen, ob sie nicht einer mächtigen Geldkatze beykommen könnten, die er bey sich führte. Die Wäsche haben sie weder ausgepackt, noch nachgezählt; weil sie sich auf meine Gewissenhaftigkeit verliessen. Und so wahr ich hoffe, unser Herr Gott werde meine guten Wünsche erfüllen, und uns alle

vor den Klauen des Gerichts bewahren, ich habe den Korb nicht angerührt, und er steht da noch so unversehrt, wie er zur Welt gekommen ist."

„Wir glauben Euch, Frau Mutter (sprach Monipodio). Laßt den Korb nur dort; in der Schneiderstunde will ich hinkommen, und will nachsehen und aufschreiben, was darin ist, und geben Jedem ehrlich und redlich, was ihm zukommt, wie ich gewohnt bin."

„Wie Ihr wollt, mein Sohn, (erwiederte die Alte); und weil's spät wird, so gebt mir ein Trünkchen, wenn Ihr eins habt, um meinen schwachen Magen zu stärken."

„Wie groß soll das Trünkchen seyn, liebes Mütterchen?" fragte die Escalanta, (so hieß die Gefährtinn der Gananciosa). Sie deckte den Korb auf, und es kam ein Schlauch zum Vorschein, der wohl ein Anker Wein hielt, und ein beflochtener Krug, der sein halbes Stübchen und drüber fassen konnte. Diesen füllte die Escalanta, und reichte ihn der andächtigen Alten, die ihn mit beyden Händen umarmte, und nachdem sie ein wenig den

Schaum abgeblasen hatte, sprach sie: „Du hast mir auch reichlich eingeschenkt, Tochter Escalanta; doch unser Herr Gott wird mir Kräfte geben, damit fertig zu werden.“ Darauf setzte sie den Krug an den Mund, und ohne abzusetzen, oder Athem zu hohlen, ließ sie den ganzen Inhalt in den Schlund überlaufen, und sagte, indem sie absetzte: „Ach der Schelm ist von Guadalcanal, und schmeckt recht nach der Traube. Gott erquicke Dich, meine Tochter, wie Du mich erquickt hast! Wenn er mir nur nicht auf nüchternen Magen schadet.“

„Wird nicht schaden, Mutter! (sprach Monipodio). Er ist schon firnig.“

„Das hoff' ich zur heiligen Jungfrau (sprach die Alte). Seht doch zu Kinder, ob Ihr mir nicht einen Viertelreal geben könnt, um die Lichter zu meinem Andachtswerk zu kaufen. In der Eile, womit ich hergelaufen bin, um Euch Nachricht von dem Korbe zu bringen, hab' ich meine Geldtasche zu Hause vergessen.“

„Ich kann Euch geben, Frau Pipota (sprach die Gananciosa). Hier habt Ihr zwey Quar-

tos; für den einen kauft auch ein Licht für mich, und opfert's dem Herrn Sankt Michel, oder wenn Ihr zwey dafür kaufen könnt, so steckt dem Herrn Sankt Blasius auch eins auf. Sie sind beyde meine Schutzheiligen. Ich wünschte, Ihr könntet auch noch ein drittes der Frau Sankt Lucia opfern, zu der ich wegen der Augen meine Andacht verrichte; allein ich habe nicht kleine Münze genug. Ein ander Mahl will ich mich mit allen abfinden."

„Daran wirst Du wohl thun, mein Töchterchen. Sieh Dich vor, und geize nicht. Immer besser, die Lichter gehen vor uns hin, als wenn wir warten, bis die Erben, oder Testamentsverwalter sie aufstecken sollen."

„Mutter Pipota spricht wahr," sprach die Escalanta; steckte die Hand in den Beutel, und gab ihr auch einen Viertelreal, mit der Bitte, zwey Lichterchen denjenigen beyden Heiligen zu opfern, die sie für die hülfreichsten und erkenntlichsten hielte. Damit ging Frau Pipota fort, und sagte beym Weggehen: „Seyd fröhlich, Kinder, so lange Ihr noch Zeit habt. Wenn das Alter

kommt, so werdet Ihr jede Stunde beweinen, die Ihr in der Jugend verlohren habt, so wie ich sie beweine. Empfehlt mich Gott in euren Gebeten. Ich gehe ebenfalls hin, ihn zu bitten, daß er mich und Euch in unserm gefährlichen Beruf vor den Schrecknissen der Gerechtigkeit bewahre."

Wie die Alte fortgegangen war, setzten sich die andern alle um die Binsenmatte herum, und die Gananciosa breitete das Betttuch statt Tischteppich aus. Das erste, was sie aus dem Korbe hervorlangte, war ein grosses Bündel Rettiche, und ein Par Dutzend Pomeranzen und Citronen. Darauf folgte eine mächtige Pfanne mit Stockfisch, in Oehl gebraten, ein halber holländischer Käse, ein Topf voll trefflicher Oliven, eine Schüssel mit Garnelen, und eine Menge Taschenkrebse, mit einer Reizbrühe von Capern und Pfeffer, und drey schneeweisse Fladen von Gandul. Die Frühstücksgesellschaft bestand aus ungefähr vierzehn Personen; und keinem fehlte es an einem tüchtigen Messer, ausser Rinconet, der seinen Saufänger zog. Die beyden Greise mit den Brillen, und der Führer der beyden neuen Mitgesellen, vertraten das Schenkenamt mit dem beflochtenen Kruge.

Aber kaum hatten sie den ersten Angriff auf die Pomeranzen gethan, so hörten sie alle mit Schrekken ein lautes Klopfen an der Thüre. Monipodio gebot Ruhe, ging in das Nebengemach, und langte eine Tartsche herunter, nahm seinen Säbel, ging an die Thüre, und rief mit hohler und fürchterlicher Stimme: „Wer da?“

„Niemand, als ich, Herr Monipodio. Ich bin Tagarote, der auf der Schmiere steht, und wollt' Euch nur sagen, daß Juliane, die Breitköpfige, ganz verweint und mit zerzausten Haaren daher kommt; und es muß ihr gewiß ein grosses Leid widerfahren seyn.“

Indem kam Juliane schluchzend gelaufen, und ward von Monipodio eingelassen, welcher dem Tagarote befahl, wieder auf seinen Posten zu gehen, und künftig seinen Rapport mit weniger Lärm und Gepolter zu geben; welches er versprach. Juliane, ein Geschöpf von derselben Zunft und Gelichter, wie die andern beyden, kam herein mit zerstörten Haaren, und das ganze Gesicht voll Knollen und Beulen; und wie sie in die Halle trat, fiel sie in Ohnmacht. Die Gananciosa und die

Escalanta eilten ihr zu Hülfe, und wie sie sie aufschnürten, fanden sie ihre ganze Brust zerbläut und zerschlagen. Man sprengte ihr Wasser ins Gesicht, und wie sie sich erhohlte, schrie sie: „Zeter im Nahmen Gottes und des Königs über den Fratzenschinder und Lotterbuben, über den feigherzigen Schuft, über den lausigen Gaudieb, den ich mehr Mahl vom Galgen errettet habe, als er Haar im Bart hat! Ich armes Geschöpf! Denkt einmahl wem ich meine Jugend und die Blüte meiner Jahre aufgeopfert habe; einem unbarmherzigen, abgefeimten, ruchlosen Taugenichts!"

„Gieb Dich zufrieden, Jule (sprach Monipodio). Ich will Dir wohl Recht verschaffen. Sag' uns nur, was Dir geschehen ist. Du sollst es uns nicht so geschwind erzählen können, als ich Dich rächen will. Sage mir, hast Du Unfrieden mit deinem Ehrenverfechter gehabt? Wenn's das ist, und Du forderst Rache, so brauchst Du nur ein Wort zu sagen."

„Was für'n Ehrenverfechter! (rief die Jule). Lieber mag der Satan in der Hölle meine Ehre verfechten, als dieser Löwe unter den Lämmern und

Hammel unter den Männern. Ich mit ihm wieder an einem Tisch fressen, oder auf einem Lager liegen?! — Kröten und Schlangen sollen mich lieber fressen. Seht nur, wie er mich am ganzen Leibe zugerichtet hat!“

Hier hob sie die Röcke auf, bis an's Knie, und noch wohl ein wenig höher, und zeigte die Beine voll brauner und blauer Flecken. „Seht (sprach sie); so hat mich der undankbare Schuft Repolido zugerichtet, der mir mehr zu danken hat, als der Mutter, die ihn gebahr. Und warum meynt Ihr wohl, daß er's gethan hat? Ihr denkt wohl, ich hätt' ihm Ursache gegeben? Nein, wahrhaftig nicht! Um nichts anders, als weil er gejont hat, und hat sich besefeln lassen; und da schickt er seinen Schegesla zu mir, ich sollt' ihm dreissig Realen schicken; und ich schick' ihm vier und zwanzig, die ich mit so saurer Mühe erworben habe, daß ich hoffe, der Himmel wird mir meinen Schweiß zur Versöhnung meiner Sünden anrechnen. Zum Lohn für meine Güte und Wohlthat, (weil er vielleicht meynt, ich hätt' ihm etwas von dem geschwänzt, was ich nach seiner Rechnung in Händen haben könnte), lockt er mich diesen Morgen hinaus

aufs Feld hinter dem königlichen Garten; zieht mich nackend aus, und giebt mir mit seiner Degenkoppel (ohne mich wenigstens mit den Schnallen und Karbinern zu verschonen — ja, wenn ich doch den Hund mit centnerschweren Karbinern am Halse sähe! —) so viele Schläge, daß er mich für todt liegen läßt; und daß ich Euch die Wahrheit sage, das könnt Ihr an diesen Striemen wohl sehen."

Hier erhob sie ein neues Zetergeschrey, und forderte nochmahls Rache; die ihr auch Monipodio versprach, und alle übrigen Raufer, die sich gegenwärtig befanden.

Die Ganancioſa war am ersten bey der Hand, ihr Trost zuzusprechen, und sagte, sie gäbe gern ihr liebstes Kleinod darum, daß ihr dergleichen mit ihrem Liebhaber begegnet wäre. „Du mußt wissen, Schwester Jule (sprach sie): was sich liebt, das zankt sich, und wenn diese Teufelskerle uns walken und knüffeln, daß uns die Seele ausgeht, so schmachten sie eben am meisten nach uns. Gesteh' mir nur selbst, ich bitte Dich, wie Dich Repolido recht tüchtig abgestriegelt hatte, schmeichelte er Dir nachher nicht wieder ein Bißchen?"

„Ein Bißchen??? (schluchzte Jule). Hunderttausend Liebkosungen hat er mir gemacht, und 'nen Finger hätt' er sich lassen abhauen, daß ich mit ihm nach seinem Quartier gegangen wäre; ja es schien mir, daß ihm die Thränen in den Augen standen, wie er mich abgeprügelt hatte."

„Daran ist nicht zu zweifeln (antwortete die Gananciosa), und der Schmerz, den er Dir verursacht hat, wird ihm gewiß Thränen ausgepreßt haben. Denn in solchen Fällen hat sich dieß Mannsvolk kaum an uns vergriffen, so reut sie auch schon ihr Vergehen; und Du sollst sehn, Schwesterchen, ob er Dich nicht hier aufsucht, ehe wir noch weggehen, und bittet Dich um Verzeihung wegen des Vergangenen, und schmiegt sich vor Dir, wie ein Hündchen."

„Wahrhaftig (sprach Monipodio), der feige Schurke soll mir hier nicht herein kommen, wenn er nicht erst vollgültige Busse thut für das Verbrechen, das er begangen hat. Was? Seine Hände soll er an die Juliane und an ihren Leib legen, die wohl so sauber und so nährig ist, wie die Gananciosa selbst? Ich weiß nicht, was ich besseres zu ihrem Lobe sagen kann."

„Ach Herr Monipodio! (sprach Juliane). Scheltet nicht zu sehr auf den Strauchdieb. Er mag's so arg machen, wie er will, so kann ich doch nicht umhin, ihm noch mehr gut zu seyn, als meinem eigenen Herzen; und was mir meine Freundinn, die Ganancioſa, zu seiner Entschuldigung gesagt hat, das kehrt mir die Seele im Leibe um, und ich könnte fast selbst hingehen, und ihn aufsuchen."

„Das sollst Du bleiben lassen, wenn Du Dir von mir rathen lässest (sprach die Ganancioſa). Da würd' er sich erst brüsten und breit machen, und spielen mit Dir, wie die Katze mit der Maus. Nein; sitze nur still, Schwesterchen. Es währt nicht lange, so kommt er Dir so reuig angeschlichen, wie ich Dir gesagt habe. Wo nicht, so schreiben wir ihm einen Zettel in Versen, den er nicht ans Fenster kleben soll."

„Sehr gut (sprach Juliane). Ich habe ihm ohnehin wohl tausend Sachen zu schreiben."

„Und ich will dein Sekeltar seyn (sprach Monipodio). Ich bin zwar kein Poet; aber wenn

sich einer nur versuchen will, so kann er wohl ein Partausend Verse von sich geben, wie nichts. Und wenn sie nicht gerathen, so hab' ich einen Barbier zum Freunde, der uns alle Stunden und Augenblicke damit aushelfen kann. Jetzt laßt uns nur unser Frühstück beschliessen; hernach wird sich alles andere schon geben."

Juliane schickte sich in den Willen ihres Oberhaupts, und die ganze Versammlung verfügte sich wieder zu ihrem Labsal. Die Alten zechten line line; die Jungen thaten Bescheid; und auch die Weiber versagten dem Kruge nicht ihre Umarmung. Die Alten baten endlich um Erlaubniß, zu gehen; welche Monipodio ihnen gab, und ihnen empfahl, genaue Kundschaft von allem zu bringen, was der Brüderschaft Nutzen schaffen könnte. Sie versprachen, alles püncktlich zu erfüllen, und begaben sich weg.

Rinconet, der von Natur neugierig war, bat um Erlaubniß, Monipodio zu fragen, wozu ein Par so abgelebte ehrwürdige Personen der Gesellschaft nützen könnten.

Monipodio antwortete ihm: man nennte sie in ihrer Kunstsprache Weisel. Sie durchschlichen den ganzen Tag die Stadt; bald suchten sie Kundschaft, wo man am besten des Nachts in ein Haus brechen könnte; bald spürten sie denjenigen nach, welche Summen Geldes aus dem Kaufhause, oder der Münze hohlten, und beobachteten wohin sie es trügen, und wo sie es verwahrten, und untersuchten hernach die Dicke der Mauern, und wo man am besten ein Loch machen könnte, um an das Geld zu kommen. Kurz, er sagte, diese wären die nöthigsten Leute, oder wenigstens eben so nöthig und nützlich, als irgend ein anderes Mitglied der Gesellschaft. Von allem, was nach ihrem Rath und Anschlägen gestohlen würde, bekämen sie den fünften Theil, so gut, wie der König von den Registerschiffen. Bey dem allen wären sie sehr brave unbescholtene Männer von gutem Wandel und Gerücht; gewissenhaft und gottesfürchtig, und gingen täglich mit grosser Andacht zur Messe. „Einige (sprach Monipodio), und besonders diese beyden, sind so genügsam, daß sie mit wenigerm zufrieden sind, als ihnen nach unserm Tarif zukommt. Wir haben noch ein Par andere, welche Last- und Päckchenträger sind. Da diese alle Augenblicke von einem

Hause ins andere gehen, so kennen sie jeden Winkel und Ecke in allen Häusern der Stadt, und wissen wo es was zu hohlen giebt, oder nicht."

„Das ist alles vortrefflich (sprach Rinconet), und ich brenne schon vor Begierde, ein nützliches Mitglied einer so rühmlichen Gesellschaft zu werden."

„Fromme Wünsche begünstigt der Himmel," sprach Monipodio.

Indem sie noch schwatzten, ward wieder an die Thüre geklopft. Monipodio ging hinaus, und fragte, wer klopfte.

„Macht auf, Herr Monipodio, ich bin's," sprach Repolido.

Juliane, die seine Stimme hörte, schrie: „Laßt ihn nicht ein, Herr Monipodio, diesen blutrünstigen Verbahren und Tieger von Mingalien."

Monipodio ließ ihn dennoch ein. Wie aber Juliane sah, daß er ihm die Thüre öffnete, lief

sie geschwind in die Kammer, wo die Tartschen hingen, schloß die Thür hinter sich zu, und rief mit lauter Stimme: „Schafft ihn fort, diesen Taugenichts, diesen Schinder der Unschuld, diesen Marder unter den Tauben!“

Maniferro und Chiquisnaque hielten Repolido fest, der durchaus zu Julianen hinein wollte. Wie er sich nicht losmachen konnte, rief er ihr von aussen zu: „Laß es gut seyn, zornig Liebchen; um's Himmels willen sey ruhig, so lieb Dir's ist, eine Frau zu werden.“

„Ich eine Frau werden, Du Bösewicht? (rief sie ihm entgegen). Seht doch, was für'n Ton der Schelm anstimmt! Denkst wohl, ich soll Dich heirathen. Lieber 'n Todtengeripp, als Dich.“

„Komm, Närrchen (sprach Repolido); laß uns ein Ende machen, eh' es zu spät wird. Und nimm Dich in Acht; mach' Dich nicht zu breit, weil Du siehst, daß ich so glimpflich spreche, und mich zum Ziel lenke. Denn, meiner Treu! wenn mir die Laus über die Leber läuft, so wird das letzte Uebel ärger, als das erste. Gieb nach, und laß uns

alle nachgeben, und dem Teufel keinen Braten auftischen."

„Ich gäb' ihm den Salat dazu, (sprach Juliane), wenn er Dich hohlte, und schleppte Dich dahin, wo Dich meine Augen nie wieder sähen."

„Seht Ihr's? (sprach Repolido). Beym Himmel! Ich merke wohl, Mamsell Wetterhexe, ich muß das Rauche wieder heraus kehren; mag davon kommen, was will."

„Sacht! keine Stänkereyen in meiner Gegenwart, (sprach Monipodio). Juliane soll heraus kommen; aber nicht mit Drohen und Schelten, sondern mir zu Liebe, und alles soll ins Geleise kommen. Denn zwischen Leuten, die einander gut sind, macht ein bißchen Zank nur mehr Vergnügen, so bald sie sich wieder vertragen. Komm, Julchen; komm her, Rundköpfchen; komm mir zu Gefallen heraus. Repolido soll Dir auf den Knien Abbitte thun."

„Wenn er das thut (sprach die Escalanta), so wollen wir alle für ihn bitten, daß Jule herauskommt."

„Wenn's mir zum Schimpf gemeynt ist, daß ich nachgeben soll (sprach Repolido), so soll mich eine ganze Legion Schweizer nicht zwingen. Wenn's aber darauf ankommt, daß der Juliane ein Gefallen geschieht, so will ich vor ihr nicht nur auf der Erde knien, sondern auf Erbsen, wenn sie's verlangt."

Chiquisnaque und Maniferro lachten; Repolido, welcher meynte, daß sie sich über ihn lustig machten, ward darüber so erbittert, daß er mit wüthiger Geberde ausrief: „Wer sich untersteht, zu lachen, oder das Maul zu verziehen über irgend etwas, das ich der Juliane gesagt habe, oder sie mir, dem sag' ich, daß er lügt, und tausendmahl über und über lügt, wenn er lacht, oder anfängt zu lachen."

Chiquisnaque und Maniferro sahen einander an, und machten so grollige Miene, daß Monipodio Unheil besorgte, wenn er sich nicht ins Mittel schlüge. Er trat deswegen zwischen sie, und sagte: „Nicht weiter gegangen, meine Herren Cavaliere; stoßt keine harte Worte heraus, sondern behaltet sie lieber auf der Zunge; und da diejeni-

gen, die bisher vorgefallen sind, Niemand besonders angehen, so beziehe sie auch Niemand auf sich.“

„Davor ist uns nicht bange (sprach Chiquisnaque), daß man uns solche Warnungen geben werde. Wenn wir dächten, daß man uns meynte, so sollte man bald sehen, wem man die Geige in die Hand gegeben hätte.“

„Wir verstehn uns auch auf die Geige, Mosche Chiquisnaque, und auf die Cymbel dazu (sprach Repolido); und ich sage noch einmahl: wer lacht, der lügt; und wen's anders däucht, der komme heraus. Ein braver Kerl kehrt sich an keinen langen Bratspieß, um sein Wort wahr zu machen.“

Mit diesen Worten war er im Begriff, nach der Thüre zu gehen. Wie Juliane merkte, daß er zornig hinaus ging, lief sie ihm nach, und sagte zu den andern: „Haltet ihn zurück, daß er nicht weggeht; sonst spielt er wieder einen von seinen Streichen. Seht Ihr nicht, wie erboßt er ist? und er haut um sich, wie ein wahrer Judas Makarelus, wenn man ihn reizt. Kehr um, Du aller Welt und meines Herzens Eisenfresser!“

Damit erwischte sie ihn beym Mantel, und zog ihn mit Hülfe des Monipodio zurück. Chiquisnaque und Maniferro wußten nicht, ob sie hadern sollten, oder nicht, und warteten, zu sehen was Repolido thun würde. Wie dieser sah, daß Juliane und Monipodio ihn baten, sprach er: „Freunde sollten Freunden niemahls Verdruß machen, und 'n Freund nicht auslachen; besonders wenn sie sehen, daß es 'n Freund ärgert."

„Hier ist kein Freund (antwortete Maniferro), der 'n Freund auslacht, oder sich über 'n Freund aufhält; und da wir hier alle Freunde sind, so gebe ein Freund dem andern die Hand."

„Da sprecht Ihr alle wie gute Freunde; und so ist's recht, (sprach Monipodio); und als gute Freunde gebe ein Freund dem andern Freunde die Hand, und vertragt Euch."

Sogleich wurden die Hände gegeben. Die Escalanta zog vor Freuden einen Pantoffel aus, und klapperte darauf, wie auf einer Trommel, und die Gananciosa nahm einen neuen Palmbesen, und kratzte den Contrapunct zu der Pantoffelmusik. Monipodio zerbrach einen zinnernen Teller,

nahm die Stücke zwischen die Finger, und klimperte den Tact. Rinconet und Cortadillo wunderten sich über die Erfindung mit dem Besen, die für sie ganz neu war. Maniferro merkte es. „Ihr wundert Euch (sprach er) über die Besenmusik; das mögt Ihr wohl, denn eine leichtere und wohlfeilere Art, eins aufzuspielen, ist wohl noch nie in der Welt erfunden worden; und neulich hörte ich noch einen Studenten sagen: der Morfees, der die Elleritze aus der Hölle geharft hat, und der Morian, der auf einem Delfin aus der See geritten kam, wie auf einem Philistergaul; oder der andere berühmte Leyermann, der eine Stadt mit hundert Thoren und mit eben so vielen Nothpforten zusammen dudelte, hätten nie eine Art von Klangspiel erfunden, die so leicht zu begreifen, und ohne Schlüssel und Saiten zu spielen wäre, und wobey man so wenig des Stimmens bedürfte, als diese. Und man hat mir auch, mein Seel! gesagt, daß ein flinker Bursch in unserer Stadt sie soll erfunden haben, der sich rühmt, ein Hektor in der Musik zu seyn."

„Das glaub' ich gern, (sprach Rinconet). Aber laßt uns jetzt hören, was unsere Musikanten

singen werden. Mich däucht, die Gananciosa räusperte sich; also wird sie wohl singen wollen."

So verhielt es sich auch; denn Monipodio hatte sie gebeten, einige Seguidillen anzustimmen, in welchen einer nach dem andern singt. Inzwischen war die Escalanta die erste, welche den Anfang machte. In einem pfeifenden kreischenden Tone sang sie:

Für einen Sevillaner mit Plampe, Stock und Hut,
Das Herz in meinem Leibe mir quäkt und wehe thut.

Die Gananciosa sang weiter:

Flink ist mein Tagariner, an Farb' und Jahren grün.
Ach, welches rasche Mädel verliebt sich nicht in ihn!

Monipodio ließ seine Zinnklapper weidlich schallen, und sang:

Zwey Verliebte hadern; der Friede wird gemacht.
Je lauter man gekrischen, je lauter wird gelacht.

Juliane wollte ihre Freude nicht verstummen lassen, sondern sie nahm auch einen von ihren Pantoffeln, mischte sich in den Reigen, und sang:

Sey vor deinem Jachzorn künftig auf der Hut.
Gißle mich nicht wieder; es gilt dein Fleisch und Blut.

„Sacht an mit eurem Gesange! (sprach Repolido). Sprecht nicht von vergangenen Geschichten. Was vorbey ist, das ist vorbey. Singt ein ander Lied, und damit Hollah.“

Sie waren auf dem besten Wege, noch lange fort zu singen; aber plötzlich hörten sie wieder stark anklopfen, und wie Monipodio hinaus ging, um nachzufragen, sagte ihm die Schildwacht, der Gerichtsvogt käme die Gasse herunter, und vor ihm her gingen ein Par neutrale Scharwächter Tordillo und Cernicalo. Wie dieß die Gesellschaft im Hause hörte, wurden sie alle so bestürzt, daß Juliane und die Escalanta in der Angst die Pantoffel verwechselten. Die Gananciosa ließ den Besen fallen, und Monipodio seine Janitscharenbecken, und die ganze Musik schwieg vor Schrecken. Chiquisnaque verstummte; Repolido zitterte; und Maniferro staunte, und einer schlich nach dem andern fort, hiehin und dorthin. Der eine schlüpfte in den Schornstein, der andere kroch aufs Dach, um sich über die andern Dächer in die Strasse zu retten. Wie ein Volk sorglos flatternder Tauben vor dem plötzlichen Knall einer Flinte, oder vor einem unvermutheten Donnerschlage

aus einander stäubt; so zerstob vor Furcht und Schrecken diese ehrbare Gesellschaft, wie es hieß, daß der Gerichtsvogt im Anmarsch wäre. Die beyden Novizen, Rinconet und Cortadillo, die sich nirgends zu retten wußten, blieben auf ihrem Platze, in Erwartung, wie dieser plötzliche Sturm ablaufen würde. Am Ende kam die Schildwacht wieder, und meldete, der Gerichtsvogt sey vorbey gegangen, ohne sich merken zu lassen, daß er etwas argwohnte.

Indem die Schildwacht noch mit Monipodio sprach, kam ein junger Cavalier in sehr munterer Kleidung an die Thüre. Monipodio führte ihn herein, und ließ Chiquisnaque und Maniferro rufen, indeß er allen übrigen befahl, oben zu bleiben. Da Rinconet und Cortadillo in der Halle geblieben waren, so hatten sie Gelegenheit, die ganze Unterredung mit anzuhören, welche zwischen Monipodio und dem Cavalier vorfiel. Dieser fragte, warum sein Auftrag so schlecht ausgerichtet wäre. Monipodio gab zur Antwort, er wisse noch nicht einmahl, was eigentlich geschehen sey; allein der Camerad sey zugegen, welchem er den Auftrag gegeben habe, und er werde

ihm vermuthlich gute Rechenschaft darüber geben können. Indem kam Chiquisnaque herunter, und Monipodio fragte ihn, ob er den Auftrag wegen des Messerschnitts von vierzehn Calibern ausgerichtet habe.

„Welchen? (fragte Chiquisnaque). Meynt Ihr den, welchen ich dem Kaufmann an der Querstrasse geben sollte?"

„Eben den," sprach der Cavalier.

„Was den betrifft (sagte Chiquisnaque), so paßte ich ihm gestern Abend vor seiner Hausthür auf, wie er eben kurz vor der Vesper zu Hause kam. Ich ging näher zu ihm, um ihn auf's Korn zu nehmen, und fand seine Fratze so klein, daß unmöglich ein Schnitt von vierzehn Calibern darauf haften konnte. Wie ich nun fand, daß es mir unmöglich war, mein Versprechen zu erfüllen, und eure Destruction zu befolgen —"

„Instruction wollt Ihr vermuthlich sagen," sprach der Cavalier.

„Das wollt' ich (versetzte Chiquisnaque). Weil ich sah, daß auf dem kleinen Gesicht des Kaufmanns kein Raum für das vorgeschriebene Caliber war, so gab ich den Schnitt seinem Lakeyen, der noch Platz für ein Par Caliber mehr übrig hatte."

„Mir wär' es aber lieber gewesen, (sprach der Cavalier), wenn Ihr dem Herrn auch nur einen Schnitt von sieben Calibern gegeben hättet, als dem Diener einen von vierzehn. Mit einem Wort: ich bin nicht so bedient worden, wie Ihr mir versprochen habt. Aber es thut nichts; die dreissig Ducaten, die ich Euch auf die Hand gegeben habe, machen mich nicht arm. Eur Diener, Ihr Herren!"

Hier zog der Cavalier den Hut ab, und wollte fortgehen. Allein Monipodio zupfte ihn beym Mantel, und sprach: „Sacht' Eur Gestrengen! Erfüllt erst euer Versprechen, wie wir das unsrige ehrlich und redlich erfüllt haben. Zwanzig Ducaten fehlen noch an der Zahlung, und Ihr kommt nicht weg, bis Ihr sie bezahlt, oder uns ein gutes Pfand gebt."

„Nennt Ihr denn das, euer Versprechen erfüllen, wenn Ihr dem Diener den Schnitt gebt, den der Herr haben sollte?“ fragte der Cavalier.

„Wie denn anders, gestrenger Herr? (sprach Chiquisnaque). Kennt Ihr denn das Sprichwort nicht: Wer mich liebt, liebt auch meinen Hund?“

„Wie reimt sich das Sprichwort hier?“ fragte der Junker.

„Kann's etwan nicht eben so gut heissen: Wer mich haßt, der haßt auch meinen Hund? Eur Gnaden hassen den Kaufmann. Sein Diener ist wie sein Hund, und wer den Hund schlägt, der schlägt den Herrn. Damit ist unsere Schuld getilgt, und Eur Gnaden bleibt anders nichts übrig, als den Rest des Geldes ohne viel Federlesen zu bezahlen.“

„Das will ich mir ausbitten (sprach Monipodio). Bruder Chiquisnaque, Du sprichst wie ein Buch, und hast jedes Wort aus meinem Herzen gesprochen. Macht nur keine Umstände mit

euren Dienern und Freunden, mein schöner Herr; sondern folgt meinem Rath, und gebt uns unsern verdienten Lohn. Wenn Ihr übrigens verlangt, daß wir dem Herrn auch einen Schnitt geben sollen, so groß ihn der Platz auf seinem Gesichte verstattet, so könnt Ihr nur rechnen, daß er das Pflaster schon auf der Fratze trägt."

„Wenn das ist (sprach der Cavalier), so will ich Euch gern für beyde zum vollen bezahlen."

„Und könnt Euch darauf verlassen, wie auf euren christlichen Glauben, (sprach Monipodio), daß ihm Chiquisnaque den Schnitt so richtig beybringen soll, als wenn er'n mit auf die Welt gebracht hätte."

„Auf euer Versprechen (erwiederte der Cavalier) will ich Euch diese Kette zum Pfande lassen, für die zwanzig Ducaten, die ich Euch noch schuldig blieb, und für vierzig, die ich Euch für den künftigen Schnitt verspreche. Die Kette ist tausend Realen werth, und vielleicht bleibt sie ganz in euren Händen; denn es steht mir vor, daß ich in kurzen wieder ein Schnittchen von vierzehn Calibern werde brauchen können."

Mit diesen Worten nahm er eine goldene Kette vom Halse, und gab sie dem Monipodio, der am Gewichte schon fühlte, daß sie nicht von Tomback war. Monipodio empfing die Kette mit Freuden, und mit eben so vieler Höflichkeit — denn er war ein sehr verbindlicher Mann — und Chiquisnaque bekam Befehl, den Auftrag auszuführen, welches er auch noch auf denselben Abend versprach. Der Cavalier ging zufrieden von dannen, und Monipodio rief nunmehr alle Abwesenden und Verlaufenen wieder zusammen. Sie kamen einer nach dem andern herunter; Monipodio stellte sich mitten in den Kreis, und zog aus der Kappe seines Mantels ein Denkbuch heraus, welches er dem Rinconet vorzulesen gab; weil er selbst nicht lesen konnte. Rinconet schlug es auf, und las auf dem ersten Blatt:

Verzeichniß der Messerschnitte, welche in dieser Woche müssen gegeben werden.

I. Dem Kaufmann in der Querstrasse. Preis funfzig Ducaten. Dreissig auf Abschlag empfangen. Ist dem Chiquisnaque aufgetragen.

„Auf diesem Blatt wird nichts mehr stehen (sprach Monipodio). Schlag' um, mein Sohn, wo die Stockprügel stehen."

Rinconet schlug um, und fand geschrieben:

Verzeichniß von Stockprügeln.

Dem Gastwirth im Kleeblatt, zwölf vollwichtige Prügel, das Stück zu einem Thaler. Acht auf Rechnung empfangen. Termin sechs Tage. Maniferro aufgetragen.

„Das könnt Ihr nur ausstreichen (sprach Maniferro). Heut' Abend soll er sie auf den Leib bekommen."

„Sind noch mehr da?" fragte Monipodio.

„Noch eine Rubrik (versetzte Rinconet). Sie heißt:

Dem buckligen Schneider, mit dem Beynahmen der Gimpel, sechs tüchtige Stockschläge, auf Verlangen der Dame, die den Halsschmuck zum

Pfande gelassen hat. Desmochado soll sie ihm geben."

„Das wundert mich (sprach Monipodio), daß diese Partie noch nicht abgethan ist. Ohne Zweifel muß Desmochado krank seyn; denn es sind schon zwey Tage über die Zeit, und er hat seinen Auftrag noch nicht ausgeführt."

„Ich sprach ihn gestern (sagte Maniferro), und er sagte mir, weil der Bucklige krank gewesen wäre, hätt' er noch nicht seiner Schuldigkeit nachkommen können."

„Das dacht' ich wohl (sprach Monipodio). Desmochado ist ein flinker Gesell, und wenn er nicht solche rechtmässige Verhinderung gehabt hätte, so hätt' er in dieser Zeit schon ganz andere Dinge zu Stande gebracht. Giebt's da noch mehr, mein Sohn?"

„Nichts weiter," sprach Rinconet.

„So sieh einmahl zu, was weiterhin unter der Rubrik Neckereyen steht."

Rinconet suchte weiter, und fand:

Verzeichniß von kleinen Neckereyen, als: Dintenflaschen in's Gesicht zu werfen, Fenster zu theeren, Sanbenitos und Hörner an die Thüren zu nageln, Hohnlachen, Schrecken einzujagen, verstellte Messerschnitte, Pasquille, u. s. w.

„Was steht denn da noch?" fragte Monipodio.

„Fenster zu theeren, im Hause des —

„Brauchst nicht weiter zu lesen (sprach Monipodio). Ich weiß schon in wessen Hause, und bin selbst der tu autem und Ausführer dieser Kinderey. Vier Thaler sind als Handgeld darauf empfangen, und der Hauptstamm ist acht Thaler."

„Ganz richtig (sprach Rinconet). So steht es auch hier, und weiter unten: Hörner anzunageln —

„Das brauchst Du auch nicht zu lesen (sprach Monipodio). Es ist genug, daß den Leuten der Schabernack geschieht, und man braucht nicht öffentlich zu sagen, wem und an wessen Hause. Das wäre nicht gewissenhaft. Ich für mein Theil wenigstens, will lieber hundert Hörner und eben so viele Sanbenitos an die Häuser nageln (wenn man mir's gut bezahlt,) als ein einziges Mahl mit einer Mutterseele davon sprechen."

„Narigueta hat diesen Auftrag," sprach Rinconet.

„Ist auch schon ausgeführt und bezahlt (antwortete Monipodio). Sieh zu, ob sonst noch etwas offen ist. Mich däucht, da muß auch noch ein blinder Lärm stehen, für zwanzig Thaler, worauf die Hälfte empfangen ist, und den die ganze Brüderschaft mit gesammter Hand machen soll. Es soll auch buchstäblich erfüllt werden, und 's wird der schönste Spaß seyn, den man seit langer Zeit in unserer Stadt erlebt hat. Gieb das Buch nur wieder her; ich weiß nun schon, daß weiter nichts darin steht. Der Verdienst ist, leider! heuer schlecht. Aber nach dem Nebel scheint die Sonne, und die

Zeit wird wieder kommen, die uns mehr Arbeit bringt, als wir bestreiten können. Ohne Gottes Willen rührt sich kein Blatt auf dem Baum, und wir können die Leute nicht zwingen, sich zu rächen; und das um desto weniger, da ein jeder sich selbst am besten seiner Haut wehrt, und nicht Lust hat, andern Leuten Geld zu geben für das, was er mit eigenen Händen beschicken kann."

„Wohl wahr (sprach Repolido). Sagt uns nur jetzt, Herr Monipodio, was Ihr uns noch aufzutragen habt. Die Zeit vergeht, und es fängt schon an, heisser zu werden, als nöthig ist."

„Geht nur jeder auf seinen Posten (sprach Monipodio), und keiner verlasse ihn, bis wir uns nächsten Sonntag hier wiedersehen, und alles nach Recht und Billigkeit vertheilen, was uns in der Zwischenzeit zufällt. Unserm guten Rinconet und Cortadillo übertrage ich bis dahin die ganze Strecke vom goldnen Thurm ausserhalb der Stadt, bis an die Hinterpforte beym Schlosse, wo sie mit ihren gemahlten Büchern gemächlich arbeiten können. Ich habe oft gesehen, daß weniger geschickte Leute ihre zwanzig Realen des Tages an

kleiner Münze, ohne das Silber, mit einem einzigen Spiel Karten (woran noch wohl ein halbes Dutzend fehlten) gewonnen haben. Gancho wird Euch euren Posten anweisen, und wenn Ihr auch bis nach San Sebastian und Sant Elmo herumschweift, so hat es nichts zu sagen; obwohl sonst Recht und Billigkeit erfordern, daß keiner dem andern ins Gehege geht."

Beyde küßten ihm die Hand für seine Gefälligkeit, und versprachen, ihre Schuldigkeit treu und fleissig, und mit aller Vorsichtigkeit und Sorgfalt zu beobachten.

Monipodio nahm hierauf ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Mantelkappe, auf welchem die Nahmen aller Mitbrüder verzeichnet waren, und befahl Rinconet und Cortadillo, ihre Nahmen darauf einzuschreiben. Weil weder Dinte, noch Feder bey der Hand war, gab er ihnen das Papier mit, um sich in der nächsten Apotheke einzuzeichnen, unter der Rubrik: Rinconet und Cortadillo, Gilcher, ohne Noviziat; Rinconet als Hochstahler, Cortadillo als Chochem; nebst Datum und Tag, doch ohne Meldung ihrer Aeltern und Geburtsörter.

Indem dieses verhandelt ward, kam einer von den alten Weiseln wieder herein, und sagte: „Ich wollt' Euch nur anzeigen, daß Lobillo von Malaga eben angekommen ist, und versichert, daß er sich in seiner Kunst so gebessert hat, daß er sich getraut, mit neuen Briefen den Satan selbst zu vermonen. Weil er aber unter der Klopfe gewesen ist, kann er nicht gleich herkommen, sich einzuschreiben, und seine schuldige Aufwartung zu machen. Am Sonntag kommt er jedoch gewiß."

„Es hat mir immer geahndet (sprach Monipodio), daß Lobillo ein Meister in seiner Kunst werden würde; weil er so vortreffliche und wohlgebaute Hände hat, als man sich dazu wünschen kann. Wer ein recht nützliches Mitglied der Gesellschaft werden will, braucht eben so wohl gute Werkzeuge, seine Kunst auszuüben, als Geschicklichkeit, um sich darin vollkommen zu machen."

„In einer Herberge in der Färberstrasse (sprach der Alte) hab' ich auch den Juden in der Kleidung eines Weltpriesters angetroffen. Er hat sich dort eingemiethet, weil er ausgekundschaftet hat, daß ein Par reiche Piruvianer dort ihre Woh-

nung haben, welche er hofft, allmählich ins Spiel zu ziehen; und wenn's auch nur bey Kleinigkeiten anfängt (meynt er), so werden die grössern Summen wohl nachfolgen. Er verspricht ebenfalls, am Sonntag unfehlbar zu erscheinen, und von seiner Person Rechenschaft zu geben."

„Dieser Jude (sprach Monipodio) ist auch ein Erzfalk und ein feiner Gauner. Er hat sich lange nicht von mir sehen lassen, und das ist nicht recht. Wenn er sich nicht bessert, so werd' ich ihm die kahle Glatze lausen. Der Schelm ist so wenig ein geweihter Priester, wie der Großtürk, und versteht so viel vom Meßlesen, wie mein Stiefelknecht. Giebt's sonst noch was Neues?"

„Nichts, daß ich wüßte," sprach der Alte.

„Gut dann! (sprach Monipodio). Da, Ihr Herrn, nehmt diese Kleinigkeit (er vertheilte unter sie alle ungefähr vierzig Realen), und stellt Euch sämtlich am Sonntag wieder ein. An der Beute soll Euch nichts entzogen werden."

Alle dankten ihm. Repolido und Juliane gaben einander die Hände. Die Escalanta um-

armte ihren Maniferro, und Chiquisnaque seine Gananciosa. Sie nahmen insgesamt Abrede, nach abgethaner Arbeit sich im Hause der Pipota zu versammeln; wohin auch Monipodio zu kommen versprach, um das Verzeichniß der Wäsche zu machen, und hernach die Fenstertheerung zu vollziehen. Er umarmte Rinconet und Cortadillo, und gab ihnen beym Abschied seinen Segen; wobey er ihnen zugleich empfahl, sich nie an eine gewisse Wohnung, oder Nachtlager zu halten, weil dieses für die gemeinschaftliche Sicherheit gefährlich wäre. Ganchuelo begleitete sie bis zu ihrem angewiesenen Posten, und erinnerte sie, sich am Sonntag unfehlbar einzustellen, weil er vermuthe, Herr Monipodio werde ihnen über die Ausübung ihrer Kunst gewisse Verstellungen und Oppositionen machen.

Ganchuelo ging; und Rinconet und Cortadillo waren voll Wunders über alles, was sie gesehen und gehört hatten. Rinconet war ein sehr witziger Junge, voll guter natürlichen Anlagen, und da er viel mit seinem Vater umhergezogen war, so hatte er Gelegenheit gehabt, sich ein wenig mit Sprache und Sprachgebrauch bekannt zu ma-

chen. Er konnte sich daher des Lachens nicht enthalten über die verstümmelten Wörter, welche Monipodio und seine ehrbare Gesellschaft vorgebracht hatten; besonders wenn sie Recomptation für Recommendation, Stupendum für Stipendium sagten, und wenn Juliane ihren Repolido einen blutrünstigen Verbahren und Tieger aus Mingalien, statt eines blutdurstigen Barbaren, und Tiegers von Bengalen genannt hatte. Am meisten gefiel es ihm, daß sie die Hoffnung geäussert hatte, der Himmel würde ihr den Erwerb der vier und zwanzig Realen zur Bußübung anrechnen; und es war für ihn sehr behaglich, daß die ganze Gesellschaft nicht zweifelte, in den Himmel zu kommen, weil sie insgesamt ihre Andachtsübungen so genau beobachteten, ob sie gleich aller Mord- und Schandthaten voll waren. Nicht weniger lächerlich schien es ihm, daß die Pipota, in dem Augenblick, da sie den Korb mit gestohlener Wäsche in ihrem Hause verschloß, zur Kirche ging, um den Heiligen ihre Kerzchen zu opfern, und daß sie meynte, auf diese Art mit Schuhen und Strümpfen gen Himmel zu wandern. Zu gleicher Zeit wunderte er sich über den Gehorsam und die Ehrerbietung, welche die ganze Zunft

dem Monipodio bewies, ob er gleich ein wilder, ungeschliffener, fühlloser Kerl war. Wenn er sich die Sachen dachte, die in seinem Denkbuche aufgezeichnet waren, und das Gewerbe, womit sich das ganze Gelichter beschäftigte, so beschloß er oft mit der Betrachtung, daß die Polizey der berühmten Stadt Sevilla in einem tiefen Schlummer begraben liegen müsse, da sie es dulden könne, daß ein so verderbliches unnatürliches Geschmeiß mitten in dem Schooße ihres Gebiets fast öffentlich ohne Scheu leben dürfe. Er nahm sich deswegen vor, seinem Gefährten zu rathen, dieß leichtsinnige, unruhige, lästerliche, ruchlose Leben nicht lange fortzusetzen. Bey dem allen trieb ihn doch seine Jugend und sein Leichtsinn, sich noch einige Monate bey diesen Leuten aufzuhalten. Während dieser Zeit widerfuhren ihm manche Begebenheiten, die einer weitläuftigern Erwähnung wohl werth sind. Wir versparen es demnach auf eine andere Zeit, sein Leben und seine Heldenthaten zu erzählen; imgleichen die Thaten seines Meisters Monipodio, und die Begebenheiten der übrigen Mitglieder seiner ehrlosen Zunft, welche sämtlich verdienen, zur Beherzigung und zum Spiegel mancher Leser aufgestellt zu werden.

* * *

Die Gerigonza Germania der spanischen Spitzbuben entspricht dem Rothwälsch (oder Rottwälsch) der deutschen Gauner. Wir haben uns demnach des Rothwälschen bedient, um die Ausdrücke der spanischen Diebssprache in unserer Uebersetzung wieder zu geben. Weil aber die Leser nicht immer ein rottwälsches Wörterbuch bey der Hand haben möchten, so folgt hier ein kleines Verzeichniß der rottwälschen Ausdrücke, welche in dieser Erzählung vorkommen, in alphabetischer Ordnung, nebst ihrer deutschen Erklärung.

Barniß, ein Vorsteher, oder Oberhaupt.
besefeln, betriegen.
Boß, ein Haus, oder Wohnung.
Briefe, Karten.
Chammer, ein Esel.
Cheilik, ein Diebsantheil an der Beute.
Chochem, ein gelernter Dieb.
Dirling, ein Auge.
Dollinger, der Henker.
Erlat, ein Meister.
Genfer, ein Dieb.
Gilcher, Gleicher, ein Gesell.
Hochstahler, ein ausgelernter Erzdieb.
Hork, ein Bauer.

Iltis, ein Schaarwächter.

Jochem, Wein; kauscher Jochem, reiner Wein.

jonen, rühren, spielen.

Kennerfetzer, der Diebsfänger.

Klebis, ein Pferd.

Klebisgenfer, ein Pferdedieb.

Klems, das Gefängniß.

Kobera, ein Wirthshaus.

Manne, die Folter.

reppeln, rädern.

Schegesla, ein Scherwentzel, oder Diebsjunge.

Schmiere, eine Schildwacht.

Schnipfer, ein Dieb.

schnüren, hängen.

schöchen, trinken.

schuffen, bekennen.

Schwäche, ein Wirthshaus.

Speck und Blaukohl, die Stäupe.

unterblenden, verhehlen, unterschlagen.

verkneißen, verstehen.

vermonen, betriegen.

Weißhulm, ein Einfältiger, der sich leicht betriegen läßt.

IV.

Die englische Spanierinn.

Unter der Beute, welche die Engländer aus Cadiz wegführten, befand sich ein kleines siebenjähriges Mädchen, welches Donald, ein englischer Cavalier mit sich nach London nahm, ohne Mitwissen, und wider den ausdrücklichen Befehl des Grafen von Essex, welcher befohlen hatte, das Kind mit allem Fleisse aufzusuchen, um es den Aeltern wieder zu geben, die sich bey ihm über den Verlust desselben beklagt hatten.

„Ihr begnügt Euch damit, Mylord, uns zu brandschatzen, und lasset unsere Personen ungekränkt. Laßt es nicht zu, daß andere uns so unglücklich machen, daß wir ausser dem Verlust unse-

rer Güter auch unser Kind, eins der schönsten Geschöpfchen in der Stadt, und die einzige Wonne unseres Lebens verlieren müssen." — So jammerten die Aeltern; und der Graf ließ auf seiner ganzen Flotte bekannt machen, daß derjenige, welcher das Mädchen in seiner Gewalt hätte, es bey Lebensstrafe wieder herausgeben sollte. Doch weder Drohungen, noch Furcht vor Strafe, vermochten etwas über Sir Donald, welcher mit eben so zärtlicher, als tadelloser Liebe, an den Reizen der kleinen Isabelle hing, und sie deswegen aufs sorgfältigste in seinem Schiffe verbarg. Kurz, die Aeltern bekamen ihre Tochter nicht wieder, und mußten ihren Verlust betrauern; indeß Sir Donald fröhlich nach London eilte, und das liebenswürdige Kind, als die reichste Ausbeute von seinem Feldzuge, seiner Gemahlinn übergab.

Zum grossen Glücke bestand Sir Donalds ganze Familie aus heimlichen Katholiken *); obgleich sie äusserlich den Grundsätzen ihrer Königinn

---

*) Unsere protestantischen Leser werden es hoffentlich dem guten Cervantes nicht übel nehmen, daß er, als ein guter römischkatholischer Christ, seiner

zu folgen schienen. Sir Donald hatte einen Sohn, Nahmens Richard, der ungefähr zwölf Jahr alt war, und von seinen Aeltern zu strenger Gottesfurcht, und zu warmer Anhänglichkeit an die katholischen Glaubenslehren erzogen ward. Catharina, Sir Donalds Gemahlinn, eine edle, fromme, und vernünftige Dame, gewann die kleine Isabelle so lieb, daß sie sie mit mütterlicher Zärtlichkeit erzog; und Isabelle hatte so vortreffliche natürliche Anlagen, daß sie alles mit Leichtigkeit begriff, was man sie lehrte. Die zärtliche Begegnung, welcher sie genoß, verminderte zwar mit der Zeit ihre Sehnsucht nach ihrem Vaterlande und nach ihren Aeltern; doch war sie nicht im Stande, diese gänzlich in ihrem Busen auszulöschen, und indem Isabelle die englische Sprache mit vieler Geläufigkeit reden lernte, vergaß sie dennoch die spanische nicht, und Sir Donald selbst sorgte dafür, ihr Gelegenheit zu geben, sich in derselben mit einigen ihrer Landsleute zu unterreden. Sie las und schrieb beyde Sprachen mit mehr, als mittelmässiger

---

Isabelle Glück wünscht, in einem Lande, wo sie in ecclesia pressa leben mußte, in die Hände einer katholischen Familie gerathen zu seyn.

Zierlichkeit; man unterrichtete sie in allen Handarbeiten, die sich für ein Frauenzimmer von Stande schicken; vorzüglich aber war die Musik ihre Lieblingswissenschaft, und sie begleitete ihr meisterhaftes Spiel mit einer Stimme, deren lieblicher Ton jedes Ohr bezauberte.

Alle diese erworbenen Reize, verbunden mit denen, womit die Natur sie ausgeschmückt hatte, entzündeten allmählich eine Flamme in dem Herzen des jungen Richard, welchen sie, als den Sohn ihrer Gebieter liebte und ehrte. Wohlgefallen an Isabellens Schönheit, und Bewunderung ihrer mannichfaltigen Tugenden und Vollkommenheiten, dieß waren die ersten Fortschritte, welche die Liebe in seinem Herzen machte. Er liebte Isabellen mit Unschuld und Unbefangenheit; denn sie war kaum zwölf Jahr alt, wie der erste Funken der Liebe in seinem Busen aufglimmte. Aber allmählich wuchs sie heran, und bald verwandelte sich sein unschuldiges Wohlwollen in den feurigsten Wunsch, sie zu besitzen. Doch hegte er keinesweges tadelnswürdige Absichten; denn diese verboten ihm nicht nur Isabellens Unschuld und strenge Tugend, sondern auch seine eigenen edlen Gesinnungen, und die

hohe Achtung, die er für Isabellen hatte. Nur als rechtmässiger Gemahl konnte er sich ihren Besitz wünschen. Tausendmahl war er im Begriff, seinen Aeltern seine Wünsche zu entdecken; allein eben so oft gab er seinen Vorsatz wieder auf, weil er wußte, daß man ihm ein sehr reiches und vornehmes Mädchen aus Schottland zur Gemahlinn bestimmt hatte. Denn es schien ihm ganz klar, daß man ihm nicht erlauben würde, eine arme Gefangene (wenn man Isabellen so nennen konnte) zu heirathen, da man schon Maßregeln wegen seiner Vermählung mit einer vornehmen Dame genommen hätte. Indem er vor Kummer und Verwirrung sich nicht entschliessen konnte, welchen Weg er einschlagen sollte, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, brachte ihn seine Schwermuth fast an den Rand des Grabes. Weil er es aber für zu kleinmüthig hielt, gar keinen Versuch zu seiner Rettung zu wagen, so faßte er endlich ein Herz, Isabellen selbst seine Gesinnungen zu entdecken.

Jedermann in dem Hause seiner Aeltern war über seine Hinfälligkeit bekümmert; denn alle hingen ihm an mit Liebe, und die Zärtlichkeit seiner Aeltern für ihn kannte keine Gränzen; nicht nur

deswegen, weil er ihr einziger Sohn war, sondern weil sein Verstand und seine Tugend ihre Liebe verdienten. Die Aerzte konnten die Ursache seiner Krankheit nicht ergründen, und er selbst hatte weder Lust, noch Muth, sie ihnen zu entdecken. Endlich entschloß er sich, alle Schranken der Hindernisse, die er sich dachte, zu durchbrechen, und wie Isabelle eines Tages allein in sein Zimmer trat, um ihm Handreichung zu thun, sprach er zu ihr mit schwacher Stimme und mit stammelnder Zunge: „Liebenswürdige Isabelle! Deine Verdienste, deine vielen Tugenden, und deine überschwenglichen Reize haben mich in den Zustand versetzt, in welchem Du mich siehst. Wenn Du nicht willst, daß ich mein Leben in unbeschreiblicher Qual endigen soll, so billige die Neigung, die mich unwiderstehlich zu Dir hinzieht, und mir den Wunsch abdringt, mich ohne Vorwissen meiner Aeltern ehelich mit Dir zu verloben. Denn ich muß befürchten, meine Aeltern, die vielleicht deine Verdienste nicht so zu schätzen wissen, wie ich, möchten mir die Glückseligkeit, nach welcher ich so sehr strebe, versagen. Wenn Du mir versprechen willst, die Meinige zu werden, so gebe ich Dir, als ein guter katholischer Christ, mein Wort, der Deinige zu seyn. Gelange ich gleich

nicht dadurch unmittelbar zu dem Glücke, Dich zu besitzen (welches ich nicht eher erwarte, bis der priesterliche Segen mit Einwilligung meiner Aeltern mich dazu berechtiget), so wird doch die Zuversicht, daß Du mir dereinst zugehören werdest, hinreichend seyn, mich gesund zu machen, und mich heiter und fröhlich zu erhalten, bis der Augenblick kommt, welcher mein Glück vollkommen macht."

Mit züchtig niedergeschlagenen Blicken hörte Isabelle Richards Rede zu, und bewies dadurch, daß ihre Sittsamkeit eben so groß, wie ihre Reize, und ihr Verstand nicht geringer, als ihre Tugend sey. Wie er schwieg, gab sie ihm mit holdem Erröthen und mit liebenswürdiger Offenherzigkeit zur Antwort: „Ich weiß nicht, Richard, ob ich es der Güte, oder dem Zorn des Himmels zuschreiben soll, daß er mich meinen leiblichen Aeltern entzog, und mich den deinigen überantwortete. Allein durchdrungen von dankbarer Empfindung für die viele Liebe, die sie mir unablässig beweisen, habe ich es mir von Anfang her zur Pflicht gemacht, meinen Willen in allen Dingen dem ihrigen zu unterwerfen. Ohne ihre Zustimmung würde demnach das unschätzbare Gut, welches Du mir anbietest, für mich kein

Glück, sondern ein Unglück seyn. Urtheilten sie so günstig von mir, daß ich Dich verdienen könnte, so würde ich meine Freyheit, in dem Augenblicke, da sie mir von ihnen geschenkt würde, Dir widmen. So lange dieses aber nicht geschieht, oder vielmehr zweifelhaft bleibt, bitte ich Dich, daß Du Dich mit der Versicherung begnügest, daß ich ewig mit reinem und aufrichtigem Herzen Dir die höchste Glückseligkeit wünsche, welche der Himmel Dir gewähren kann."

Hier schwieg die sittsame und verständige Isabelle; und von diesem Augenblicke begann Richards Genesung, und belebte von neuem die Hoffnung seiner Aeltern, welche während seiner Krankheit hingeschwunden war. Die beyden Liebenden schieden von einander; Richard mit Freudenthränen in den Augen, und Isabelle voll jungfräulicher Verwirrung über die zärtlichen Empfindungen, die er für sie geäussert hatte.

So bald Richard von seinem Lager aufstehen konnte, beschloß er, seine Wünsche nicht länger vor seinen Aeltern (die seine Genesung für ein Wunderwerk hielten,) zu verhehlen. Er entdeckte sich eines

Tages seiner Mutter, und endigte seine ziemlich lange Rede mit der Versicherung, daß er sterben müßte, wenn man ihm Isabellen versagte. Er erhob ihre Verdienste in solchen Ausdrücken, und schilderte ihre Tugenden mit so lieblichen Farben, daß seine Mutter es für ein Opfer hielt, welches Isabelle ihrem Hause brächte, wenn sie ihrem Sohn ihre Hand gäbe. Sie machte diesem die beste Hoffnung, seinen Vater zur Einwilligung zu bewegen; und in der That, wie sie ihrem Gemahl die Reden ihres Sohnes vortrug, ward es ihr leicht genug, ihn zu bereden, seinen eifrigen Wünschen nachzugeben, und einen Vorwand zu finden, die Heirath mit der jungen Schottländerinn, die schon fast so gut, wie verabredet war, wieder rückgängig zu machen.

Isabelle war jetzt vierzehn Jahr alt, und Richard zwanzig. Doch in diesem zarten Alter glichen sie an Verstand und Klugheit schon erfahrnen Greisen. Vier Tage fehlten nur noch bis zu demjenigen, welchen Richards Aeltern zu seiner Vermählung mit ihrer liebenswürdigen Gefangenen angesetzt hatten. Sie schätzten sich glücklich in der Wahl ihrer Schwiegertochter, und gaben ihren Tu-

genden den Vorzug vor allen Reichthümern der Schottländerinn. Schon waren die Feyerlichkeiten angeordnet, alle Verwandten und Freunde eingeladen, und es fehlte nichts mehr, als die Einwilligung der Königinn, ohne welche zwischen Personen von Stande keine Vermählung vollzogen werden durfte; an welcher sie jedoch im geringsten nicht zweifelten, und daher bis auf die letzte Stunde verzögert hatten, darum anzusuchen. Eines Abends aber ward ihre Freude plötzlich durch die Ankunft eines königlichen Abgeordneten unterbrochen, welcher dem Sir Donald den Befehl der Königinn andeutete, ihr seine gefangene Spanierinn am folgenden Morgen vorzustellen. Sir Donald versprach pünctlichen Gehorsam. Der Abgeordnete begab sich wieder weg; aber Furcht und Unruhe über seine Botschaft verbreiteten sich in Sir Donalds Familie.

„Ach! wenn es die Königinn erfahren sollte (sprach Lady Catharine), daß ich dieß Kind in der katholischen Religion auferzogen habe; wird sie dann nicht entdecken, daß wir alle heimliche Katholiken sind? Wenn sie das arme Mädchen frägt, was sie in den acht Jahren ihrer Gefangenschaft bey

uns gelernt hat, was kann sie in der Verlegenheit antworten, das nicht zu unserer Verdammniß gereicht, wenn sie auch ihre Erfindungskraft noch so sehr auf die Folter spannt?"

„Machen Sie sich deswegen keine Sorge (antwortete Isabelle). Ich vertraue dem Himmel, daß er mir durch seine Gnade die Worte in den Mund legen werde, welche nicht nur zu Ihrer Entschuldigung, sondern auch zu Ihrem Vortheil dienen."

Richard zitterte vor Ahndung, daß ihm etwas Widerwärtiges begegnen würde. Sir Donald sann auf Mittel, sich wegen seiner Besorgnisse zu beruhigen, und fand sie einzig in dem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und auf Isabellens Klugheit. Er empfahl ihr aufs angelegentlichste, die Seinigen nicht als katholischgesinnte zu verrathen; weil sie zwar alle im Geiste willig wären, die Märtyrerkrone zu erringen; allein nicht Vertrauen genug in ihre schwachen Kräfte setzten, diese schwere Probe auszuhalten *). Isabelle wieder-

*) Diese Stelle ist übertrieben. Denn wenn man auch zu Elisabeths Zeiten eben nicht sehr tolerant gegen

hohlte die Versicherung, daß sie durch ihr Verschulden in keine dergleichen Gefahr gerathen sollten; denn obgleich sie auf der Stelle nicht wüßte, was sie auf die Fragen, die man ihr vielleicht vorlegen möchte, antworten sollte, so hätte sie doch die feste Zuversicht, daß ihre Antworten zum Besten ihrer Wohlthäter gereichen würden. Mancherley waren die Reden, welche sie diesen Abend führten, und die Betrachtungen, welche sie anstellten. Besonders sagten sie: wenn die Königinn sie in Verdacht hätte, daß sie heimliche Katholiken wären, so würde sie ihnen keine so freundliche Botschaft gesandt haben, aus welcher man vielmehr schliessen müsse, daß sie bloß neugierig wäre, Isabellen zu sehen, von deren Schönheit und Talenten sie eben so wohl werde gehört haben, als jedermann in der Stadt. Bald machten sie sich den Vorwurf, daß sie nicht längst von selbst Isabellen der Königinn vorgestellt hätten; doch zweifelten sie nicht, diesen Fehler leicht damit zu entschuldigen, daß sie ihre kleine Gefangene vom ersten Augenblick an zur Ge-

---

die Katholiken war, so wurden sie doch nicht mit Feuer und Schwert verfolgt, wie die Protestanten unter der Regierung der blutdurstigen Marie.

mahlinn ihres Sohnes auserſehen, und ſich bisher mit ihrer Erziehung beſchäftigt hätten. Und wenn ſie ſich gleich in dieſem Falle wieder ſchuldig fühlten, daß ſie die Heirath ohne Vorwiſſen der Königinn beſchloſſen hätten, ſo hofften ſie doch, daß ihnen dieſes leicht würde verziehen werden. Damit beruhigten ſie ſich, und nahmen ſich vor, Iſabellen nicht in gemeinen Kleidern, wie eine Gefangene, ſondern im bräutlichen Schmuck, der Königinn vorzuſtellen. Am folgenden Tage kleideten ſie Iſabellen nach ſpaniſcher Art in ein volles Kleid von grünem Atlaß, auf Goldſtück geſchlitzt; an den Schlitzen mit Perlen beſetzt, und überall mit köſtlichen Perlen geſtickt. Ihr Halsgeſchmeide und Gürtel waren reich mit Diamanten geziert, und in der Hand trug ſie einen Fächer, nach der Weiſe der ſpaniſchen Damen. Ihr Hauptſchmuck beſtand aus ihren eigenen glänzenden goldenen Locken, durchflochten mit Perlen und Edelſteinen. In dieſem prachtvollen Aufzuge erſchien ſie an dieſem Tage in London in einem ſchönen Staatswagen, und zog die Augen und Herzen aller Zuſchauer an ſich. Sir Donald, ſeine Gemahlinn, und Richard, ſaſſen mit ihr in der Kutſche, und eine Menge Cavaliere von ihrer Verwandtſchaft begleiteten ſie zu Pferde.

Sir Donald veranstaltete diesen prächtigen Aufzug, um die Königinn für seine Gefangene einzunehmen, und sie um desto eher zu vermögen, sie als die künftige Gemahlinn seines Sohnes zu betrachten.

Wie sie bey Hofe ankamen, trat Isabella zuerst in den Audienzsaal, mit allem Glanze der Schönheit, den sich die menschliche Einbildungskraft nur denken kann. Der Saal war groß, und Isabellens Begleiter blieben am Eingange stehen, indeß sie allein sich der Königinn näherte. So schießt an einem heiteren Abend ein leuchtender Stern vorwärts; oder vielmehr blickt so an einem lieblichen Morgen über die Gipfel der Hügel der erste Strahl der aufgehenden Sonne hervor. In solchem Glanz erschien Isabelle; und wie ein flammender Komet den Welten Entzündung drohet, so verkündeten die lieblichen Sonnen ihres Antlitzes das Auflodern der Liebe in mehr, als einem Herzen.

Mit demuthvollem, aber edlem Anstande kniete sie nieder vor der Königinn, und bat sie mit eben so lieblicher Stimme, als zierlichen Ausdrücken, in Englischer Sprache um Erlaubniß, ihr die Hand zu küssen.

Lange blickte die Königinn sie an, ohne ihr etwas zu antworten, weil sie von dem Liebreiz der schönen Spanierinn (wie sie einer ihrer Hofdamen nachher gestand) ganz erstaunt und gerührt war. Die Damen, welche die Königinn umgaben, musterten Isabellens Reize mit neugierigen Blicken. Die eine lobte den lebhaften Glanz ihrer Augen; die andere die liebliche Farbe ihres Gesichts; diese den schlanken Wuchs ihres Körpers, jene den sanften Ton ihrer Stimme. Manche rümpfte auch wohl die Nase aus Neid, und sagte: „Die Spanierinn ist nicht übel; aber sie trägt sich nicht mit Geschmack.“

Wie die Verwunderung der Königinn etwas nachließ, befahl sie Isabellen, aufzustehen. „Rede nur Spanisch mit mir (sprach sie), liebes Mädchen. Ich verstehe es, und höre es gern. Sir Donald (sagte sie, indem sie diesen anredete), Ihr habt nicht wohl gethan, dieses Kleinod so lange vor mir zu verhehlen. Allein es ist freylich von so grossem Werth, daß es Euch leicht hat verleiten können, damit zu geizen. Ihr müßt es mir aber auf alle Fälle ausliefern; denn es gehört mir von Rechts wegen.“

„Eure Majestät haben Recht (sprach Sir Donald), und ich bekenne meinen Fehler; wenn es ein Fehler ist, daß ich dieses Kleinod aufbewahrt habe, bis es zu der Vollkommenheit gediehen ist, in welcher ich es jetzt Eurer Majestät vorstelle. Ich wünsche ihm noch einen neuen Glanz zu geben, indem ich Eure Majestät um Erlaubniß bitte, Isabellen mit meinem Sohne Richard zu vermählen, um Euch dann in ihnen beyden das grösseste Gut zu widmen, das ich in der Welt besitze."

„Isabelle heißt sie? (fragte die Königinn). Wahrlich, dieser Nahme fehlte nur noch, um sie mir noch liebenswürdiger zu machen *). Aber Sir Donald, wißt Ihr wohl, daß es nicht recht war, sie ohne meine Erlaubniß mit eurem Sohne zu versprechen?"

„Auch dieß bekenne ich (sprach Sir Donald). Ich hoffte aber, die Dienste meiner Vorfahren würden mir von Eurer Majestät auch wohl noch in

*) Die Spanier gebrauchen nämlich Isabel für Elisabeth; und die Königinn hatte (nach dem Cervantes) ein Wohlgefallen daran, daß Isabelle ihren eigenen Nahmen führte.

wichtigern Fällen Nachsicht auswirken; zumahl da die Vermählung noch nicht vollzogen ist.“

„Und auch nicht soll vollzogen werden (versetzte die Königinn), bis Richard selbst Isabellen verdient hat. Ich will damit sagen, daß weder eure Dienste, noch die Dienste seiner übrigen Voraltern, ihm dabey zum Vorschub dienen sollen. Er selbst soll mir durch seinen Diensteifer beweisen, daß er des Schatzes würdig sey, den er in diesem Mädchen erhält, welches ich von dieser Stunde an als meine Tochter ansehe.“

Isabelle warf sich der Königinn zu Füssen, und sagte auf Spanisch: „Gnädige Königinn! wenn Unglücksfälle einen solchen Ersatz nach sich ziehen, so muß man sie vielmehr zum Glück, als zum Unglück rechnen. Eure Majestät würdigen mich des Nahmens Ihrer Tochter! Welches theure Pfand ist mir nicht dieser Nahme, daß ich kein Unglück mehr zu befürchten, und nichts als Glückseligkeit zu erwarten habe?“

Isabelle sagte dieß mit so vieler Anmuth, daß die Königinn sie ausserordentlich lieb gewann, und

sie auf der Stelle zu ihrer Kammerfräulein ernannte, und ihrer Oberhofmeisterinn empfahl, sie in ihrem Dienste zu unterrichten.

Richard dachte, das Leben zu verlieren, indem ihm seine Isabelle entzogen ward, und es fehlte nicht viel, daß ihn nicht seine Besinnung verließ. Zitternd warf er sich der Königinn zu Füssen, und sprach: „Es brauchte keines andern Sporns, um meinen Diensteifer für Eure Majestät anzutreiben, als die Belohnungen, welche meine Vorfahren von ihren Königen für ihre geleisteten Dienste empfangen haben. Weil aber Eure Majestät mich noch durch die Verheissung neuer Wohlthaten anfeuern wollen, so machen Sie mich um desto begieriger, zu erfahren, auf welche Weise ich Ihre Erwartungen erfüllen kann.“

„Zwey Schiffe (erwiederte die Königinn) liegen fertig zum Auslaufen. Ich habe den Commodore Lindsay zu ihrem Befehlshaber ernannt, und ich mache Euch zum Hauptmann des einen. Der Adel eures Geschlechts verbürgt mir euer Bestreben, dasjenige durch euren Eifer im Dienst zu ersetzen, was euren Jahren an Erfahrung noch fehlt.

Erkennet die Gnade, die ich Euch beweise; indem ich Euch Gelegenheit gebe, euern Vorfahren Ehre zu machen, eurer Königinn zu dienen, eure Tapferkeit und euer Talent geltend zu machen, und zugleich den grössesten Lohn davon zu tragen, den Ihr selbst, meiner Meynung nach, Euch wünschen könnt. Ich will inzwischen für Isabellen wachen; wiewohl ihre Tugend mir Bürge ist, daß sie selbst die beste Wächterinn über ihre Aufführung seyn wird. Geht mit Gott. Da die Liebe (wie ich glaube) Euch anspornt, so erwarte ich grosse Dinge von eurer Tapferkeit. Wohl dem Könige, der, wenn er Krieg führen muß, zehntausend verliebte Soldaten in seinem Dienste hätte, welche den Sold der Minne von ihren Geliebten, als einen Dank für ihre Siege zu erwarten hätten! Steht auf, Richard, und seht zu, ob Ihr Isabellen jetzt noch etwas zu sagen habt; denn morgen müßt Ihr absegeln."

Richard küßte der Königinn die Hand, und dankte ihr für die erzeigte Gnade. Dann ließ er sich vor Isabellen auf ein Knie nieder; doch wie er reden wollte, fehlte ihm die Stimme, und das Wort starb ihm auf der Zunge. Vergeblich suchte er die Thränen zurück zu halten, die seinen

Augen entstürzten. Die Königinn ward sie gewahr, und sagte: „Schämt Euch nicht eurer Thränen, Richard, und erröthet nicht, die zärtlichen Bewegungen eures Herzens zu verrathen. Ein anderes ist es, mit Muth gegen den Feind zu kämpfen; ein anderes, von dem geliebten Gegenstande sich zu trennen. Isabelle, umarme deinen Richard, und gieb ihm deinen Segen; seine Zärtlichkeit verdient beydes.“

Isabelle war so bestürzt und bekümmert über Richards Schmerz und Niedergeschlagenheit, daß sie nicht hörte, was die Königinn zu ihr sagte. Sich selbst unbewußt, zerfloß sie in Thränen, und stand so unbeweglich, wie ein marmornes Bild der Traurigkeit. Der Kummer dieser beyden zärtlichen Verliebten entlockte den Augen mancher Umstehenden eine Zähre des Mitleids, und ehe noch Richard und Isabelle ein Wort hervorbringen konnten, beurlaubte sich Sir Donald mit seinen Begleitern bey der Königinn, und alle verliessen den Audienzsaal voll Mitleid und Bekümmerniß.

Isabelle fühlte sich in diesem Augenblick wie eine Waise, deren Aeltern vor ihren Augen in die

Gruft gesenkt werden. Sie war auch nicht ohne Besorgniß, ihre neue Gebieterinn möchte ihr andere Grundsätze beybringen wollen, als sie bey der vorigen eingesogen hatte: doch sie mußte bleiben.

Nach zwey Tagen ging Richard unter Segel. Zweyerley Betrachtungen zerrissen ihm unterweges beständig das Herz. An der einen Seite bedachte er, daß er sich durch Thaten hervorthun müßte, die ihn Isabellens würdig machten. Von der andern Seite verboten ihm die Grundsätze seiner Religion, das Schwert gegen katholische Christen zu ziehen. Vermied er das Gefecht, so machte er sich verdächtig, daß er entweder feige, oder ein heimlicher Katholik wäre; und in beyden Fällen setzte er sein Leben und das Schicksal seiner Liebe in Gefahr. Am Ende entschloß er sich dennoch, seiner Religion den Vorzug vor seiner Leidenschaft zu geben; doch bat er den Himmel in seinem Herzen, ihm Gelegenheiten zu senden, wo er seine Tapferkeit ohne Nachtheil seiner Grundsätze an den Tag legen; seine Pflicht gegen seine Königinn erfüllen, und Isabellen verdienen könnte.

Sechs Tage lang segelten beyde Schiffe mit günstigem Winde, und steuerten nach den canarischen

Inseln *), wo es selten an portugiesischen Schiffen fehlt, die entweder aus Ostindien kommen, oder durch Stürme auf ihrer Rückreise aus Westindien dahin verschlagen werden. Am sechsten Tage sprang ein starker Sturm aus Süden auf, welcher sie verhinderte, die Inseln zu erreichen, und so anhaltend fortdauerte, daß er sie bis nahe an die spanische Küste trieb. Nahe bey derselben, und fast am Eingange der Meerenge von Gibraltar, entdeckten sie drey Schiffe, ein sehr grosses, und zwey kleinere. Wie Richard eben von seinem Commodore (dessen Schiff er sich näherte) das Zeichen zum Angriff erwartete, ward er ein Signal gewahr, daß der Commodore, oder ein anderer angesehener Offizier gestorben war. Indem er sich dem Schiffe des Commodore so weit genähert hatte, daß man einander zurufen konnte, meldete man ihm, daß der Commodore plötzlich an einem Schlagflusse gestorben sey, und daß man ihn an Bord erwarte, um das

*) Im Original steht zwar islas terceras, und man sollte daher fast glauben, daß Cervantes die azorischen Inseln damit meynte. Dieß scheint sich aber mit den folgenden Umständen nicht zusammen zu reimen, die sich weit richtiger auf die canarischen Inseln zu beziehen scheinen.

Commando zu übernehmen. Richard empfand zwar keine Freude über den Tod des Commodore; doch war es ihm lieb, den Befehl über beyde Schiffe zu erhalten; denn so hatte es die Königinn verordnet, daß Richard, im Fall des Ablebens des obersten Befehlshabers, ihm im Commando folgen sollte. Er begab sich demnach unverzüglich an Bord des andern Schiffes, und übernahm die Befehlshaberstelle, in welche er ohne viele Umstände eingeführt ward; denn man hatte keine Zeit zu verlieren, weil zwey von den drey Schiffen, die im Gesichte waren, sich bereits näherten. An dem halben Monde, den sie in den Flaggen führten, erkannte man sie bald für türkische Galeren; und dieß war dem Richard sehr angenehm, weil die Wegnahme der türkischen Schiffe, wenn sie ihm gelänge, ruhmvoll für ihn seyn würde, ohne ihn in die Nothwendigkeit zu versetzen, katholischen Christen zu schaden. Die beyden türkischen Galeren kamen näher heran, um die englischen Schiffe (die aber unter spanischer Flagge fuhren) zu recognoscieren. Sie glaubten, es wären spanische Indienfahrer, deren sie sich mit leichter Mühe zu bemeistern hofften. Sie segelten ihnen demnach dreist auf den Leib, und Richard ließ sie so nahe kommen, daß

er sie mit seinem Geschütze bequem erreichen konnte. Dann gab er ihnen auf einmahl eine ganze Lage mit so gutem Erfolg, daß die eine Galere fünf Schüsse zwischen Wind und Wasser bekam, und anfing zu sinken; worauf die andere Galere sie eiligst in Tau nahm *), um sie unter den Schutz des grossen Schiffes zu bugsieren. Weil aber Richards Schiffe gute Segler waren, und dem Steuer so gut gehorchten, als ob sie mit Rudern gewendet würden, so verfolgte er sie beständig mit seinem Kanonenfeuer. Das Volk der sinkenden Galere suchte sich, so eilig, als möglich, an Bord des grossen Schiffes zu retten. Der anderen Galere, welche der beschädigten beystand, ward von Richards beyden Schiffen so heftig zugesetzt, daß die Mannschaft ebenfalls suchen mußte, sich an Bord des grössern Schiffes zu retten; nicht so wohl, in der Hoffnung, es vertheidigen zu können, als um dem Feuer weniger ausgesetzt zu seyn. Die Christensclaven auf den Galeren zerbrachen ihre Ketten, und mischten sich unter die flüchtenden

---

*) In Tau nehmen, bugsieren, heißt ein Schiff mit Kabeltauen hinter einem andern befestigen, um es mit fortzubringen.

Türken. Richard befahl seinen Schützen, auf niemand, als auf die Türken zu zielen, und die Christensclaven zu schonen. Auf diese Weise fielen die meisten Türken, indem sie an der Seite des Schiffs hinaufkletterten, und viele von denen, die sich an Bord retteten, wurden mit ihren eigenen Waffen von den Christen niedergemacht, welche zugleich mit ihnen in das Schiff drangen. Denn wenn der Starke fällt, so geht seine Kraft in den Schwachen über, der sich wider ihn auflehnt; und die Christen, welche die englischen Schiffe für spanische hielten, thaten Wunder der Tapferkeit, um sich in Freyheit zu setzen.

Wie endlich fast alle Türken niedergemacht waren, riefen einige von der christlichen Mannschaft den vermeynten spanischen Schiffen zu, sie möchten an Bord kommen, und die Ausbeute ihres Sieges in Besitz nehmen. Richard fragte sie auf Spanisch, was die Prise für ein Schiff wäre. Man gab ihm zur Antwort, es sey ein portugiesisches Schiff aus Indien, mit Spezereyen, Edelsteinen und Perlen, so reich beladen, daß die Ladung über eine Million goldne Kronen werth sey. Es sey durch Sturm in diese Gegend verschlagen; habe

alles Geschütz über Bord werfen müssen, und habe so sehr an seinem Takelwerk gelitten, daß es Tages vorher von den beyden Galeren des Arnauten Mami ohne Widerstand genommen worden; weil die Besatzung von dem stürmischen Wetter erschöpft, und vor Hunger und Durst verschmachtet gewesen. Da die Türken die reiche Ladung am Bord ihrer Galeren nicht hätten bergen können, so hätten sie das Schiff nach der nicht weit entfernten Bucht von Larrache bringen wollen. Richard ließ ihnen bedeuten, daß sie irrten, wenn sie seine beyden Schiffe für spanische hielten; denn sie gehörten der Königinn von England. Diese Neuigkeit verursachte den spanischen Unterthanen neue Furcht und Besorgniß; denn sie hatten Ursache, zu befürchten, aus einer Gefangenschaft in die andere zu gerathen. Richard versicherte ihnen jedoch, daß sie nichts zu besorgen hätten, und daß sie an ihrer Freyheit nicht sollten gekränkt werden, wenn sie sich ergeben wollten, ohne Widerstand zu leisten.

„Dazu wären wir ohnehin nicht im Stande (gaben sie zur Antwort); denn wie gesagt, unser Schiff hat kein Geschütz, und wir selbst haben keine Waffen; so daß wir uns auf die Großmuth eures

Befehlshabers verlassen müssen. Derjenige, der uns von der schrecklichen Sclaverey unter den Türken errettet hat, kann nicht umhin, seinen Edelmuth weiter zu treiben, und sich dadurch allenthalben beliebt und berühmt zu machen, wohin die Nachricht von seinem glorreichen Siege und von seinem großmüthigen Verfahren erschallen wird. Wir hoffen alles, und fürchten nichts von ihm."

Richard war mit der Antwort der Spanier zufrieden, und berathschlagte sich mit seinen Offizieren, wie man die spanische Besatzung am besten ans Land schaffen könne, ohne Gefahr zu laufen, daß ihre überlegene Anzahl sie vielleicht zum Aufstande reizen möchte. Einige wenige hatten die Feigheit und Grausamkeit, zu rathen, man sollte die Spanier nach und nach vom Bord hohlen und über die Klinge springen lassen, um die Prise desto sicherer nach London aufbringen zu können; allein sie wurden von allen übrigen überstimmt, und Richard sagte: „Da uns der Himmel eine so reiche Beute geschenkt hat, so müssen wir nicht grausam und undankbar seyn, und was wir durch Klugheit vermeiden können, das brauchen wir nicht mit dem Schwert abzuwehren. Mit meinem Willen soll

keiner von diesen Christen sterben; und das bin ich nicht nur ihnen, sondern auch mir selbst schuldig, denn die Begebenheit des heutigen Tages muß weder mir, noch Euch, als meinen Gefährten und Gehülfen, neben dem Ruhm der Tapferkeit, zugleich den Vorwurf der Grausamkeit zuwege bringen. Wir wollen aus einem unserer Schiffe alles Geschütz auf das portugiesische bringen, und in dem andern nichts, als einigen Mundvorrath zurücklassen. Das portugiesische Schiff besetzen wir dann mit unsern Leuten, und lassen die Portugiesen mit dem unsrigen nach Spanien gehen."

Niemand widersprach ihm, und viele lobten seinen Vorsatz, als den Rathschluß eines tapfern, großmüthigen und verständigen Mannes; wiewohl es auch nicht an denen fehlte, die ihn deswegen für einen bessern Katholiken hielten, als er seyn sollte.

Nachdem dieses beschlossen war, ging Richard mit funfzig wackern Musketieren an Bord des portugiesischen Schiffes. Er fand daselbst beynahe dreyhundert Personen, mit Inbegriff derer, die sich aus den Galeren gerettet hatten. Er erkundigte sich sogleich nach dem Register des Schiffs; allein man

antwortete ihm, der Seeräuber, der von ihm in den Grund gebohrt worden, habe es genommen. Er ließ darauf unverzüglich die Schiffswinde zurüsten; ließ sein kleinstes Schiff an Bord legen, und in der grössesten Eilfertigkeit alles Geschütz aus demselben in das grosse Schiff überhissen. Darauf hielt er eine kurze Anrede an die Portugiesen; befahl ihnen, sich in das verlassene Schiff zu begeben, welches fast auf einen Monat mit Lebensmitteln versehen war; und gab einem jeden von ihnen fünf goldne Kronen, damit sie sich nicht in Noth befinden möchten, wenn sie an's Land kämen; welchem sie so nahe waren, daß man die hohen Vorgebirge Calpe und Avila bereits entdecken konnte.

Alle dankten ihm unendlich für die grosse Gnade, die er ihnen erzeigte, und der letzte, welcher an Bord blieb, war derjenige, welcher für die übrigen das Wort geführt hatte. „Ich würde mich (sagte dieser) viel glücklicher schätzen, tapferer Held! wenn Ihr mich mit nach England nehmen wolltet, als wenn Ihr mich nach Spanien schickt. Denn obwohl dieses mein Vaterland ist, welches ich vor kaum sechs Tagen verlassen habe, so würde ich doch in demselben nichts vorfinden, das in mir nicht eine

beständige Empfindung der Traurigkeit und Einsamkeit erregte. Wisset, mein Herr, wie vor funfzehn Jahren Cadiz von den Engländern eingenommen ward, verlohr ich eine Tochter, die sie mir vermuthlich entführten. Sie war der Trost meines Alters und die Wonne meiner Augen, welche, seitdem sie ihnen nicht mehr gegenwärtig ist, nie wieder etwas gesehen haben, das mir Freude machen könnte. Mein heftiger Schmerz über ihren Verlust, und über die Einbuße meines ganzen Vermögens, machte mich unfähig, meine Handlungsgeschäfte länger fortzusetzen, die mir einst den Ruf eines der reichsten Kaufleute in der ganzen Stadt zuwege brachten, und zwar mit Recht; denn ausser einem sehr beträchtlichen eigenen Vermögen erstreckte sich mein Credit auf Millionen. Ich verlohr alles — und doch würd' ich glauben, nichts verlohren zu haben, wenn ich nur mein Kind behalten hätte! Nach jenem allgemeinen Unglück, welches mich noch dazu so besonders getroffen hatte, drückte mich die Noth so heftig, daß ich und mein Weib — jene Unglückliche, die hier vor Euch steht — es nicht länger zu Hause aushalten konnten, und uns entschlossen, nach Indien, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte ehrliebender Nothleidenden zu gehen. Vor sechs Tagen

segelten wir ab, mit einem Advisschiffe; und fast beym Auslaufen aus Cadiz fiel auch unser Schiff schon den beyden türkischen Raubschiffen in die Hände; die uns zur Vergrösserung unsers Elendes in die Sclaverey führten. Unstreitig wären wir höchst unglücklich geworden, wenn die Seeräuber nicht kurz darauf dieses portugiesische Schiff genommen hätten, mit welchem sie sich so lange aufhielten, bis die Vorfälle, die Euch bekannt sind, sich ereigneten."

Richard erkundigte sich nach dem Nahmen seiner Tochter; und er nannte sie Isabelle. Dieß bestätigte Richards Vermuthung, daß diese beyden Personen die Aeltern seiner Geliebten seyn müßten. Er sagte ihnen nichts von ihr; erbot sich aber, sie mit nach England zu nehmen, wo sie (wie er sagte) vielleicht Nachrichten von ihrer Tochter erfahren würden. Er nahm sie beyde sogleich an Bord seines eigenen Schiffes, und ließ das portugiesische mit einer hinlänglichen Besatzung bemannen. Gegen Abend gingen beyde Schiffe unter Segel, und entfernten sich, so schnell sie konnten, von der spanischen Küste, wegen der freygelassenen Mannschaft auf dem andern Schiffe. Unter

dieser befanden sich auch gegen zwanzig Türken, die Richard ebenfalls frey gab, und den Spaniern empfahl, sie bey der ersten Gelegenheit zu entlassen; wofür die ersteren ihm sehr dankten.

Der Wind, welcher ihnen im Anfang günstig war, begann sich zu legen; und die Windstille erregte bey den Engländern die Furcht, daß Richards Großmuth ihnen sehr nachtheilig werden könnte, wenn die befreyten Spanier Nachricht von dem Vorgefallenen ans Land brächten, und wenn von ungefähr segelfertige Schiffe in Bereitschaft lägen, um ihnen nachzusetzen. Richard sah wohl ein, daß ihre Besorgniß nicht ungegründet war; doch fand er Mittel, seine Leute zu beruhigen, und ihr Murren zu stillen; wozu jedoch ein frischer Wind das beste beytrug, der ihnen so günstig in die Segel blies, daß sie ohne ein Seil zu rühren in neun Tagen in der Mündung der Themse anlangten, nachdem sie in allem dreißig Tage in See gewesen waren.

Richard wollte wegen des Absterbens des vorigen Befehlshabers nicht im Triumph den Strom hinaufsegeln; er ließ vielmehr auf seinem Schiffe

bald Zeichen der Trauer, bald Signale der Freude geben. Bald erschallten fröhliche Clarinetten und Schalmeyen; bald bliesen Zinken und Posaunen Trauerlieder. Bald schmetterte die laute Trompete, vom Schall der Pauken begleitet; bald hörte man nur gedämpfte Trommeln und Pfeifen. Von einem Maste wehte die umgekehrte türkische Flagge, mit Monden besäet; von dem andern hing ein schwarzer Trauerwimpel bis ins Wasser hinab. Mit solchen abwechselnden Zeichen segelte Richard in seinem eigenen Schiffe bis nahe vor die Stadt hinauf; indeß das grosse portugiesische Schiff, weil es zu tief ging, unten auf dem Strome vor Anker blieb. Wie er das Anker fallen ließ, versammelten sich, von den verschiedenen Signalen neugierig gemacht, unzählige Zuschauer am Ufer. Sie erkannten an manchen Kennzeichen das Schiff des Commodore Lindsay; allein sie begriffen nicht, wie sich das andere Schiff in ein viel größeres verwandelt hätte, welches in der Ferne lag. Ein Theil des Räthsels erklärte sich endlich, wie Richard in die Schalupe stieg, und in einem prächtigen Waffenschmuck an's Land kam, und sich zu Fusse, von keinem eigenen Gefolge begleitet, aber von einer unzähligen Volksmenge umringt, nach dem Palaste der Königinn begab, welche

bereits auf Nachricht wegen der eingelaufenen Schiffe wartete. Isabelle war in englischer Tracht, nebst einigen andern Damen, im Zimmer der Königinn gegenwärtig; und die Kleidung des Landes stand ihr nicht weniger schön, als die spanische. Richards Ankunft ward der Königinn gemeldet. Isabelle entfärbte sich, wie man seinen Nahmen ansagte; und sie zitterte vor ungewisser Erwartung, ob seine Ankunft von guter, oder schlimmer Vorbedeutung wäre.

Richard war schlank von Wuchs, wohlgebildet, und angenehm in seinen Manieren; und in seinem köstlichen Küraß, Ringkragen, Arm- und Beinschienen, die nicht weniger hell poliert, als künstlich angelaufen und mit Gold eingelegt waren, machte er eine reizende Figur. Er trug keinen Helm, sondern einen großen grauen Hut, mit mannichfarbigen Federn geziert, und auf walonisch gestutzt. Um seine Hüften, die in weite Schweizerhosen gehüllt waren, hing an einem reichen Wehrgehänge sein breites Schlachtschwert. In diesem Aufzuge hielt man ihn bald, seines rüstigen Schrittes wegen, für den Kriegsgott; bald wegen seiner Schönheit für die Liebesgöttinn, die dem Arās einen Streich zu

spielen, sich in seine kriegerischen Waffen gehüllt hätte.

Jetzt trat er herein, und warf sich der Königinn zu Füssen. „Grosse Monarchinn! (sprach er): Ein Schlagfluß raubte auf unserer Fahrt dem Commodore Lindsay plötzlich das Leben. Kaum hatte ich durch Eurer Majestät Gnade die Befehlshaberstelle an seiner Statt übernommen, so krönte das Glück Eurer Waffen meine Wünsche, indem es mir zwey türkische Galeren zuführte, welche das grosse reiche Schiff im Tau hatten, das unten auf der Themse liegt. Ich griff sie an; Eure Leute fochten mit ihrem gewohnten Muthe, und die Raubschiffe wurden in den Grund gebohrt. In Eurer Majestät Nahmen schenkte ich den gefangenen Christen die Freyheit, und entließ sie, nachdem ich sie der Gewalt der Türken entzogen hatte, auf einem unserer Schiffe. Nur einen Mann und eine Frau, Spanier von Geburt, nahm ich mit, weil sie den Wunsch äusserten, Eure Majestät zu sehen. Das Schiff ist eines von den portugiesischen Retourschiffen aus Indien. Vom Sturm beschädigt und fast wehrlos gemacht, war es den Türken ein leichter Raub geworden. Die Ladung, nach der Angabe einiger von

den Portugiesen, beträgt über eine Million goldner Kronen, an Spezereyen, Edelsteinen und Perlen. Sie ist unangetastet geblieben, und selbst von den Türken war sie noch nicht berührt worden; denn der Himmel hatte sie Eurer Majestät zugedacht, und ich habe sie Euch sorgfältig aufgehoben. Ein einziges Kleinod, welches Eure Majestät mir geben können, wird mich zu Euren Schuldner machen, der Euch mehr als zehnmal den Werth dieses Schiffes verdankt; und dieses Kleinod haben mir Eure Majestät schon versprochen — es ist meine geliebte Isabelle. In ihrem Besitze werde ich mich reich, und überschwenglich belohnt schätzen, nicht nur für den Dienst, den ich Eurer Majestät jetzt geleistet habe, sondern für alle und jede, die ich Euch in Zukunft leisten kann; denn ich kann damit nur einen geringen Theil der Schuld abtragen, die Eure Majestät mir durch die Schenkung dieses kostbaren Kleinods auflegen."

„Steht auf, Richard, (sprach die Königinn). Glaubet mir, wenn ich für Isabellen Vergeltung von Euch fordern wollte, so könnte sie, nach dem Werth, den ich auf sie setze, weder der Reichthum dieser Ladung, noch alle Schätze Indiens, mir

bezahlen. Ich gebe sie Euch, weil ich sie Euch versprochen habe, weil sie Euer werth ist, und weil Ihr sie verdient. Habt Ihr die eroberten Schätze für mich aufgehoben; so habe ich euer Kleinod für Euch bewahrt. Glaubt nur nicht, daß ich Euch nicht viel gebe, indem ich Euch euer Eigenthum wieder zustelle. Ich erweise Euch damit wahrlich keine kleine Gunst. Ein Schatz, der nur durch Zärtlichkeit erworben werden kann, und der seinen Werth in der Seele des Erwerbers hat, ist so viel werth, wie die Seele selbst, welche keine Schätze der Welt bezahlen können. Isabella ist die Eurige. Ihr könnt, so bald Ihr wollt, völligen Besitz von ihr nehmen, und ich glaube, sie selbst wird ihre Einwilligung dazu nicht versagen; denn sie ist vernünftig, und wird die Liebe zu schätzen wissen, die Ihr ihr beweiset. Ich sage Liebe, und nicht Gnade; denn ich möchte mir gern schmeicheln, daß ich allein ihr Gnadenbezeigungen erweisen könne. Geht jetzt hin, Euch auszuruhen; und kommt morgen wieder zu mir, um mir nähern Bericht von euren Thaten zu geben, und bringt mir die beyden Leute mit, die aus eigenem Triebe hergekommen sind, mich zu sehen. Ich will es ihnen danken."

Richard küßte der Königinn die Hand für die erwiesene Gnade, und sie begab sich in ihr Cabinet; worauf alle Damen den jungen Helden umringten. Eine unter ihnen, Lady Darnley genannt, die munterste und witzigste von allen, und Isabellens vertraute Freundinn, sagte: „Was ist das, Herr Richard? Wozu diese Waffen? Meynt Ihr denn, daß Ihr hier Feinde zu bekämpfen habt? Ihr findet hier gewiß lauter gute Freunde; wenn ich nicht Isabellen ausnehmen muß, bey welcher Ihr, als bey einer Spanierinn, wohl nicht gut angeschrieben seyn könnt.“

„Wenn ich irgend in ihrem Gedächtniß angeschrieben bin, Mylady, (versetzte Richard) so kann es nicht übel seyn. Isabellens Güte, Verstand, und liebenswürdige Denkungsart, erlauben ihr gewiß nicht, ungünstig von mir zu urtheilen.“

„Richard! (antwortete Isabelle) Da ich die Eurige werden soll, so steht es in eurer Macht, Euch für alle Lobsprüche, womit Ihr mich überhäuft, und für alle Güte, die Ihr mir bewiesen habt, und noch beweisen werdet, bezahlt zu machen.“

So unterhielten sich Richard und Isabelle, und mit ihnen die Damen der Königinn, bey welchen sich auch ein kleines Mädchen befand, welches nie die Augen von Richard verwendete. Bald hob sie seine Superweste auf, um zu sehen, wie er darunter gekleidet wäre; bald spielte sie mit seinem Schwert, oder spiegelte sich in seiner glänzenden Rüstung. Dann kehrte sie sich wieder zu den Damen, und sagte: „Myladies! Der Krieg muß doch wohl eine hübsche Sache seyn, da die gewaffneten Männer auch in Frauenzimmergesellschaften gefallen.“

„Ja wohl gefallen sie (sprach Lady Darnley). Sieh nur einmahl Herrn Richard an. Sieht er nicht aus, wie der Sonnengott, der vom Himmel heruntergestiegen wäre, und in dieser Gestalt durch die Strassen wandelte?“

Alle lächelten über die Rede des Kindes, und über das hyperbolische Gleichniß der Lady Darnley. Doch fehlte es auch nicht an denen, die sich darüber aufhielten, daß Richard in voller Rüstung nach Hofe gekommen wäre; wiewohl ihn andere damit entschuldigten, daß es einem Sol-

daten wohl anstände, im Waffengeschmeide zu erscheinen.

Richard ward von seinen Aeltern, Verwandten, Freunden und Bekannten mit grosser Freude empfangen. Am Abend wurden in London wegen seines glücklichen Kreuzzuges viele Freudenbezeigungen angestellt. Isabellens Aeltern befanden sich schon in Sir Donalds Hause. Richard hatte seinen Aeltern gesagt, wer sie wären; doch hatte er sie gebeten, ihnen nichts wegen Isabellen merken zu lassen, bis er selbst es ihnen bekannt machte. Dieß ward ebenfalls den Bedienten im Hause aufs strengste empfohlen. An diesem Tage hatte man auch den Anfang gemacht, mit einer Menge Lichtern, Böten und Nachen, in Gegenwart einer unzählichen Menge neugieriger Zuschauer das grosse portugiesische Schiff zu entladen; doch dauerte es wohl acht Tage, ehe man die ganze reiche Ladung an's Land schaffen konnte. Am folgenden Morgen begab sich Richard nach Hofe. Isabellens Vater und Mutter, beyde auf Englisch gekleidet, begleiteten ihn, weil er ihnen gesagt hatte, die Königinn wünschte sie zu sehen. Wie sie in das Zimmer der Königinn traten, fanden sie sie umge-

ben von ihren Hofdamen, und Isabellen neben ihr, in derselben Kleidung, in welcher sie ihr das erste Mahl war vorgestellt worden. Denn die Königinn wollte Richard angenehm damit überraschen, daß er sie in diesem reizenden Anzuge erblicken sollte, in welchem sie jedes Auge nicht weniger, als das erste Mahl, bezauberte.

Isabellens Aeltern erstaunten über so viele Pracht und Schönheit. Ihre Augen waren auf Isabellen geheftet, und ihre Herzen schlugen ihr mit zärtlicher Ahndung entgegen; obgleich sie sie noch nicht kannten, und sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wußten, von der angenehmen Sehnsucht, welche sie zu ihr hinzog.

Die Königinn ließ nicht zu, daß Richard vor ihr kniete; sondern sie befahl ihm, einen Sessel einzunehmen, den sie aus besonderer Gnade für ihn hatte hinstellen lassen; worüber diejenigen, welche den stolzen Sinn der Königinn kannten, allerhand Glossen machten. „Richard (sprach der eine) sitzt nicht auf dem Taburet, sondern auf den Pfeffersäcken, die er mitgebracht hat.“ „Geschenke sprengen Felsen; das ist ein wahres Sprichwort,“

sagte ein anderer. Wieder ein anderer sagte: „Jetzt, da Richard so gut gesattelt ist, wird ihn mehr, als einer reiten wollen.“ Mit einem Worte, die Auszeichnung, welche die Königinn ihm widerfahren ließ, erregte ihm viele Neider; denn jede Gunstbezeigung, die ein Fürst einem Unterthanen erweiset, ist ein Dolchstich in den Herzen der neidischen Höflinge. Die Königinn forderte von Richard eine umständliche Beschreibung seines Gefechts mit den Seeräubern. Er gab sie ihr, und schrieb seinen Sieg, nächst der Gunst des Himmels, dem tapferen Betragen seiner Soldaten zu, die er nicht nur im allgemeinen lobte, sondern auch einzeln die Thaten derjenigen anführte, die sich besonders ausgezeichnet hatten. Dadurch ward die Königinn bewogen, sie nicht nur alle zu belohnen, sondern auch den tapfersten vorzügliche Gnade zu beweisen. Wie Richard ihr die Freylassung der christlichen und türkischen Gefangenen erzählte, setzte er hinzu, indem er ihr Isabellens Aeltern vorstellte: „Dieser Mann und diese Frau sind diejenigen, von welchen ich Eurer Majestät gestern sagte, daß ihr Wunsch, Eure Hoheit zu sehen, sie bewogen hat, mich zu bitten, sie mit mir zu nehmen. Sie sind aus Cadiz, und nach allem zu

urtheilen, was ich von ihnen gehört, und selbst gesehen habe, sind sie Leute von Ansehen und von Verdiensten."

Die Königinn befahl ihnen, näher zu treten, und Isabelle, wie sie hörte, daß sie Spanier, und zwar aus Cadiz wären, betrachtete sie sehr aufmerksam, und hoffte, durch sie Nachrichten von ihren Aeltern zu erfahren. Indem Isabelle ihre Augen auf ihre Mutter heftete, begegneten die Blicke derselben den ihrigen. Die Mutter stand still, um sie genauer zu betrachten; und in Isabellens Gedächtniß erwachte eine dunkele Erinnerung, daß sie diese Person einst in vorigen Zeiten müßte gesehen haben. Ihr Vater stand eben so verwirrt, und wußte nicht, ob er seinen Augen trauen dürfte. Richard spähte aufmerksam jede Bewegung, die in den Herzen dieser drey Personen vorging, welche sämtlich zu zweifeln schienen, ob sie einander kennten, oder nicht. Die Königinn selbst bemerkte das Staunen der Aeltern, und Isabellens Unruhe; denn sie ließ von Zeit zu Zeit Bewegungen spüren, welche ihre Verwirrung verriethen. Isabelle war voll Ungeduld, ihre Mutter reden zu hören, um an ihrer Stimme zu bemerken, ob

die Muthmassung gegründet wäre, welche ihr Anblick veranlaßt hatte. Die Königinn befahl ihr inzwischen, diese beyden Personen auf Spanisch zu fragen, was sie bewogen habe, die Freyheit auszuschlagen, die Richard ihnen angeboten; da doch sonst nicht nur vernünftige Menschen, sondern selbst die unvernünftigen Geschöpfe, in der Freyheit ihr höchstes Gut fänden. Isabelle that diese Frage an ihre Mutter. Diese war aber nicht im Stande, ihr ein Wort zu erwiedern. Zitternd, und mit wankenden Schritten eilte sie ihr entgegen, und ohne sich an die Gegenwart der Königinn und an die Blicke der Hofleute zu kehren, deckte sie Isabellens rechtes Ohr auf, und ein kleines Mahl bestätigte ihre frohe Ahndung, daß sie ihre Tochter vor sich sähe. Mit einem lauten Schrey fiel sie ihr in die Arme. „Liebste Tochter! Theuerstes Kleinod meiner Seele!" rief sie, indem sie ohnmächtig an ihre Brust sank. Isabellens Vater enthielt sich, des Wohlstandes wegen, seine zärtlichen Empfindungen laut werden zu lassen; doch statt der Worte entstürzten Ströme von Thränen seinen Augen, und benetzten sein ehrwürdiges Antlitz und seinen Silberbart.

Isabelle drückte ihren Mund an die Wangen ihrer Mutter, und ihre Blicke gaben zu gleicher Zeit ihrem Vater zu erkennen, daß der Anblick ihrer Aeltern in diesem Lande ihr nicht weniger Schmerz, als Freude verursachte.

Die Königinn war sehr verwundert, und sagte zu Richard: „Ich glaube, Richard, Ihr habt das alles so mit Vorsatz angestellt; allein mich däucht, Ihr habt nicht wohl daran gethan. Denn plötzliche Freude kann oft eben so tödtlich werden, als ein heftiger Schmerz.“ Sie entzog Isabellen den Armen ihrer Mutter, die nach einiger Hülfleistung bald wieder zur Besinnung kam, und sich der Königinn zu Füssen warf. „Verzeiht mir meine Unbescheidenheit (sprach sie), gnädige Königinn! Wer kann wohl seine Besinnung behalten, indem man unerwartet einen so theuern Schatz wiederfindet!“

Die Königinn gab ihr Recht. Sie gebrauchte bisweilen Isabellen als Dolmetscherinn in ihrer Unterredung mit ihren Aeltern, die sie so unverhofft wiederfand; und sie gab diesen die Erlaubniß, in ihrem Palaste zu bleiben, damit sie sich

ungestört mit ihrer Tochter unterhalten, und sich ihrer erfreuen könnten. Richard war über alles äusserst vergnügt, und erneuerte seine Bitte, daß die Königinn ihr gegebenes Versprechen erfüllen, und ihm Isabellens Besitz gewähren möchte, wenn sie ihn desselben würdig hielte. Wenn aber an seiner Seite noch neue Anstrengungen erforderlich wären, so bat er, sie möchte ihm neue Unternehmungen auflegen, wodurch er verdienen könnte, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Die Königinn war überzeugt von Richards Bewußtseyn seines Eifers und seiner Verdienste, und daß es keiner neuen Proben von beyden bedürfte. Sie gab ihm demnach die Versicherung, daß sie ihm innerhalb vier Tagen Isabellen zur Gemahlinn geben, und sie standesmässig ausstatten wollte.

Richard beurlaubte sich bey der Königinn, voll Freude über die nahe Hoffnung, Isabellen zu besitzen, ohne daß sie ihm wieder könne entrissen werden, (die höchste Staffel des Glücks, die ein zärtlicher Liebhaber vor dem wirklichen Besitze sich denken kann). Die Zeit verging; doch Richard glaubte

sie verstriche noch immer zu langsam. Denn wer ein sehnlich gehofftes Glück erwartet, dem scheint die Zeit nicht auf Flügeln davon zu eilen, sondern mit trägen Schritten fortzuschleichen. Endlich kam der Tag, den Richard so sehr hergewünscht hatte; nicht, um den Becher der Wonne auf einen Zug auszuleeren, sondern weil er erwartete, an Isabellen täglich neue Reize zu entdecken, um seine Liebe zu vermehren, wenn sie noch eines Zuwachses fähig wäre.

Aber in diesem kurzen Zeitraum, während dessen er wähnte, das Schiff seiner Hoffnungen eilte, von lauter freundlichen Winden begünstigt, mit vollen Segeln dem Hafen zu, erregte sein widriges Schicksal einen Sturm, der ihn tausendmahl in den Wogen des Unglücks zu ersäufen drohte.

Die Oberhofmeisterinn der Königinn, unter deren Aufsicht Isabelle stand, hatte einen Sohn von zwey und zwanzig Jahren, Graf Ernestus genannt. Sein vornehmer Stand, sein alter Adel, und die große Gunst, in welcher seine Mutter bey der Königinn stand, machten ihn stolz, aufgeblasen und übermüthig. Dieser Jüngling hatte sich in

Isabellen so sterblich verliebt, daß es schien, als wenn die Strahlen ihrer Augen seine ganze Seele entzündet hätten. Während Richards Abwesenheit hatte er schon verschiedene Gelegenheiten gesucht, ihr seine Leidenschaft zu entdecken; sie hatte ihm aber nie Gehör gegeben. Wenn gleich ein kaltsinniges Betragen und wiederhohlte Beweise der Abneigung sonst leicht eine erst aufkeimende Leidenschaft zu ersticken pflegen, so hatten doch Isabellens deutliche und häufige Aeusserungen ihres Widerwillens bey dem Grafen eine entgegengesetzte Wirkung. Sein Herz ward von Eifersucht gefoltert, und Isabellens Zurückhaltung gab seiner Flamme neue Nahrung. Wie er endlich sah', daß die Königinn geneigt war, Richards Verdienste durch den Besitz Isabellens zu belohnen, trieb ihn beynahe die Verzweiflung, sich das Leben zu nehmen. Doch ehe er zu diesem letzten, eben so feigen, als entehrenden Schritt seine Zuflucht nahm, sprach er mit seiner Mutter, und ersuchte sie, die Königinn zu bitten, ihm Isabellen zur Gemahlinn zu geben; wo nicht, so müsse sie gewiß erwarten, ihn in kurzem an den Pforten des Todes zu sehen.

Die Mutter hörte mit Bestürzung die Rede ihres Sohnes, und da sie wußte, wie unbiegsam und eigensinnig sein Character war, und wie fest sein Herz an seinen Leidenschaften hing, so war es leicht, voraus zu sehen, daß es mit seiner Liebe kein glückliches Ende nehmen würde. Der mütterliche Trieb, die Wohlfahrt ihres Sohnes zu befördern, bewog sie inzwischen, ihm zu versprechen, daß sie mit der Königinn sprechen wollte. Sie schmeichelte sich zwar nicht, wirklich so viel von ihr zu erhalten, daß sie ihr gegebenes Wort zurück nähme; doch wollte sie dieß letzte Mittel (so zweifelhaft es auch war,) wenigstens nicht unversucht lassen.

Am Morgen des zur Vermählung bestimmten Tages hatte man Isabellen auf Befehl der Königinn aufs festlichste geschmückt. Die Königinn selbst hatte ihr aus der Beute des eroberten Schiffs eine Perlenschnur von unschätzbarem Werth um den Hals gehangen, und ihr einen nicht weniger kostbaren Diamant an den Finger gesteckt. Alle Damen des Hofes standen schon in voller Erwartung des Vermählungsfestes bereit — als plötzlich die Oberhofmeisterinn hereintrat; die Königinn fußfällig bat, und sie bey allen ihr geleisteten Diensten und bey

ihrer eigenen Gnade für sie beschwor, Isabellens Vermählung nur zwey Tage aufzuschieben.

Die Königinn verlangte zwar zu wissen, warum sie so dringend um diesen Aufschub bäte, welcher ihrem dem Richard gegebenen Versprechen so gerade zuwider liefe. Die Oberhofmeisterinn wollte sich aber darüber nicht erklären, wenn ihr die Königinn ihre Bitte nicht vorläufig gewährte. Dieses geschah, weil die Königinn äusserst neugierig war, die Ursache einer so sonderbaren Bitte zu erfahren.

So bald die Oberhofmeisterinn ihren ersten Zweck erreicht hatte, entdeckte sie der Königinn die Liebe ihres Sohns, und wie sehr sie fürchtete, er würde in Verzweifelung gerathen, und irgend eine ausschweifende Handlung begehen, wenn er Isabellen nicht zur Gemahlinn erhielte. Sie sagte, sie hätte die Königinn um diese zwey Tage Aufschub gebeten, um Zeit zu gewinnen, und mit Hülfe Ihrer Majestät auf Mittel zu sinnen, ihren Sohn zu retten.

Die Königinn antwortete: wenn ihr gegebenes königliches Wort nicht im Wege stände, so wären

vielleicht Mittel gewesen, sie aus dieser Verlegenheit zu reissen; allein für keinen Preis in der Welt könne sie sich jetzt bewegen lassen, Richards Hoffnungen zu täuschen, und ihr eigenes Wort zu brechen.

Diese Antwort brachte die Oberhofmeisterinn ihrem Sohne zurück. Entbrannt von fehlgeschlagener Liebe und Eifersucht, waffnete sich dieser den Augenblick von Kopf zu Fuß, bestieg einen mächtigen Kampfhengst, ritt vor Sir Donalds Haus, und begehrte, Richard, welcher eben den hochzeitlichen Schmuck angelegt hatte, und im Begriff war, mit seinem Bräutigamsgefolge nach Hofe zu gehen, sollte an's Fenster kommen. Wie Richard hörte, wer ihn forderte, und auf welche Art er gekommen war, um ihn zu sprechen, trat er mit einigem Erstaunen an's Fenster.

Graf Ernestus rief ihm zu: „Herr Richard! Die Königinn meine Monarchinn hat Euch Aufträge gegeben, und Euch zu Thaten aufgefordert, durch welche Ihr die unvergleichliche Isabelle verdienen könntet. Ihr seyd ausgezogen, und habt reichbeladene Schiffe heimgebracht,

und glaubt damit Isabellen erkauft und erworben zu haben. Allein obgleich die Königinn sie Euch zugesagt hat, so ist dieß doch in der Meynung geschehen, daß niemand an ihrem Hofe Isabellen treuer aufwarten, und sich besser um sie verdient machen könnte. In diesem Stücke möchte sich aber die Königinn wohl irren; und dieser Meynung bin ich, und ich halte es für wahr und ausgemacht, daß Ihr weder solche Thaten vollbracht habt, noch jemahls vollbringen könnt, die Euch eines so grossen Glücks würdig machen. Wenn Ihr dieser meiner Behauptung widersprechen dürft, so befehde ich Euch, und fordere Euch zum Kampf auf Leben und Tod.“

„Herr Graf (antwortete Richard), ich brauchte eure Ausforderung auf keine Weise anzunehmen. Denn ich bekenne nicht nur, daß ich Isabellen nicht verdiene; sondern ich behaupte, daß kein Mensch auf Erden sie verdienen kann. Weil ich demnach eure Behauptung völlig zugebe, so kann mich eure Ausforderung aus dieser Ursache nicht angehen. Ich nehme sie aber an, um Euch für die Verwegenheit derselben zu züchtigen.“

Damit ging er vom Fenster zurück, und forderte eiligst seine Waffen. Alle seine Freunde und Begleiter geriethen in Bewegung; und unter der Menge Leute, die den Grafen in Waffeu gesehen und seine Ausforderung gehört hatten, fehlte es nicht an einigen, welche der Königinn davon Nachricht gaben. Sie sandte den Augenblick einen Offizier von ihrer Leibwache, mit dem Befehl, den Grafen in Verhaft zu nehmen. Der Offizier kam an, wie Richard eben aus seinem Thore ritt, in derselben Rüstung, in welcher er kürzlich an's Land gekommen war, und auf einem trefflichen Streitrosse. Wie der Graf den Offizier gewahr ward, errieth er leicht die Ursache seiner Sendung, und war entschlossen, sich nicht ins Gefängniß führen zu lassen. „Ihr seht, Herr Richard, (rief er mit lauter Stimme), daß man uns am Kampfe hindern will. Habt Ihr Lust, mit mir anzubinden, so werdet Ihr wissen, mich ein ander Mahl aufzusuchen, so wie ich Euch aufsuchen werde, um meine Fehde auszuführen. Zwey Leute, die einander ernstlich suchen, werden sich wohl finden; also mag jetzt unsere Fehde ruhen."

Richard war damit zufrieden. Der Offizier rückte mit seiner Mannschaft heran, und forderte im Nahmen der Königinn den Grafen auf, sich zu ergeben. Der Graf gab ihm zur Antwort: er ergebe sich auf keine andere Bedingung, als daß man ihn gleich zur Königinn führe. Dieses ließ sich der Hauptmann gefallen, und führte ihn mit seiner Wache nach dem Palast der Königinn ab. Die Mutter des Grafen hatte unterdessen die Königinn mit Thränen gebeten, ihrem Sohn eine Unbesonnenheit zu verzeihen, die er aus Liebe und jugendlicher Uebereilung begangen hätte. Der Graf kam. Die Königinn ließ ihn aber nicht zur Rede kommen; sondern befahl, ihm den Degen abzufordern, und ihn in den Tower zu setzen.

Alle diese Begebenheiten marterten das Herz Isabellens und ihrer Aeltern, welche die kaum aufgegangene Morgenröthe ihrer Glückseligkeit plötzlich wieder durch trübe Wolken verfinstert sahen. Die Oberhofmeisterinn suchte die Königinn zu bewegen, unter dem Vorwande, die Fehden zu vermeiden, die sonst zwischen ihnen und Richards Freunden entstehen könnten, die Ursache derselben zu entfernen, und Isabellen nach Spanien zurück zu

schicken. Um ihrer Bitte noch mehr Gewicht zu geben, setzte sie hinzu, Isabelle sey katholisch, nnd zwar so eifrig katholisch, daß sie durch keine ihrer vielfältigen Ueberredungen vermocht habe, auch nur die geringste Veränderung in ihren Grundsätzen zu bewirken.

Die Königinn antwortete: Sie schätzte Isabellen deswegen noch höher; indem sie selbst eben so fest an der Lehre ihrer Väter hinge. Man möchte nur nicht daran denken, ihr vorzuschlagen, ein Mädchen nach Spanien zurück zu schicken, dessen Tugenden und Reize ihr unendlich viel Vergnügen machten, und welches sie (früher, oder später), gewiß, ihrem Versprechen gemäß, dem jungen Richard zur Gemahlinn geben würde.

Diese Erklärung der Königinn machte ihre Oberhofmeisterinn untröstlich. Sie erwiederte kein Wort; allein sie hielt es nun durchaus für nothwendig, Isabellen aus dem Wege zu räumen, wenn sie nicht alle Hoffnung aufgeben wollte, die heftigen Leidenschaften ihres Sohns zu besänftigen, und Frieden zwischen ihm und Richard zu stiften. Dieß trieb sie zu dem grausamsten und abscheulichsten Ent-

schluß, der jemahls in das Herz einer Dame von ihrem Stande kommen konnte; nähmlich Isabellen Gift zu geben. Da die Weiber gemeiniglich in der Ausführung ihrer Anschläge rasch zu Werke gehen, so gab sie noch denselben Abend Isabellen Gift in einer Arzeney, die sie ihr als ein besänftigendes Mittel empfahl. Es währte nicht lange, so zeigten sich schon die schrecklichsten Wirkungen des zerstörenden Gifts an der unglücklichen Isabelle. Man eilte, die Königinn von ihrem Zustande zu benachrichtigen, und die Oberhofmeisterinn als die wahrscheinliche Stifterinn dieses Unglücks anzugeben. Die Königinn zweifelte nicht an ihrem Verbrechen. Sie eilte zu Isabellen, die dem Anschein nach schon mit dem Tode rang. Die Leibärzte wurden unverzüglich herbeygerufen, und in der Zwischenzeit gab die Königinn selbst der Kranken einige Gegengifte, die sie glücklicherweise bey der Hand hatte. Wie die Aerzte kamen, baten sie die Königinn vor allen Dingen, ihre Oberhofmeisterinn (die jedermann einmüthig im Verdacht hatte) zum Bekenntniß zu zwingen, welche Art Gift sie Isabellen gegeben hätte; damit man die wirksamsten Gegenmittel anwenden könnte. Sie gestand ihre Uebelthat; und so gelang es den Aerzten durch

kräftige Mittel, Isabellen das Leben, oder wenigstens die Hoffnung zum Leben, zu erhalten. Die Königinn ließ ihre Oberhofmeisterinn einsperren, um sie zur verdienten Strafe zu ziehen. Diese Elende bemühte sich umsonst, ihre Uebelthat mit ihrem Religionseifer und mit ihrer blinden Mutterliebe zu bemänteln.

Wie Richard die unglückliche Botschaft hörte, fehlte nicht viel, daß der Jammer über Isabellens Unglück ihn nicht von Sinnen brachte. Isabelle kam zwar mit dem Leben davon; allein die fürchterliche Wirkung des Gifts hatte alle ihre Reize auf das scheußlichste verstellt. Haar und Augenbrauen waren ihr ausgefallen. Das Gesicht hatte sie verlohren. Alle Farbe war von ihren Wangen gewichen, und ihr ganzes Angesicht war von Geschwulst und Beulen verstellt und verzerrt. Mit einem Worte, aus einem Wunder der Schönheit war sie ein solches Bild der Häßlichkeit geworden, daß manche ihrer Freundinnen ihren jetzigen Zustand für ein grösseres Unglück hielten, als den Tod selbst.

Nichts desto weniger bat Richard die Königinn um Erlaubniß, seine Vermählung mit ihr zu

vollziehen. Er betheuerte, er sey mehr von den Tugenden ihrer Seele bezaubert, als von ihren äusserlichen Reizen, und wenn Isabelle gleich diese verlohren hätte, so blieben doch jene unvergänglich.

„Ihr habt Recht, Richard, (sprach die Königinn). Führet sie heim, und schätzet Euch glücklich, ein köstliches Kleinod in einem unansehnlichen Behältnisse zu besitzen. Gott weiß, wie gern ich sie Euch wieder eben so überliefert hätte, wie Ihr sie mir anvertrauet habt. Da aber dieses unmöglich ist, so kann ich Euch keine andere Genugthuung geben, als daß ich Euch an der Stifterinn dieses Unheils durch scharfe Bestrafung räche."

Richard war edelmüthig genug, für die Oberhofmeisterinn zu bitten, und zu versuchen, ihre Grausamkeit mit den unwiderstehlichen Trieben der mütterlichen Liebe zu entschuldigen, welche jene Unglückliche irre geleitet hätten. Die Königinn übergab ihm Isabellen samt ihren Aeltern, und fügte zu den Perlen und Diamanten noch manche andere königliche Geschenke, als Beweise ihrer Liebe für Isabellen hinzu. Richard führte seine Geliebte und ihre Aeltern in das Haus seines Vaters. Zwey

Monate lang blieb Isabelle in ihrem Zustande der Häßlichkeit, ohne daß sich einige Hoffnung zur Wiedererlangung ihrer vorigen Reize zeigte; bis endlich nach Verlauf dieser Zeit die häßliche Rinde wieder abfiel, und ihre Schönheit in ihrem vorigen Glanze zeigte.

Richards Aeltern hatten in der Zwischenzeit alle Hoffnung aufgegeben, Isabellens Reize wieder hergestellt zu sehen, und hatten deswegen heimlich Anstalt gemacht, die schöne Schottländerinn kommen zu lassen, die sie ihm schon vormahls zur Gemahlinn bestimmt hatten. Sie schmeichelten sich, die blühenden Reize der neuen Braut würden die hingewelkten der bisherigen bald aus seinem Herzen verbannen. Isabellen und ihre Aeltern dachten sie dann reichlich beschenkt nach Spanien zu entlassen, und sie auf diese Weise über ihren Verlust zu trösten. Kaum waren seit Isabellens Unfall anderthalb Monate verflossen, als Richard die neue Braut unvermuthet im Hause seiner Aeltern ankommen sahe, mit einem Gefolge, welches ihrem Stande angemessen war, und so schön, daß nächst Isabellens vorigen Reizen die ihrigen alles, was schön in London war, übertrafen.

Richard ward über den unerwarteten Anblick der Schottländerinn bestürzt, und er fürchtete, die Bestürzung über ihre Ankunft würde Isabellens Leben in Gefahr bringen. Um ihre Unruhe zu stillen, eilte er in das Zimmer, wo sie im Bette lag, und fand ihre Aeltern bey ihr.

„Liebste Isabelle! (sprach er): Aus grosser Liebe zu mir verkennen meine Aeltern die Grösse meiner Zärtlichkeit für Dich. Sie haben eine junge Schottländerinn ins Haus kommen lassen, mit welcher sie mich einst verheirathen wollten, ehe ich deine Verdienste kennen lernte; und ich glaube, es ist jetzt ihre Absicht, daß die große Schönheit dieses Mädchens das Bild deiner Seele, welches mit unauslöschlichen Zügen in die meinige gesenkt ist, daraus vertreiben soll. Nein, Isabelle! Von dem Augenblick an, da ich anfing, Dich zu lieben, war meine Zärtlichkeit nie von der Art, welche die Befriedigung sinnlicher Begierden zu ihrem Ziel und Endzweck macht; und wenn gleich deine äusserlichen Reize meine Sinne fesselten, so hielten doch nur deine zahllosen Tugenden mein Herz gefangen, und wenn ich in dem vollen Glanze deiner Schönheit Dich liebte, so bete ich Dich jetzt an, da

Du sie verlohren hast. Reiche mir deine Hand, und empfange die meinige, zur Bestätigung dieser Wahrheit. (Isabelle reichte ihm die Rechte). Bey der Wahrheit der Religion, die mich meine Aeltern gelehrt haben (fuhr Richard fort), und bey dem Gott, der uns hört, schwöre ich Dir, theuerste Isabelle, dein Gemahl zu werden; ja ich bin's von diesem Augenblick an, wenn Du mich zu der hohen Stufe des Glücks erheben willst, der Deinige zu seyn."

Isabelle war sehr gerührt von Richards Rede, und ihre Aeltern standen verwirrt und betroffen. Mit Thränen der Dankbarkeit benetzte Isabelle Richards Hand, und sagte mit schluchzender Stimme: „Ich nehme Dich an, als den Meinigen, und bin mit gänzlicher Hingebung die Deinige."

Richard drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre reizlose Wange, die er in der Blüte der Schönheit nie zu berühren gewagt hatte. Isabellens Aeltern feyerten mit häufigen zärtlichen Thränen die Verlobung ihrer Tochter. Richard sagte ihnen, er wolle schon Mittel finden, seiner Vermählung

mit der Schottländerinn unter einem schicklichen Vorwande auszuweichen; doch bat er sie zugleich, sich nicht zu widersetzen, im Fall seine Aeltern ihnen und ihrer Tochter anmuthen sollten, nach Spanien zurück zu kehren. Vielmehr sollten sie ihn selbst in Cadiz, oder Sevilla erwarten, wohin er ihnen gewiß verspräche, in zwey Jahren zu kommen, wenn ihm der Himmel so lange das Leben fristete. Wenn er länger ausbliebe, so könnten sie schliessen, daß entweder der Tod, oder andere unüberwindliche Hindernisse, sich seinem Wunsche widersetzt hätten.

Isabelle erwiederte: sie würde nicht nur zwey Jahre auf ihn warten, sondern so lange, als ihr eigenes Leben dauerte; oder bis sie gewisse Nachricht von dem Ende des seinigen erhielte. Der Augenblick, der ihr diese Nachricht brächte, würde gewiß auch ihr Leben endigen.

Während dieser zärtlichen Unterredung flossen an allen Seiten die Thränen von neuem. Richard ging hierauf zu seinen Aeltern, und erklärte ihnen, er könne unter keiner Bedingung an eine neue Heirath denken, oder sich mit der Schottländerinn ver-

loben, bis er vorher zur Beruhigung seines Gewissens eine Reise nach Rom gethan habe. Er wußte gegen sie, und gegen die Verwandten Ceciliens (so hieß die junge Schottländerinn,) so viele Gründe anzuführen, daß sie, als ächte katholische Christen, seinen Worten glaubten, und Cecilie entschloß sich, in dem Hause ihrer künftigen Schwiegerältern Richards Wiederkehr abzuwarten, die er auf Jahresfrist ansetzte.

Wie diese Abrede getroffen war, sagte Sir Donald zu seinem Sohne, er sey entschlossen, Isabellens Aeltern nebst ihrer Tochter mit Bewilligung der Königinn nach Spanien zurückkehren zu lassen, wo die vaterländische Luft vielleicht Isabellens Genesung begünstigen und beschleunigen werde, zu welcher sich wirklich schon einige Hoffnung zeigte.

Um seine Absicht nicht merken zu lassen, gab Richard mit anscheinender Gleichgültigkeit zur Antwort: sein Vater möchte nach seinem Belieben verfahren, und er bäte ihn nur, Isabellen nichts von demjenigen vorzuenthalten, was ihr die Königinn geschenkt hätte. Dieses versprach Sir Do-

nald, und bat unverzüglich die Königinn um Erlaubniß, zu der Heirath seines Sohns mit Cecilien, und zu Isabellens und ihrer Aeltern Abreise nach Spanien. Die Königinn bewilligte beydes, und billigte Sir Donalds Maßregeln. Sie entsetzte ihre Oberhofmeisterinn von ihrem Dienste, und verurtheilte sie zu einer Geldbusse von zehntausend goldnen Kronen, zum Besten Isabellens. Den Grafen Ernestus verbannte sie, zur Strafe für die Ausforderung, auf sechs Jahre aus England. Nach Verlauf von vier Tagen war die Geldbusse erlegt, und der Graf begab sich in seine Verbannung.

Wegen des Krieges zwischen England und Spanien trug die Königinn die Uebermachung der zehntausend Kronen nach Spanien einem in London befindlichen französischen Kaufmann auf, welcher sich auch anheischig machte, sie an Isabellens Aeltern in Sevilla bezahlen zu lassen, und ihnen deswegen die nöthigen Anweisungen mitgab. Eben so sorgfältig war die Königinn auch auf ihre persönliche Sicherheit bedacht. Sie ließ einen flämischen Schiffer kommen, welcher deswegen ausdrücklich nach einem französischen Hafen ging, damit

er dort Päſſe nehmen, und nach Spanien ſegeln könnte, als wenn er aus Frankreich und nicht aus England käme. Dieſem empfahl ſie, Iſabellen und ihre Aeltern in dem nächſten ſpaniſchen Hafen an's Land zu ſetzen, und ſie unterweges aufs beſte zu behandeln. Der Schiffer verſprach, mit ihnen in Liſſabon, Cadiz, oder Sevilla einzulaufen. Nachdem mit dem Kaufmann und dem Schiffer alles verabredet war, nahmen Iſabellens Aeltern mit ihrer Tochter Abſchied von der Königinn, die ſie aufs gnädigſte entließ, und ihnen nebſt den Anweiſungen des Kaufmanns noch manche Geſchenke und Erfriſchungen mit auf den Weg gab. Iſabelle dankte der Königinn für ihre Gnade in ſolchen Ausdrücken, daß ſie ſich dadurch noch mehr in ihrer Gunſt feſtſetzte. Sie nahm Abſchied von den Hofdamen, welche ſie jetzt, da ſie ihre Schönheit verlohren hatte, gern bey ſich behalten hätten; indem ihre Reize bey ihnen keinen Neid mehr erregten, und ihre eigene Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht mehr zu verdunkeln droheten. Die Königinn empfahl ſie nochmahls dem Schiffscapitain, wünſchte ihnen allen dreyen eine glückliche Reiſe, umarmte Iſabellen, und befahl ihr, nicht nur, ihr von ihrer Ankunft in Spanien, ſondern auch

hernach von Zeit zu Zeit durch den französischen Kaufmann, Nachrichten von sich zu geben. Isabelle ging mit ihren Aeltern noch denselben Abend unter Segel, nicht ohne vieles Bedauern von Seiten Sir Donalds und seiner Gemahlinn, und aller ihrer Hausgenossen, bey welchen sie sich so beliebt gemacht hatte, daß sie alle bey ihrem Abschiede in Thränen zerflossen. Richard war bey dem Abschiede nicht zugegen; sondern hatte sich an diesem Tage, um seinen zärtlichen Schmerz nicht zu verrathen, mit einigen Freunden auf die Jagd begeben.

Lady Catherine gab Isabellen reichliche Geschenke mit auf die Reise, und konnte nicht aufhören, sie zu umarmen, Thränen zu vergiessen, und sie zu bitten, ihr oft zu schreiben. Isabelle und ihre Aeltern ergossen sich dagegen in Dankbezeugungen; bis sie sämtlich in einer Mischung von wechselseitiger Wehmuth und Wohlwollen von einander schieden. Das Schiff erreichte bald mit einem guten Winde die französische Küste, wo der Schiffer die nöthigen Pässe nahm, um nach Spanien zu gehen, und nach einer Reise von dreissig Tagen glücklich in Cadiz einlief; woselbst Isabelle und

ihre Aeltern ans Land stiegen, und von allen Einwohnern, denen sie wohl bekannt waren, mit Freuden bewillkommt wurden. Sie empfingen tausend Glückwünsche wegen ihrer wiedergefundenen Tochter, und wegen der Wiedererlangung ihrer eigenen Freyheit, so wohl aus der türkischen Sclaverey, als aus der Gefangenschaft unter den Engländern; denn man hatte bereits alle Umstände durch die übrigen Gefangenen erfahren, welche Richards Edelmuth in Freyheit gesetzt hatte.

Bey Isabellen zeigten sich um diese Zeit schon Merkmahle, welche hoffen liessen, daß sie ihre vorige Schönheit wiedererlangen würde. Ein wenig über einen Monat hielten sie sich in Cadiz auf, um sich von den Beschwerlichkeiten der Seereise zu erhohlen, und begaben sich alsdann nach Sevilla, um sich wegen der Bezahlung der zehntausend Kronen zu erkundigen. Zwey Tage nach ihrer Ankunft in Sevilla erfragten sie den französischen Kaufmann, auf welchen ihre Anweisung lautete. Er erkannte sie für gültig; sagte aber, er könnte sie nicht eher einlösen, bis er Nachricht deswegen aus Paris erhielte, die er täglich erwartete. Isabellens Aeltern mieteten ein schönes Haus, dem Klo-

ster der Paulinerinnen gegenüber; weil eine ihrer Nichten als Nonne in diesem Kloster lebte, die eine ausserordentlich liebliche Stimme hatte. Sie wählten diese Wohnung, theils um des angenehmen Umgangs ihrer Verwandtinn in der Nähe oft geniessen zu können, theils auch deswegen, weil Isabelle ihrem Richard gesagt hatte, wenn er nach Spanien käme, so würde er sie in Sevilla antreffen, und ihre Base, die Nonne im Kloster der Santa Paula würde ihm ihre Wohnung anzeigen. Um diese Verwandte ausfindig zu machen, dürfte er nur nach der Nonne fragen, welche in dem ganzen Kloster die schönste Stimme hätte.

Der Advisbrief von Paris war vierzig Tage unterweges. Zwey Tage nach der Ankunft desselben bezahlte der Kaufmann den Wechsel von zehntausend Kronen. Mit dieser Summe und mit demjenigen, was aus dem Verkauf einiger von Isabellens Kostbarkeiten gelöset ward, fing ihr Vater seine Handlung wieder an; worüber sich diejenigen nicht wenig wunderten, welche wußten, wie beträchtlich sein ehemahliger Verlust gewesen war. Doch in wenigen Monaten erneuerte sich sein verlohrner Credit; und fast zu gleicher Zeit ward auch Isabel-

lens Schönheit in solchem Maße wieder hergestellt, daß man nur die englische Spanierinn zu nennen brauchte, wenn man den höchsten Grad weiblicher Schönheit ausdrücken wollte; denn unter diesem Nahmen war Isabelle in der ganzen Stadt eben so allgemein bekannt, als durch den Ruf von ihrer beyspiellosen Schönheit.

Durch Vermittelung des französischen Kaufmanns schrieben Isabelle und ihre Aeltern an die Königinn von England, und gaben ihr Nachricht von ihrer Ankunft, unter den demüthigen Danksagungen, welche die vielen von ihr empfangenen Beweise ihrer Gnade verdienten. Isabelle schrieb zu gleicher Zeit an Sir Donald und an Lady Catherine Briefe voll kindlicher Liebe; und ihre Aeltern schrieben ihnen, als ihren Gönnern und Gebietern, in Worten voll Ehrfurcht. Von der Königinn bekamen sie keine Antwort. Sir Donald und seine Gemahlinn aber wünschten ihnen Glück zu ihrer Ankunft, und meldeten ihnen, in Ausdrücken voll Freundschaft und Liebe, ihr Sohn Richard sey einen Tag nach ihnen nach Frankreich abgegangen, und habe von dort seine Reise weiter fortgesetzt, um die Angelegenheiten sei-

nes Gewissens zu besorgen. Isabelle zweifelte nicht, Richard habe England in der Absicht verlassen, ihr nachzureisen. In dieser frohen Erwartung lebte sie sehr glücklich, und bestrebte sich, einen solchen Wandel zu führen, daß Richard bey seiner Ankunft in Sevilla eher durch den Ruf von ihren Tugenden, als durch die Anzeige ihrer Wohnung zu ihr geleitet würde. Sie ging fast nie aus dem Hause ihrer Aeltern, ausser um ihre Freundinn im Kloster zu besuchen; und nirgends als dort hohlte sie Ablaß. Nur an den Freytagen in den Fastenwochen wallfahrtete sie zu dem heiligen Kreuz, und in den folgenden sieben Wochen zur Kirche des heiligen Geists. Nie besuchte sie den Kay des Flusses; nie kam sie nach Triana. Nicht ein einziges Mahl fiel es ihr ein, den öffentlichen Lustbarkeiten beyzuwohnen, die am Sankt Sebastianstage auf dem Felde von Tablada und vor dem Xereserthore gehalten werden, wo sich bey schönem Wetter eine unzählige Volksmenge versammelt. Sie vermied vielmehr alle öffentliche Feyerlichkeiten, und widmete sich ganz der Religion, der Einsamkeit, und dem Andenken an ihren geliebten Richard.

Dieser eingezogene Wandel konnte jedoch nicht verhindern, daß nicht alle Jünglinge in der Nachbarschaft, und wer sonst Isabellen nur irgend einmahl gesehen hatte, sich in sie verliebt hätten, so daß man bald in ihrer Strasse die Ständchen des Nachts, und am Tage Wettrennen und andere Feyerlichkeiten einander beständig folgen sahe. Je mehr Isabellens eingezogenes Leben die Leidenschaften ihrer Verehrer, zugleich mit ihrer Neugier, rege machte, desto geschäftiger wurden die Gelegenheitsmacherinnen, die nicht nur versprachen, Isabellens Sinn durch die Kunst der Ueberredung wankend zu machen, sondern auch durch magischen Zauber ihr Herz zu verstricken. Allein mitten unter diesen Verführern und Betriegern stand Isabellens Tugend unerschütterlich, wie der Fels, gegen welchen die Brandung des Meers und das Toben der Stürme vergeblich ihre Wuth versuchen.

Anderthalb Jahre waren bereits auf diese Weise verstrichen, und zwey Jahre hatte Richard als das längste Zeitmaß bestimmt, in welchem Isabelle ihn erwarten sollte. Je näher dieß bestimmte Ziel heranrückte, desto unruhiger ward Isabellens Herz. Schon stellte ihre Einbildung

ihr den Augenblick seiner Ankunft vor; schon sah' sie ihn gegenwärtig, und machte ihm zärtliche Vorwürfe über sein langes Zaudern; schon hörte sie die Entschuldigungen ihres Geliebten, dem ihr Herz gern verzieh, dem sich ihre Arme entgegenstreckten, und den sie mit ihrer ganzen Seele umfing — als sie unverhofft einen Brief von seiner Mutter erhielt, der vor sieben Wochen geschrieben war, und folgendermassen lautete:

„Geliebteste Tochter! Du erinnerst Dich noch wohl eines Dieners meines Sohnes Richard, welcher William hieß. Er begleitete ihn, wie ich Dir in meinem vorigen Briefe meldete, daß Richard am Tage nach deiner Abfahrt nach Frankreich und andern Ländern abgereiset wäre. Seit sechszehn Monaten hatten wir von unserm Sohne nichts gehört. Gestern kam William zurück, und brachte uns die schreckliche Nachricht, Graf Ernestus habe unsern Richard in Frankreich meuchelmörderischer Weise umgebracht. Denke Dir den Zustand, liebste Tochter, in welchen diese Schreckenpost meinen Gemahl und mich, und die Braut unseres Sohns versetzt hat! Noch können wir uns von unserer Bestürzung nicht erhohlen. Noch können

wir uns unser Unglück nicht als wahr denken. Alles, was wir Dich bitten können, liebste Tochter! ist: Bete für Richards Seele. Diese Wohlthat verdient derjenige, der Dich so zärtlich liebte. Und dann bitte Gott, daß er uns Geduld und eine selige Auflösung schenke. Wir wollen ihn bitten, daß er Dir und deinen lieben Aeltern langes Leben und Glückseligkeit gewähre."

Der Brief und die Handschrift liessen Isabellen keinen Zweifel übrig, daß Richard das Leben verlohren hätte. Sie kannte William als einen treuen Diener, der keinen Bewegungsgrund haben konnte, Richards Tod zu erdichten. Lady Catherine konnte ebenfalls keine Ursache haben, ihr eine solche erdichtete Trauerpost zu schicken. Mit einem Worte, sie mochte es überlegen, wie sie wollte, so fand sie keine Veranlassung, die Nachricht von seinem Unglück in Zweifel zu ziehen. Wie sie den Brief gelesen hatte, stand sie auf, ohne eine Thräne zu vergiessen, oder ein äusserliches Zeichen des Schmerzens merken zu lassen; ging in ihre Betkapelle, und hinknieend vor einem heiligen Crucifix gelobte sie, eine Nonne zu werden; indem sie sich in ihrem verwitweten Zustande für berechtigt und

verpflichtet hielt, ihre übrigen Tage ganz der Religion zu weihen.

Ihre Aeltern verbargen den Gram, den ihnen die traurige Nachricht verursachte, um Isabellen in der Bitterkeit ihrer Betrübniß trösten zu können. Diese fühlte sich hingegen durch ihren christlichen und heiligen Vorsatz so gestärkt, daß sie selbst ihren Aeltern Trost zuredete. Sie entdeckte ihnen ihre Absicht; gegen welche ihre Aeltern keine andere Einwendung machten, als daß sie ihr riethen, ihren Vorsatz nicht eher auszuführen, als nach dem völligen Verlauf der zwey Jahre, welche Richard zu seiner Ankunft anberaumt hatte; weil sie dann um desto gewisser von seinem Ableben versichert seyn, und um desto ruhiger ihren Stand verändern könnte. Isabelle gehorchte, und brachte die übrigen sechs Monate in gottseligen Uebungen zu; doch nahm sie zugleich ihre Maßregeln, um sich in ein Kloster aufnehmen zu lassen, und sie wählte dazu das Kloster der Paulinerinnen, in welchem sich ihre Base befand.

Endlich verstrichen die zwey Jahre, und der Tag kam heran, an welchem sie ihr Klostergelübde thun

sollte. Wie die Nachricht davon in der Stadt bekannt ward, strömte alles herzu, um die Feyerlichkeit mit anzusehen, und die grosse Menge der bekannten und unbekannten Zuschauer füllte nicht nur das Kloster, sondern den ganzen Zwischenraum bis an Isabellens Wohnung. Isabellens Aeltern hatten ihre Freunde und Verwandten, und diese wieder andere Bekannte eingeladen, so daß der Zug, welcher Isabellen zur Einkleidung begleitete, der feyerlichste und ansehnlichste war, den man jemahls bey einer solchen Gelegenheit in Sevilla gesehen hatte. Der Präsident, die Vorsteher der Kirche, der Vicarius des Erzbischofs, und mit ihnen alle vornehmen Personen beyderley Geschlechts in der Stadt, waren dabey gegenwärtig: So groß war die Begierde, diese Sonne der Schönheit wieder zu sehen, welche für sie so lange verfinstert gewesen war.

Da es Sitte ist, daß die Jungfrauen bey ihrer Einkleidung in ihrem besten Schmuck erscheinen, um mit demselben in dieser feyerlichen Stunde auf einmahl alle Pracht und Eitelkeit abzulegen; so kleidete sich auch Isabelle so prächtig, als sie

konnte, und wählte zu diesem Ende den Schmuck, in welchem sie der Königinn von England war vorgestellt worden, und dessen Reichthum und Geschmack wir schon bey jener Gelegenheit beschrieben haben. Dazu kam noch die köstliche Perlenschnur, der Ring, und das übrige Geschmeide, welches ihr die Königinn geschenkt hatte. In diesem prachtvollen Anzuge, und mit ihrem natürlichen Liebreiz geschmückt, begab sich Isabelle unter dem freudigen Zurufe aller Umstehenden zu Fuße nach dem Kloster, welches so nahe lag, daß man keine Kutschen und Wagen nöthig hatte. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß der Zug kaum durchkommen konnte. Einige segneten Isabellens Aeltern; andere priesen Gott für die ausbündige Schönheit, womit er sie geschmückt hatte. Hier richteten sich einige empor, um sie zu sehen. Dort liefen andere, die sie schon gesehen hatten, voraus, um noch einmahl ihres Anblicks zu genießen. Am geschäftigsten von allen zeigte sich ein Mensch, der deswegen auch die Augen eines Jeden auf sich zog, in der Kleidung eines losgekauften Sclaven, mit dem Abzeichen der Brüder Trinitarier auf der Brust, zum Zeichen, daß diese ihn losgekauft hätten.

Wie Isabelle schon die Stufen der Klostertreppe betreten wollte, woselbst ihr, wie gewöhnlich, die Priorinn mit allen übrigen Nonnen mit dem Kreuze entgegen kam, rief ihr dieser Mensch mit lauter Stimme zu: „Halt' ein, Isabelle; verziehe! So lange ich lebe, steht es nicht in deiner Gewalt, Dich dem Kloster zu weihen.“

Isabelle und ihre Aeltern sahen sich um, und bemerkten, daß der Gefangene sich durch die Volksmenge zu ihnen drängte. Eine runde blaue Mütze, die er auf dem Kopfe trug, war ihm im Gedränge abgefallen, und hatte sein goldlockiges Haar und sein blondes Gesicht unbedeckt gelassen. An beyden erkannte ihn leicht ein Jeder für einen Fremdling. Bald stolpernd, bald strauchelnd, drang er endlich bis zu Isabellen hindurch; ergriff ihre Hand, und sagte: „Kennst Du mich noch, Isabelle? Sieh' mich an; ich bin Richard, dein Gemahl.“

„Ja wohl, kenn' ich Dich (sprach Isabelle); wofern Du nicht ein Geist bist, der gekommen ist, meine Ruhe zu stören.“

Ihre Aeltern ergriffen seine Hand, sahen ihm aufmerksam in's Gesicht, und erkannten ebenfalls

Richard in der Person des Gefangenen. Mit Thränen in den Augen warf er sich Isabellen zu Füssen, und bat, sie möchte sich durch seine sonderbare Kleidung nicht bewegen lassen, ihn zu verkennen, und ihm nicht, seiner Armuth wegen, die Erfüllung ihres Versprechens versagen.

Ungeachtet des Eindrucks, den Lady Catherinens Brief, in welchem sie Isabellen den Tod ihres Sohnes gemeldet hatte, bey dieser noch zurückließ, traute sie doch mehr ihren Augen, und der Ueberzeugung, welche Richards Anblick ihr darstellte. „Ja, Du bist es, mein Geliebter! (sprach sie). Du bist wahrlich der Einzige, der mich von der Erfüllung meines frommen Vorsatzes abhalten kann. Du bist die Hälfte dieses Herzens, welches Dir vermählt ist. Dein Bild ist tief in mein Gedächtniß und in meine Seele gegraben. Die Nachricht, die mir deine Mutter von deinem Tode gab, raubte mir nur nicht das Leben; doch brachte sie mich zu dem Entschlusse, mich dem Kloster zu weihen, in welches ich in diesem Augenblick treten wollte, um mein Leben hier zu beschliessen. Da mich aber die Vorsehung durch ein so gerechtes Hinderniß überzeugt, daß sie ein anderes über mich be-

schlossen hat, so ist es weder mein Wunsch, noch mein Wille, mich ihr zu widersetzen. Komm, mein Herr und Gemahl, in das Haus meiner Aeltern; es ist das deinige. Auch ich will daselbst, nach der Vorschrift unserer heiligen Kirche, die Deinige werden.“

Alle Umstehenden, und unter andern der Präsident, die Kirchenvorsteher, und der Vicarius des Erzbischofs, hörten diese Worte. Erstaunt und verwundert über das, was sie sahen und vernahmen, wünschten sie unverzüglich den Zusammenhang dieser Geschichte zu wissen; imgleichen wer der Fremdling wäre, und was für eine Bewandtniß es mit Isabellens Verlöbniß hätte.

Isabellens Vater entschuldigte sich, daß dort weder der Ort, noch die Zeit wäre, diese Umstände aufzuklären. Er bat aber diejenigen, welche wünschten, sie näher zu wissen, mit ihm in sein Haus zu treten, da es so nahe wäre, damit sie die Wahrheit erfahren, und das Wunderbare und Seltsame dieses Vorganges erkennen möchten.

Einer von den Umstehenden erhob inzwischen seine Stimme, und rief: „Meine Herren, dieser

Jüngling ist ein berühmter englischer Freybeuter. Ich kenne ihn; er ist derselbe, der vor ungefähr zwey Jahren den algerinischen Seeräubern das portugiesische Schiff aus Indien wegnahm. Er ist es ganz gewiß, und ich muß ihn am besten kennen, da er mir selbst die Freyheit gab, und Geld, um nach Spanien zu kommen, und nicht mir allein, sondern noch dreyhundert andern Gefangenen."

Diese Rede brachte eine allgemeine Bewegung hervor, und ein Jeder ward dadurch noch neugieriger gemacht, in einer so verwickelten Sache Aufklärung zu bekommen. Endlich begaben sich die Vornehmsten, nebst den Geistlichen, mit Isabellen und ihren Aeltern ins Haus; indeß die guten Nonnen trauerten und weinten, daß sie die Gesellschaft der liebenswürdigen Isabelle entbehren mußten.

Nachdem sich die Gesellschaft in einem geräumigen Saale versammelt hatte, nöthigte Isabelle jedermann zum Sitzen; und obwohl Richard schon den Mund öffnete, um seine Geschichte zu erzählen, so sah er es doch nicht ungern, wie ihm Isabelle zuvor kam, und sie erst durch ihre einnehmende Beredsamkeit einleitete; zumahl, da er selbst nicht sehr fertig Spanisch reden konnte.

Alle schwiegen, und hingen mit gespannter Aufmerksamkeit an Isabellens Lippen; indem sie alles berichtete, was mit ihr von dem Tage ihrer Entführung aus Cadiz bis zu ihrer Wiederkehr vorgefallen war. Sie erzählte auch alle Umstände des Treffens, welches Richard den Türken geliefert hätte; die Großmuth, die er den Christen bewiesen; das Versprechen, welches er und sie sich gegenseitig gegeben hätten, sich mit einander zu vermählen; Richards Zusage, innerhalb zwey Jahren nach Spanien zu kommen; die Nachricht, welche sie von seinem Tode erhalten, und so gewiß geglaubt habe, daß sie dadurch zu dem Entschlusse bewogen worden, ins Kloster zu gehen. Sie erhob die vielen Gnadenbezeigungen der Königinn von England, und Richards und seiner Aeltern Anhänglichkeit an der katholischen Religion; und wie sie mit ihrer Erzählung fertig war, bat sie Richard, Bericht von allem zu geben, was ihm seit seiner Abreise aus London begegnet wäre, bis an den heutigen Tag, an welchem sie ihn in Sclavenkleidern und mit Kennzeichen erblickte, welche vermuthen ließen, daß er von der Almosencasse wäre losgekauft worden.

„Das bin ich wirklich (sprach Richard); und ich will mit wenigen Worten die unendlichen Leiden zu schildern versuchen, die ich bis dahin ausgestanden habe: Nachdem ich London verlassen hatte, um meine Vermählung mit Cecilien, jener jungen Schottländerinn, deren Isabelle erwähnt hat, zu vermeiden, reiste ich, begleitet von meinem Diener William (der, wie ich höre, meiner Mutter die unzeitige Nachricht von meinem Tode gebracht hat), durch Frankreich, und begab mich nach Rom, wo ich meine Seele erquickte, und mich in meinem Glauben bestärkte. Nachdem ich dem heiligen Vater die Füsse geküßt hatte, beichtete ich dem Großpönitenziar, und empfing seine Loszählung, nebst den gewöhnlichen Scheinen, daß ich gebeichtet, gebüßt, und mich mit der Mutterkirche versöhnt hätte. Ich besuchte hernach die unzähligen heiligen Oerter in dieser grossen und heiligen Stadt. Zweytausend goldne Kronen blieben mir von meinem mitgenommenen Gelde noch übrig. Davon gab ich Sechszehnhundert einem Wechsler gegen seine Anweisung auf einen gewissen Rocchi, einen florentinischen Kaufmann in dieser Stadt. Mit den übrigen vierhundert Kronen dachte ich, meine Reise nach Spanien zu bestreiten. Ich

ging deswegen nach Genua, wo, wie man sagte, zwey genuesische Galeren fertig liegen sollten, um nach Spanien zu segeln. Ich kam mit meinem Bedienten William bis nach Aquapendente, dem letzten Orte im Kirchenstaat, wenn man nach Florenz geht, und fand in dem Wirthshause, wo ich abtrat, den Grafen Ernestus, meinen Todtfeind, welcher im Begriff war, in verstellter Kleidung mit vier seiner Bedienten nach Rom zu reisen; vermuthlich mehr, um seine Neugier zu befriedigen, als aus gottseligen Absichten. Ich glaubte gewiß zu seyn, daß er mich nicht erkannt hätte; aber dennoch verschloß ich mich mit meinem Bedienten in meinem Zimmer, und nahm mir vor, mein Quartier zu verändern, so bald es Abend würde. Weil ich jedoch zu bemerken glaubte, daß der Graf und seine Leute sich gar nicht um mich bekümmerten, so versäumte ich, diese Vorsichtigkeit zu gebrauchen. Ich speiste des Abends in meinem Zimmer, verschloß die Thür, hielt meinen Degen in Bereitschaft, empfahl mich Gott, und beschloß, die Nacht ausser dem Bette zuzubringen. Mein Bedienter legte sich schlafen, und ich selbst schlummerte auf einem Stuhl. Kurz nach Mitternacht weckten mich vier Pistolenschüsse aus

meinem Schlummer, die mich in ewigem Todesschlaf begraben sollten. Der Graf und seine Leute hatten (wie ich hernach erfuhr) die Pistolen auf mich abgefeuert, und waren auf bestellten Pferden gleich nach der That entflohen, indem sie mich für todt liegen liessen, und dem Wirth empfahlen, mich begraben zu lassen, weil ich ein Mann von Stande wäre. Mein Diener (wie mir der Wirth hernach erzählte) war von dem Knall erwacht, und hatte sich vor Schrecken aus dem Fenster in einen Hof gestürzt, und sein Unglück bejammert, daß sein Herr erschossen wäre. Er war sogleich davon gegangen; und vermuthlich hatte ihn sein Schrecken bis nach London verfolgt, wohin er die Nachricht von meinem Tode brachte. Die Leute im Wirthshause liefen zusammen, und fanden mich von vier Kugeln und einer Menge Schrotkörner verwundet; jedoch glücklicher Weise an solchen Stellen, daß keine der Wunden tödtlich war. Ich beichtete, und verlangte als ein guter katholischer Christ die Sacramente, die man mir auch reichte, und meine Wunden verband. Nach zwey Monaten befand ich mich erst wieder im Stande, weiter zu reisen. Ich kam nach Genua, wo ich aber keine andere Schiffe fand, als ein Par Feluken,

welche ich in Gemeinschaft mit zwey vornehmen Spaniern mietete. In die eine schifften wir uns selbst ein; die andere sandten wir zum Kundschaften voraus. Mit dieser Vorsichtigkeit schifften wir immer unter dem Lande hin, und waren entschlossen, uns nicht weit in den Meerbusen hinein zu wagen. Wie wir aber an einen Ort in den französischen Gewässern kamen, den man les trois Maries nennt, kamen unvermuthet aus einer Bucht ein Par türkische Raubschiffe heraus, deren eines uns den Weg nach der See abschnitt, und das andere verlief uns die Küste, wohin wir uns zu retten suchten, und bemächtigte sich unserer Feluken. Wie man uns an Bord des Türken brachte, wurden wir bis auf die Haut ausgeplündert; die Feluken wurden leer gemacht, und auf den Strand gesetzt, aber nicht versenkt, um sie künftig zur Lockspeise zu brauchen, und einen neuen Fang zu erwischen. Man kann denken, wie traurig mich der Verlust meiner Freyheit machte; allein noch mehr bedauerte ich den Verlust einer blechernen Büchse, in welcher ich meine Ablaßbriefe mitgebracht, und auch den Wechsel auf die sechszehnhundert Goldkronen aufbewahrt hatte. Zu meinem Glück fiel diese Büchse in die Hände eines Christensclaven, der sie sorgfäl-

tig aufhob; denn wenn die Türken sie gesehen hätten, so würden sie erfahren haben, wer ich wäre, und dann hätten sie wenigstens so viel Lösegeld für mich gefordert, als der Wechsel betrug. Wir wurden nach Algier gebracht, wo sich eben einige Väter Trinitarier befanden, um Gefangene auszulösen. Ich sprach mit ihnen, entdeckte ihnen wer ich wäre, und aus Mitleiden mit mir, als einem Fremden, kauften sie mich für dreyhundert Ducaten los, wovon hundert bar bezahlt wurden, und das übrige nach der Wiederkunft des Cartelschiffs sollte bezahlt werden. Unterdessen blieb einer von den guten Vätern als Geisel für viertausend Ducaten zurück, die er mehr verbraucht, als er mitgebracht hatte. So weit geht die Großmuth und Menschenliebe dieser guten Geistlichen, daß sie sich selbst in Bande begeben, um andern Gefangenen die Freyheit zu verschaffen.

Ich hatte nicht nur das Glück, meine Freyheit wieder zu erlangen, sondern ich bekam auch meine Büchse mit den Ablaßbriefen und dem Wechsel wieder. Diesen zeigte ich dem guten Vater, der mich losgekauft hatte, und bot ihm über mein Lösegeld noch fünfhundert Ducaten an, als Beysteuer

zu seiner eigenen Befreyung. Es verging fast ein Jahr, bis das Cartelschiff wiederkam. Wenn ich Euch alles erzählen sollte, was mir in diesem Jahre begegnet ist, so würde meine Geschichte noch einmahl so lang werden. Ich will nur anführen, daß einer von den Türken, denen ich vormahls mit den Christen zugleich die Freyheit geschenkt hatte, mich erkannte. Er war so dankbar und ehrlich, daß er mich nicht verrieth. Wenn die Türken erfahren hätten, daß ich der Mann war, der zwey von ihren Schiffen in den Grund gebohrt, und ihnen ihre reiche Beute abgejagt hatte, so hätten sie mich entweder umgebracht, oder mich nach Constantinopel zum Großsoltan gesandt, wo ich in ewige Sclaverey gerathen wäre. Endlich kehrte der Pater Almosenpfleger mit mir und mit noch funfzig andern losgekauften Christen nach Spanien zurück. In Valenzia hielten wir unsern feyerlichen Umgang, und von dort begab sich ein Jeder wohin es ihm beliebte, mit den Zeichen der Loskaufung angethan, welche in diesen Kleidern bestehen.

Heute kam ich in dieser Stadt an, wo es meine erste und einzige Sorge war, mich gleich

nach diesem Kloster zu erkundigen, wo ich Nachricht von Isabellen erfahren sollte. Was daselbst vorgefallen ist, habt Ihr alle gesehen. Was Ihr aber noch sehen müßt, das sind diese Zeugnisse, welche die Wahrheit meiner Erzählung bekräftigen, die nicht weniger wunderbar, als wahr ist."

Hier zog Richard eine blecherne Büchse hervor, und zeigte sie dem Präsidenten und den Vorstehern, welche in derselben die Bestätigung dessen fanden, was er erzählt hatte. Ueberdieß befand sich zufälliger Weise auch der florentinische Kaufmann gegenwärtig, auf welchen der Wechsel ausgestellt war. Er ließ ihn sich zeigen, erkannte ihn für richtig, und nahm ihn auf der Stelle an, weil er schon seit einigen Monaten Nachricht davon hatte. Dieß alles erregte Wunder über Wunder, und Erstaunen über Erstaunen.

Richard erbot sich von neuem, die fünfhundert Ducaten an die Sclavencasse zu erlegen. Der Präsident, die Vorsteher, und die Geistlichen umarmten Richard und Isabellens Aeltern, und nahmen freundschaftlich Abschied, und die Geistli-

chen baten Isabellen, alle diese Begebenheiten schriftlich aufzusetzen, um sie dem Erzbischofe mitzutheilen; welches Isabelle versprach.

Das tiefe Stillschweigen, womit alle Umstehenden diese sonderbaren Begebenheiten angehört hatten, verwandelte sich nunmehr in lautes Lob der Güte Gottes, der so grosse Wunder an den Menschen thut. Jedermann vom Grössesten bis zum Kleinsten wünschte Richard und Isabellen Glück, und sie baten den Präsidenten, über acht Tage ihre Hochzeit mit seiner Gegenwart zu beehren. Der Präsident nahm die Einladung mit Freuden an, und erschien bey der Feyerlichkeit, in Begleitung der vornehmsten Personen aus der Stadt.

Durch solche wunderbare Wege des Schicksals fanden Isabellens Aeltern ihre Tochter wieder, und gelangten zu ihrem vorigen Wohlstande; und sie selbst ward durch die Gnade des Himmels und mit Hülfe ihrer Tugenden, Trotz so vielfältigen Hindernissen, die Gemahlinn eines so edlen Mannes, wie Richard. Sie lebt vermuthlich noch mit ihm in dem Hause, welches sie den Paulinerinnen gegenüber gemietet hatten, und es hernach von

den Erben eines Edelmanns in Bürgos, Nahmens Hernando de Cifuentes, kauften.

Aus dieser Erzählung kann man lernen, wie groß die Macht der Tugend und der Schönheit sey; (denn beyde zusammen und jede für sich sind im Stande, selbst Feinde zur Liebe zu bewegen), und wie der Himmel oft die grössesten Widerwärtigkeiten zu unserm Besten zu lenken weiß.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1 [illegible] 1260

2 [illegible] Felleisen 260
[illegible] 278
3 [illegible] 285
4 [illegible] 299
5 [illegible] 320;
6 [illegible]

Werner

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cervantes Saavedra, Miguel <<de>>,

Lehrreiche Erzählungen

Bd.: 1

Königsberg 1801

P.o.hisp. 48 c-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10607120-9